

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 841

Max Raphael, geboren 1889 im damaligen Posen, studierte Philosophie bei Georg Simmel und Henri Bergson, Kunstgeschichte bei Heinrich Wölfflin und löste sich schon 1913 mit seiner ersten Schrift *Von Monet zu Picasso* aus dem akademischen Rahmen der Kunstwissenschaft seiner Zeit. Bereits 1911 hatte er in Paris die Bekanntschaft Picassos gemacht und die Werke der Impressionisten sowie die von Cézanne und Matisse studiert.

1917 desertierte Raphael aus dem deutschen Militärdienst in die Schweiz und kehrte erst 1920 aus diesem ersten Exil nach Berlin zurück. Raphael veröffentlichte nun regelmäßig Artikel in verschiedenen Kunstzeitschriften, die der Sezession und dem Expressionismus nahestanden. 1925-1932 lehrte er an der Volkshochschule Groß-Berlin. 1932 verließ Raphael Deutschland, nachdem sein angekündigter Kurs über »Die wissenschaftlichen Grundlagen des *Kapitals*« von der Volkshochschulleitung abgesetzt worden war. Von 1932 bis 1940 lebte er in Paris am Rande des Existenzminimums. Mit Hilfe von Freunden gelangen einige Veröffentlichungen: *Proudhon Marx Picasso* (1933) und *Zur Erkenntnistheorie der konkreten Dialektik* (1934). Zugleich begann er mit historischen Studien zur französischen Romanik und einer später abgebrochenen Arbeit über Flaubert.

Nach Kriegsbeginn wurde Raphael zweimal in französischen Konzentrationslagern interniert, konnte aber 1941 in die USA emigrieren. Bis 1952 lebte und arbeitete er in New York. Vor dem Hintergrund seiner persönlichen Begegnungen mit Künstlern und der zeitlebens von ihm betonten Bild-Erfahrung sowie seiner weitgespannten theoretischen Interessen an Philosophie, Kunstgeschichte, Archäologie und Architektur entwickelte er seine »empirische Kunstwissenschaft«. Die Studien zur ägyptischen, später zur vor- und frühgeschichtlichen Kunst, die er an Exponaten der New Yorker Museen betrieb, bezeichnete er als Prüfsteine seiner Methode: Allein aus den ästhetischen Zeichen und Formen sollten deren geschichtlicher Gehalt, Entwicklung und soziale Bedeutung erkennbar werden. Am 14. Juli 1952 hat sich Max Raphael das Leben genommen.

The Times Literary Supplement bezeichnete Max Raphael als »den vielleicht größten Kunstphilosophen dieses Jahrhunderts«.

Max Raphael
Lebens-Erinnerungen

Briefe Tagebücher
Skizzen Essays

Herausgegeben
von Hans-Jürgen Heinrichs

Suhrkamp

Mit Unterstützung von Frau Emma Raphael (†), des Germanischen
Nationalmuseums, Nürnberg, und der Verwalter des
Max-Raphael-Nachlasses

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Raphael, Max:

Werkausgabe : 11 Bände in Kassette /
Max Raphael. Hrsg. von Hans-Jürgen Heinrichs. –
Frankfurt am Main : Suhrkamp.
(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; ...)
ISBN 3-518-09831-4

NE: Heinrichs, Hans-Jürgen [Hrsg.]
Raphael, Max:

Lebenserinnerungen :
Briefe, Tagebücher, Skizzen, Essays
Max Raphael. Hrsg. von Hans-Jürgen Heinrichs. –
Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1989
(Werkausgabe / Max Raphael)
(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 841)
ISBN 3-518-28441-X kart.
ISBN 3-518-09831-4 (Gesamtw.)

NE: 2. GT
Raphael, Max: Lebenserinnerungen. – 1989

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 841
Erste Auflage 1989

© Campus Verlag Frankfurt am Main und New York 1985

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Campus Verlags Frankfurt am Main und New York

Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

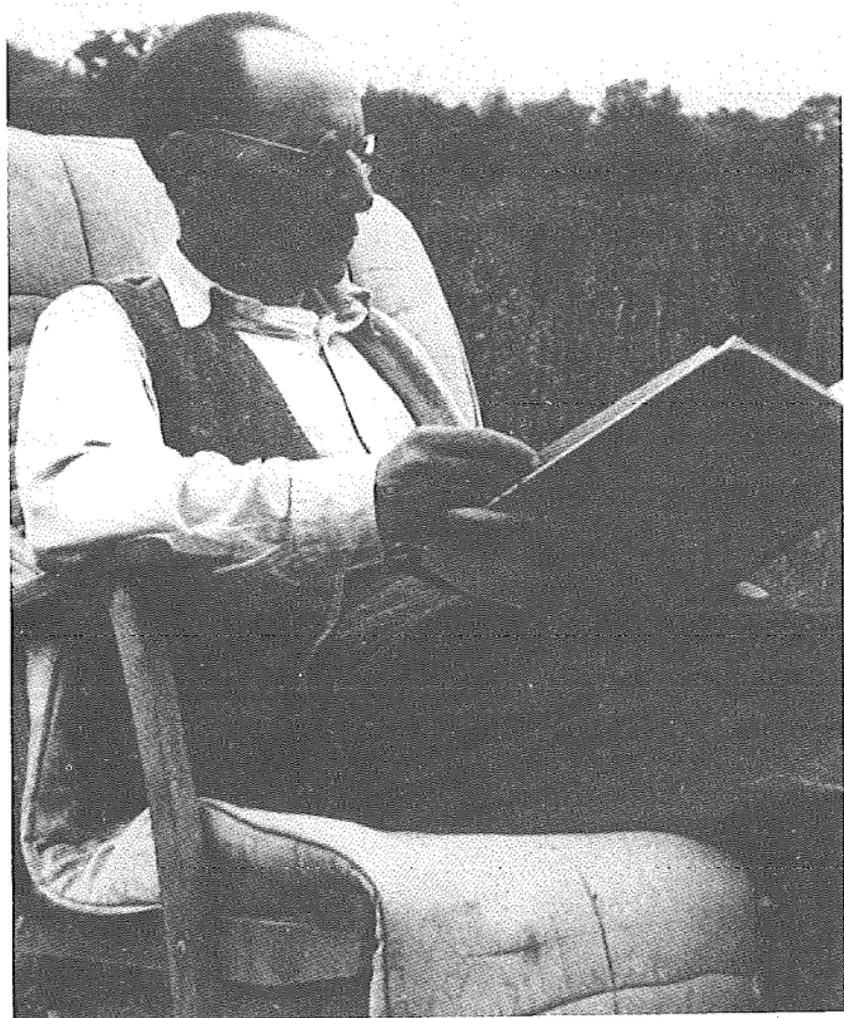
Druck: Wagner GmbH, Nördlingen
Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 – 94 93 92 91 90 89

Inhalt

Einleitung des Herausgebers	7
Editorische Notiz	44
Geist wider Macht. Kriegstagebuch. 1915	49
Notizbücher. 1914–1929	171
Über den Tod. 1932	201
Über den Selbstmord. 1932	206
Davoser Impressionen. 1931–1932	223
Reisen in Frankreich. 1935	243
Entwurf eines Deutschlandbuches. 1942/43	265
Im Exil. Briefe und Tagebücher aus Frankreich, Spanien, Portugal und den USA. 1941–1945	315
Briefe an Emma Raphael. 1941–1945	373
Aus dem Briefwechsel mit Alis Guggenheim. 1944	401
Aus dem Briefwechsel mit Max Horkheimer und Leo Löwenthal. 1934–1941	413
Register	424



Max Raphael, 1948

Einleitung

Irdische Dinge

»... was ich noch heute begehre, obwohl ohne jede Hoffnung, ist im Grunde, im Mittelpunkt eines schönen *Ereignisses* zu stehen.« Diese Tagebucheintragung Jean-Paul Sartres vom Februar 1940 verweist auf das Verfehlete auch in Max Raphaels Leben und auf seine Ersatzbildungen als Wissenschaftler, ebenfalls vergleichbar denen Sartres, wenn er etwas später notiert: »Ich möchte rasend werden, daß ich kein Dichter bin, daß ich so fest an der Prosa klebe. Ich möchte gern solche funkelnden, absurden Dinge schaffen können wie Gedichte, die einem Schiff in einer Flasche ähneln und wie die Ewigkeit eines Augenblicks sind. Aber es ist etwas Verkrampftes in mir...« (Sartre 1984: 411 und 456)

Als Wissenschaftler schienen Sartre und Raphael gleichermaßen den Wahrheiten nachzujagen, gebremst durch existentielle Not, durch die Strenge der Logik, den Zwang zur Systematisierung, beengt von der »Blässe des Gedankens« und dem Ereignislosen im wissenschaftlichen Diskurs – gegenüber der Vorstellung vom »schönen Ereignis« im exaltierten Künstlerleben.

Selbst wenn man das Persönliche in der individuellen Lebensgeschichte und das teils Illusionäre dieser schönen Kunst-Gegenwelt abzieht, bleibt etwas Allgemeines: Vergleicht man die (lebens-)künstlerische Reaktion der Künstler und Intellektuellen, die zur gleichen Zeit wie Raphael in die USA emigrierten, mit Raphaels ängstlicher und sozialkritischer Reaktion auf eine ihm zunehmend menschenfeindlich erscheinende Umwelt, wird etwas von den Voraussetzungen deutlich, die Sartre wie

Raphael für das Erlebnis eines »schönen Ereignisses« so oft vermißten. Raphael ist »zu unruhig, um allein zu sein« (12. 12. 1942)*, aber in Gesellschaft empfindet er sich als linkisch und unbeholfen; so ereignet sich sein Leben in den Bibliotheken und Museen. »Ich kann nicht unterhalten, ich bin ein Gräber . . . « (26. 1. 1943)

Anders als etwa in E. M. Ciorans Philosophie des Scheiterns – »alles scheitert, und es muß scheitern« – kreisen bei Raphael die Gedanken um die individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen sowie um lebensgeschichtliche Voraussetzungen des Scheiterns; er reflektiert und analysiert sich, er beklagt die Enge seiner Vergangenheit. Wie Gide in seinem Tagebuch klammert er sich an das »bißchen Realität« und beklagt wie er, daß sie ihm ständig zu entgleiten drohe. Gebunden an das Erfahren, Erleiden und Erkennen von Realität, distanziert er sich zeitweise wie Gides Held Luc in *La Tentative amoureuse* von diesen »irdischen Dingen«, die »es nicht wert sind, daß man sich um ihretwillen beunruhige oder bemühe«. (Vgl. auch K. Mann 1984: 61 und in diesem Band, S. 197–199)

Bei Raphael hat diese lebenslange Auseinandersetzung mit Wirklichkeit eine zeitliche Dimension – von seinen Aufschwüngen als junger Kunstwissenschaftler und Freund der großen Künstler um 1910, seinem Scheitern als Akademiker und seiner Desertion, seiner Verfolgung als Jude bis zu seinem Freitod – und eine philosophische, existentialistische, zuweilen psychologische Struktur: er sucht das Allgemeine, das Gesetz in seinem Leben mit dem Leben aller Menschen und der Beschaffenheit unserer Gesellschaft zueinander in Beziehung zu setzen. Nie wird er dabei das Gefühl verlieren, daß er es hätte besser machen können, oder wie Brecht (1975: 72) lakonisch im September 1920 in sein Tagebuch schreibt: »Auch die

Sägearbeit an dem Ast, auf dem ich sitze, schreitet vor, wenn auch langsam. Aber die Sicherheit treibe ich mir noch aus.«

Leben zum Exil

»Der junge Gide war traurig und verstört, fast verzweifelt«, schreibt Klaus Mann 1943 in seiner Biographie *André Gide und die Krise des modernen Denkens* (1984: 71). Dieser sensible Umgang mit den Sorgen und Konflikten, dem Schicksal des Künstlers, diese Feinheit im Umschreiben des Beginns eines außergewöhnlichen Lebens, die sich aus der Empathie zur Welt des Künstlers ergibt, ist eine leidenschaftliche Projektion, die dem Leben eines Wissenschaftlers gegenüber äußerst selten ist. Kaum wagte man zu sagen: Der junge Raphael war traurig und verstört, meist verzweifelt; denn »der junge Raphael« wäre schon eine imaginäre Umschreibung und Fixierung des Künstlerischen, der für den Künstler reservierten Aura einer Einheit von Lebens- und Werkabschnitten, eines in vollendete Werk-Partikel aufgeteilten unvollkommenen Lebens.

Ja, Raphael war traurig und verstört, meist verzweifelt, aber es war nicht »der junge Raphael«, sondern einfach einer unter vielen mit gleichen Erfahrungen, die sich bei ihm auf seine spezifische Weise konturierten: in den Schwierigkeiten, mit seinen Lebensumständen fertig zu werden, seine Vereinzelung produktiv zu verstehen.

Er bewältigte dieses Leben in der Hoffnung, das richtige Wort und den wahren Gedanken zu finden, den Alltag intellektuell schließlich bestehen zu können und in der Fähigkeit, der Banalität des Realen die Schönheit des Werks und die Kontinuität des Tagebuch- und Briefe-

schreibens entgegenzusetzen. Wie so oft in Tagebüchern¹ haben auch Raphaels nahezu tägliche Eintragungen zum Elend des Alltags und den Gebrechen des Körpers nur das eine Ziel, in eine allgemeine Absage an die Zukunft (oder wie Stefan Zweig 1939 notierte: »tired of all ideas of future«) in einen großen Satz über das Scheitern in allem zu münden. Camus notiert im August 1949 in seinen *Reisetagebüchern* (1980: 93): »Mühsames Erwachen. Leben heißt weh tun, den anderen und durch die anderen sich selbst. Grausame Erde! Was tun, um an nichts zu rühren? Welches endgültige Exil finden?« Raphaels Leben war ein Leben im Exil – und zum »endgültigen Exil« hin, dem selbstgewählten Tod. Auch wenn er wie Rilke² den Ruhm sicher für »die Summe aller Mißverständnisse, die über einen Menschen im Umlauf sind«, hielt – anders als der sich zur Ruhmsucht bekennende Sartre –, hätte er doch gerne am Glück, gelesen und gehört zu werden, teilgehabt.

Er schied mit einem Gefühl aus der Welt, das Joseph Roth 1938 in New York so beschrieb: »Die Tinte ist ebenso vergeblich vergossen wie das Blut. Finden wir uns damit ab, daß die Welt, für die wir einmal zu schreiben gedacht hatten, taub und stupide geworden ist und daß wir nur noch wenig mehr – vielleicht gar nichts in ihr zu suchen haben.« (Roth 1976: 323f.)

Suche nach einem Mittelpunkt

Der Künstler stellt sich, anders als der Wissenschaftler, auch seine autobiographischen Arbeiten als Kunst-Werk vor. Seine Gestaltungsprinzipien durchdringen bewußt oder unbewußt noch seine marginalsten Notizen, Tagebucheintragungen und Traumdeutungen. Ein Wissen-

schaftler wie Max Raphael dagegen überträgt nicht Formprinzipien, sondern das Ethos seines Berufs, die Ideale seiner Profession, die Ernsthaftigkeit und auf Wahrheit zielende Strebbarkeit seines Tuns auf die außerberufliche Tätigkeit des autobiographischen Notierens.

Das Festhalten an dem Erfahrenen, an Schicksal, Trauer und Glück, am Auf und Ab des Lebens, an den Beobachtungen im Alltag und auf Reisen soll die hermetische Welt des Forschens und der Forschergemeinde aufbrechen, auf das Lebendige aller noch so objektiv scheinenden Tatsachen, Methoden und Resultate wie auch auf das persönliche, singuläre eigene Leben beziehen. Dabei spielt für Raphael die Naturerfahrung eine große Rolle: sie entläßt ihn aus der erdrückenden Sphäre von Militarismus und Alltag, in ihr fühlt er sich »dem Leben nahe«. Die Reflexion über Natur und Kultur verbindet sich mit dem Wunsch nach Kontemplation und Versinken in der Natur (am deutlichsten in »Geist wider Macht«, in den »Davoser Impressionen«, in »Entwurf eines Deutschlandbuches« und »Reisen in Frankreich«). Raphaels wissenschaftliche Arbeit war zum einen von vornherein an eine enge Beziehung zur Natur gebunden – in der Art, wie er Sujets der Malerei, deren Farbgebung und Raumgestaltung beschrieb, sowie in seiner archäologischen und kunstwissenschaftlichen Arbeit in Italien und Frankreich – zum anderen war die Natur für ihn ein Gegenbild zum toten Wissenschaftsbetrieb: »Phantasie ist in der Wissenschaft verboten, weil nur noch komplette Idioten sich ihr zuwenden.« (1944, in einem Brief an Alis Guggenheim)

Das autobiographische Schreiben ist für Raphael eine Verlängerung der phantasievollen wissenschaftlichen Arbeit und wirkt auf diese wieder zurück: als Bereicherung, Vertiefung und lebensgeschichtliche Überprüfung. Ra-

phaels Kunsttheorie ist nicht denkbar ohne seine Reisen zu den Stätten der Kunst; seine Philosophie und Anthropologie gewinnen ihre Kontinuität in seiner Lebens- und Alltagserfahrung; seine Architektur-Entwürfe sind nicht denkbar ohne den sich täglich erprobenden Blick des Betrachters, des in seiner Umwelt aufmerksam lebenden »Zeitgenossen«. So läßt sich sein Leben und Werk von seinen systematischen Entwürfen und von seinen Notaten her durchstreifen, wie er es selbst gelebt hat – mal bewußter aufeinanderbezogen, mal zufälliger und unsystematischer. Raphael war dabei auf der Suche nach einem Mittelpunkt im Leben und in der Kunst, den wir nur noch schwer auszumachen oder gar festzuhalten vermögen. Das macht die historische Distanz *und* Spannung aus, in der man sich als Raphael-Leser beständig wiederfindet. Unbeteiligt jedoch bleibt man nie.

Lebens-Erinnerungen

Ohne Erinnerung hätten wir uns nichts zu erzählen. Das Zukünftige erhielte entweder den Anschein unendlicher Ferne oder verschmölze ununterscheidbar mit dem Geschehenden, das man sekundlich wahrnähme und festhielte. Ob Krieg oder Frieden – alles schrumpfte auf den Augenblick zusammen und rückte noch näher zusammen. Die Geschichte der Völker und die Geschichten, die jeder erlebt und die man miteinander hat, wären ohne Widerhall wie das Schreien in einem schalltoten Raum.

Die Erinnerung macht es jedem möglich, seinem eigenen Leben Konturen zu verleihen, es mit Vergangenheit aufzufüllen, ihm Bedeutung zu geben, die individuelle Lebensgeschichte in ein Verhältnis zu setzen zur allgemeinen Geschichte, zu Traditionen und Systemen. Raphael

hat davon exzessiv Gebrauch gemacht. Seine *Lebens-Erinnerungen* sind für ihn wie ein zweites *Leben*. Das Erinnernte strukturiert das gegenwärtig Geschehene: diese Erfahrung hat sich bei ihm zu einem Lebensgesetz verdichtet. Das rechtfertigt auch den Anspruch, der in dem allgemeinen Titel *Lebens-Erinnerungen* steckt.

Der beherrschende Eindruck, den man von Raphaels Leben durch seine Briefe und Tagebücher gewinnt, ist eine Stimmung des Tragischen und Schicksalhaften – Naturmetaphern beschreiben den Seelenzustand, der Kriegsausbruch erscheint als immer schon drohende Aktualisierung des Konflikts zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, die Einberufung als bereits antizipatorisch gelebte Bedrohung der eigenen Individualität. Das hält sich als Konstante durch: von dem I. Weltkriegstagebuch »Geist wider Macht«, über die persönlichen Notizen (vgl. exemplarisch die Eintragung vom 23.2.1915) und systematischen Entwürfe (wie etwa über den Tod und den Selbstmord) bis zu den Tagebucheintragungen und Briefen aus dem Exil in Frankreich, Spanien und New York.

Raphaels autobiographische Arbeiten haben über weite Strecken etwas nicht Zeit-, aber Altersloses an sich: das »Kriegstagebuch eines Landsturmrekruten – Geist wider Macht« würde man nicht als das Werk eines 25jährigen identifizieren können. Man kann sich kaum jemanden vorstellen, dem (in seinem Selbstverständnis als Intellektueller und als Moralist) die militärische Praxis verhaßter wäre, und der sie sich, in erzwungener Nähe, denkend vom Leibe zu halten versucht. Er beschreibt die Absurdität seiner Situation, eines Menschen, der sich ganz der Selbstbestimmung verschrieben hat, und jetzt den Befehl als Quelle seines Handelns anerkennen soll, der sich im Denken und Sprechen festzuhalten lernte und nun die

Zerstörung des Denkens und Sprechens als Grundlage des praktischen Tuns erfährt. Er beschreibt die Zusammenhänge von Selbstvollendung und Selbstvernichtung, von Geist und Macht, von Tod und Erlösung. Sein Fazit: »Ich werde eher meinen Körper als meinen Geist umbringen.« (7.9.1915)

Zu Beginn des I. Weltkriegs versucht Raphael, sich als Willensmenschen gegenüber einer machtbestimmten Welt darzustellen, als wisse er schon, daß er noch in einen weiteren Krieg hineingezogen wird und entdeckt das Tagebuch als die wahrhaftigste Form, um »die Ergebnisse dieses Willens zu sammeln«, eines Willens, der sich durchsetzen muß gegen den Wunsch, sich in geist- und naturverbundener Kontemplation zu verlieren: »... ich kann dem Flug der Möwe zuschauen, bis mein Körper den Rhythmus dieser Bewegung tanzt.« Er fragt nach dem Verhältnis der »Endabsicht der Natur« zu seinem »individuellen Wesen«, des »zufälligen Stoffes« zum »notwendigen Gesetz« und »schöpferischen Tun«, der »Unendlichkeit des Lebens« zum begrenzten eigenen Dasein. Die Gemeinsamkeit, Harmonie und unversöhnliche Gegensätzlichkeit der Natur- und Kulturformen prägt seine Erfahrungsweise. Die drückende Stimmung wird von Raphael erstmals in einer ihm sonst fremden Lakonie aufgebrochen, als ihn der Gestellungsbefehl erreicht: »Ich habe einen ganzen Tag zum Verpacken meines bisherigen Lebens.« Aber das »eigene Leben« wird schon hier weniger auf das Leben als auf den (»eigenen«) Tod hin entworfen. (2.8.1915–29.8.1915)

Die Vorbereitung seiner Emigration im Juni 1941 (verbunden mit einer Geldzuweisung und einer insgesamt freundlichen Bürokratie) schließt an Raphaels Aufbrüche

nach Paris 1911/12 und, eingeschränkter, an seine Desertion 1917 an: er fühlt sich lebendig und stark, ist voller Pläne und Ideen, möchte reisen, Museen besuchen und Landschaften studieren, konzentriert arbeiten. Er wünscht jetzt seine Fixierung an die französische Kultur aufzugeben und sich aus der Umgebung der Juden zu befreien, »die nur mit Worten agieren, ...Luftmenschen, produzieren nichts, hängen an nichts außer an sich selbst und ihrer Familie«. (Dieses und folgenden Zitate sind dem Kapitel »Im Exil«, S. 338ff. entnommen.)** Bevor er das Schiff in Lissabon betritt, ruft er voller Lebenslust aus: »Ich möchte drei Mal von Süden nach Norden den Erdteil durchqueren, um ein anschauliches Bild von der Geschichte aller Völker Europas zu bekommen« (– ein Wunsch, den er mit dieser Emphase am 8.6. und 7.11. 1941 wiederholt: eine letzte große Reise nach Europa, nach Ägypten, Athen und Konstantinopel zu machen). Die Überfahrt erscheint ihm wie ein erster Schritt in diese Richtung, in die Zukunft, jäh unterbrochen von dem Ekel, den er vor den Menschenmassen empfindet, ein Gefühl, das er bis zum Wunsch steigert, das Schiff möge zur »Todesbarke« werden, auf der er eingeschlossen stirbt. Zuvor möchte er die Unerträglichsten noch »vierteilen«.

In seiner Erinnerung, in seinem Denken und Empfinden berühren sich seine intensivsten Erfahrungen in der Kunst und Wissenschaft mit denjenigen seiner Liebe zu Emma Raphael. Kathedralen und philosophische Systeme, Cézannes Mont Sainte-Victoire, ein Tag im Museum, eine Höhlenmalerei, eine Landschaft und das Wiegen des Schiffs evozieren seine Leidenschaft und Sehnsucht nach dem anderen Körper und der anderen Seele, nach Verbindung und Innigkeit. In allen Formen der Natur und Kultur sieht er Analogien. Die Frau wird dabei (außer in gele-

gentlichen praktischen Überlegungen) wie im philosophischen Diskurs zu einem Prinzip erhoben, zur »Reinheit«, zum »Wesen«, in dem sich Zauberei, Verführung und Harmonie in Ewigkeit ausdrücken – das Gegenteil der schwatzenden Weiber, die er »in Stücke zerreißen« möchte. Aus diesem Bild der heiligen Frau folgert Raphael seine Verpflichtung, »ein Weiser zu werden«. Seine erotischen Wünsche suchen sich mühsam ihren Weg zwischen diesen Ansprüchen und Phantasien, der bei ihm und Emma R. übermächtigen Scham, einer verdinglichten Krankheitssymbolik, der Ungewißheit über das Komende, grundsätzlichem Zweifel an seinen theoretischen Entwürfen und dem allgemeinen Mißtrauen gegenüber der Beständigkeit des Glücks, dem Glauben an das Gesetz der Gerechtigkeit und der damit verbundenen Buße, die jeder irgendwann für erlebtes Glück tun müsse. Erotik ohne Denken und Arbeit schien ihm nicht vorstellbar, irdisches Glück war unlösbar an geistige Konzentration gebunden, »Heimat« hieß für ihn »Arbeit«. (10. und 13.6.1941) Einmal sorgt er sich, daß Emma Raphael »übel« werden könnte, »vor diesen Kettenbriefen, in denen immer dasselbe steht: Liebe und Arbeit, Arbeit und Liebe«. (13.9.1941, hier nicht abgedruckt)

Raphaels Rückzug auf seine Arbeit verschärft sich noch nach 1945; er sieht in ihr die einzige Überlebenschance, in einer unerträglich gewordenen Wirklichkeit. Nach den jahrelangen Klagen darüber, »kein menschliches Leben« neben sich zu haben, wächst der Arbeit immer mehr die Rolle zu, Depression und Selbstmordgedanken zu verdrängen. »Es ist ein Grauen ohne Ende . . . Du bist das einzige Wesen, mit dem ich noch am Leben hänge.« (14.3.1945; sehr ähnlich auch schon am 7.5.1924) Nach der Erfahrung der militärischen Barbarei und des

verlorengegangenen »schöpferischen Ethos« in Europa begreift sich Raphael als »wankender Monolog« (25. 5. 1924), der die Gewißheit eines Gegenüber verloren hat.

Das autobiographische Schreiben

»... als sei das Briefeschreiben am laufenden Band meine einzige Beschäftigung. Es ist meine einzige Erholung und meine einzige seelische Beziehung zur Welt.« (17. 2. 1945)

Raphael, der zuweilen beklagt, daß er »mehr Leidenschaft im Erforschen als im Vollenden« gehabt habe (23. 8. 42), hat sich im autobiographischen Schreiben eben darum so zuhause gefühlt: hier konnte er sich ohne thematische, disziplinarische und methodische Einengung ausschreiben – und erweist sich dabei als der bessere Stilist, als der wortgewandtere und spannendere Autor als in manchen seiner wissenschaftlichen Arbeiten. So hat nicht die Übertragung literarischer Formprinzipien und Ideale, sondern nur die größere innere Freiheit und die Lust am zu erforschenden Gegenstand dazu geführt, daß sich seine Tagebücher, Briefe und Aufzeichnungen über weite Strecken wie die Niederschriften eines Literaten lesen, auch wenn er selbst beklagt, daß »uns armen Philosophen«, anders als den Dichtern, »das Einmalige, Unmittelbare nicht ausdrückbar« ist. (S. 341; vgl. auch S. 233)

Er nimmt die Arbeit an seinem Leben so ernst wie die an einem wissenschaftlichen Gegenstand: an den Idealen der Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit hält er fest, trotz Verfolgung, tiefer Enttäuschungen und Depres-

sionen. Im Tod der Mutter sieht er einen entscheidenden Einschnitt, der sein weiteres Erleben prägt. Er idealisiert ihr »geduldiges klagloses Leiden« und verachtet die »Sparsucht« seines Vaters, er kann zuweilen die »Ironie der eigenen Illusionen genießen«, kann sich für Augenblicke – wenn auch um den Preis fürchterlicher Gewissensbisse – aus der selbstauferlegten *Nüchternheit in allem* befreien, und macht schließlich generell »die Familie, die Gesellschaft und den Staat« dafür verantwortlich, daß er sich nicht *selbständig* fühlen kann. Er sucht die »strenge Wissenschaft und durch sie hindurch einen Weg, um mit dem Problem der Kunst und vor allem mit dem des Staates und der Gesellschaft fertig zu werden«. (Zitate aus einem undatierten Brief, vgl. S. 375 ff.) Von da an laboriert er an dem Versuch, Leben und Arbeit zu versöhnen, der ihm im Zusammenleben mit Emma Raphael zu gelingen scheint.

Zum großen Teil sind die entscheidenden Etappen in Raphaels Leben äußerlich erzwungen: durch den I. Weltkrieg und Raphaels Desertion, durch die Machtergreifung der Nationalsozialisten und seine Flucht nach Frankreich, Spanien und New York. Da dies auch immer Trennung von seinen Freunden und seiner Frau bedeutete, blieben Briefe und Tagebücher oft sein einziges Kommunikationsmittel.

Raphaels Notizbücher und sein Kriegstagebuch von 1914/15, seine Briefe von 1941 aus Frankreich, Spanien und Portugal sowie von 1941–45 aus New York bilden den Kern des autobiographischen Schreibens. Die zentralen, in allen Briefen immer wiederkehrenden Themen kreisen um die Bewältigung des Alltags, um Trennung und Alleinsein, um die Frage, wie man sein Schicksal erträgt, wie man sich trotz aller Schikanen und Geldnöte durch-

schlägt. Raphael ist sogar besorgt, daß sich seine Frau die Ausgaben für Telegramme vom Essen abspart. An vielen Stellen thematisiert er sein Verhältnis zum Geld. Er verdiente wenig und wurde kaum unterstützt (vgl. auch S. 386). In einem seiner bekennenden Briefe erzählt er, wie er den Konflikt zwischen Entsagung und Laster, zwischen Askese und Verschwendung nie für sich zu lösen vermochte (vgl. S. 325 f.).

In einem Brief vom 24. 8. 1942 notiert er seinen Wunsch, so wie Flaubert schreiben zu können, und glaubt, sehr ähnlich wie Flauberts Frédéric in *Education sentimentale*, in seinem Leben irgendwo begonnen zu haben, »um ganz woanders anzukommen«. Er gewinnt die Überzeugung, daß alle seine Umwege und Irrwege letztlich einen »guten Sinn« hatten, nämlich die Suche nach der Flaubertschen »Wahrheit, Klarheit und Einfachheit selbst in den kompliziertesten Beobachtungen«. (vgl. auch 18. 11. 1921) Den »guten Sinn« und »die periodisch wiederkehrenden Jahreskreise« individueller Entwicklung überträgt er aber nicht auf geschichtliche Prozesse, die er, seit der Erfahrung des Ersten Weltkriegs, in ihrer unheilvollen Struktur beschreibt – in einer Sprache, die teilweise die frühen ökologischen und existentialistischen Zivilisationskritiken vorwegnimmt und auch an Carl Einsteins Pamphlet gegen das zertrümmerte Europa erinnert; Raphael: »Wie wird dieser Mensch erbeben, wenn er einmal auf dem Grund seines Wahns seine verkrüppelte Seele schauen wird! . . . Wir waren geistig schon baufällig, ehe dieser Krieg kam, der nur vollendete, was er vorfand: die Desorganisation der Welthierarchie in die Mechanisierung des Lebens.« (10. 8., 25. 8., 20. 9. 1915; vgl. auch S. 292 ff.)

Max Raphaels »Autobiographisches Schema«

Schreibend Ordnung in seine Gedanken, Empfindungen und Erfahrungen zu bringen, versuchte Raphael sein Leben lang. In immer neuen Anläufen systematisierte er seine Welt. Wo andere eine Autobiographie anstrebten, war sein Interesse ein autobiographisches *Schema* mit unendlich vielen »Etappen«, »Periodisierungen« und »Daten«. So unterteilt er zum Beispiel einmal sein Leben in »helle Perioden« (1893–96, 1900–02, 1905–08) und »dunkle Perioden« (1896–1900, 1902–04/05, 1908–11).

Ich gehe in der folgenden Rekonstruktion der wichtigsten Etappen seines Lebens und seines Werks von seinen handschriftlichen Aufzeichnungen aus, fasse sie zusammen und zitiere daraus zentrale Passagen.

Max Raphael wurde am 27. August 1889 in Schoenlanke (in Anlehnung daran wählt er kurze Zeit das Pseudonym M. R. Schönlank), der damaligen Grenzmark Posen-Westpreußen als Sohn eines Schneiders geboren. Mit dem Tod der Mutter (1900) beginnt er sich langsam aus der von ihm als unerträglich empfundenen Enge zu befreien (vgl. jedoch auch S. 290 ff.), übersiedelt zu den Großeltern nach Berlin und schließt das Gymnasium ab. Über diese Zeit der ersten russischen Revolution und der Streikbewegungen im Deutschen Reich notiert er einmal:

1905/06 (...) war ein Kontakt ausschließlich mit Arbeitern und zu einem begrenzten Zweck (Streik). In Verbindung damit der Verkehr mit Emigranten der russischen Revolution und die erste flüchtige Bekanntschaft mit den Schriften von Marx, die Lektüre des »Vorwärts«. Es war eine sehr kurze, aber intensive praktische Erfahrung, die aber völlig leer und ohne Konsequenzen auslief.

1907 beginnt er in München mit dem Studium der Jurisprudenz und Nationalökonomie, interessiert sich für das Verhältnis von Kunstgeschichte und Philosophie, kehrt 1908 gegen den Willen des Vaters nach Berlin zurück, nimmt zusätzlich das Studium der Philosophie bei Georg Simmel und das der Kunstgeschichte bei Heinrich Wölfflin auf.

Es ist dies die Zeit der Selbstbestimmung (...) d. h. der Idealsetzung und der selbständigen Berührung mit der Natur, mit der Kunst, der Wissenschaft, der Gesellschaft, einzelnen Menschen und mir selbst.

Es ist aber auch eine Zeit der Enttäuschungen mit Frauen;

die Arbeiterschaft ist kleinbürgerlich;

Wölfflin ist absolut nichtssagend.

Es bleiben: das eigene Ich, die Natur, die Kunst und die Wissenschaft.

1909 unternimmt Raphael seine erste Reise nach Italien und beginnt mit Aufzeichnungen zu einer eigenen Theorie der Kunst. 1910 begegnet er dem Maler Max Pechstein, reist nach Holland und an den Niederrhein, öffnet sich der französischen Kunst, reist 1911 nach Paris, trifft Picasso und entdeckt für sich Cézanne und Matisse. Er stellt ein erstes Manuskript »Von Monet zu Picasso« fertig, überarbeitet es grundlegend 1912–13, nach Vorlesungen bei Henri Bergson und dem Kunstwissenschaftler Emile Mâle, unternimmt Reisen nach Chartres und studiert die mittelalterliche Kunst Frankreichs. 1913 kehrt er nach Deutschland zurück, hält in München einen ersten Vortrag über Picasso, publiziert *Von Monet zu Picasso*, das von Wölfflin als Dissertation abgelehnt wird.

Die erste partielle Verwirklichung des Ideals in einer wissenschaftlichen Darstellung der modernen Kunst.

Zugleich steigert sich das Gefühl für die Unfruchtbarkeit ringsum und für die triste Melancholie in mir selbst. Das Buch war eine Entleerung, aber keine Selbstbefreiung.

Es ist eine Epoche ganz starker und zunehmender Verengung: Suchen der konkreten Aufgabe für die Realisierung des Ideals, Unterordnen unter eine bestimmte Kunstauffassung (Poussin-Cézanne): l'art pour l'art. Das Leben wird asketisch, einsam, falsch (diskrepant) in dem Maße, in dem der Kopf sich realisiert. (...) Mancher Keim: besonders die Geschichtlichkeit kann nicht realisiert werden. Die Ahnung und der bloße Kontakt mit dem Wirklichen sind viel größer als das, was verwirklicht wird...

1914 übersiedelt Raphael nach Bodman am Bodensee. Neben botanischen und geologischen Studien entstehen hier literarische Arbeiten, die aber von ihm selbst vernichtet werden.

1915 wird er in Lörrach Soldat, führt einen »inneren Kampf gegen Militarismus« und schreibt das Kriegstagebuch »Geist wider Macht«. »Es wird zum Fluch, daß die Dinge mich innerlich berühren. Sie bringen mich um oder werden in mir umgebracht«: Geist und Macht schließen sich aus. 1917 desertiert er und flieht in die Schweiz, bleibt dort, bis er 1920 ausgewiesen wird. In dieser Zeit entwirft er sein (1921 veröffentlichtes) Buch *Idee und Gestalt* sowie eine Arbeit über »Ethos« (»Dialog über die sittlichen Grundlagen des Völkerrechts«) und publiziert Artikel in Kunstzeitschriften, die der Sezession und dem Expressionismus nahestehen.

Von 1920–1932 lebt und arbeitet Raphael in Berlin, unternimmt zahlreiche Reisen zur Erforschung gotischer und romanischer Kirchen in Deutschland und Frankreich

und betreibt auch in Italien (Paestum) und Sizilien kunsthistorische Studien. Er studiert Mathematik und Physik (es entsteht unter anderem das unveröffentlichte Manuskript »Axiome der Newtonschen Physik«), um zu wissen, »was eine Wissenschaft ist, um Kunstwissenschaft machen zu können.« Raphael hält einerseits an der subjektiven Vermitteltheit der Wirklichkeit fest und sucht andererseits die »strenge Wissenschaft und durch sie hindurch einen Weg, um mit dem Problem der Kunst und vor allem mit dem des Staates und der Gesellschaft fertig zu werden«. Die naturwissenschaftliche Axiomatik und die »Stoffanalyse« sollen dabei der Grundlegung und empirischen Stützung dienen. Diese Forschungen treibt Raphael nicht mehr nur in der Einsamkeit des Privatgelehrten; es ist für ihn – in seiner Tätigkeit an der Volkshochschule Groß-Berlin und (kurzfristig) an der Marxistischen Arbeiter-Schule seit 1924 – eine Zeit des »Lehrens und Lernens«. Er gewinnt wieder Zugang zur »politisch-historischen Welt«, die ihm, nach seiner Aussage, in der Zeit nach 1905 »aus den Händen geglitten« war. Im Mittelpunkt seiner Lehrtätigkeit stehen philosophische und kunsttheoretische Themen.

Während mehrerer Kuraufenthalte in Davos in den Jahren seit 1927 hält er auch dort Kurse, unternimmt 1928 eine Reise nach Sizilien und Süd-Italien, um den Poseidon-Tempel in Paestum zu vermessen, veröffentlicht philosophische und kunsttheoretische Aufsätze, Landschaftsimpressionen und die Monographie *Der dorische Tempel* (1930) – die »Idee des dorischen Tempels« wird analysiert als »lebendige Gestalt der dialektischen Weltanschauung der Griechen«; er hält Vorträge zur »Soziologie der modernen Kunst«, über den »Künstler und seine Zeit« und 1932 in Zürich einen zweiten Picasso-Vortrag »Picasso

als soziologisches Problem«, in dem seine »geschichtlich-soziologische Einstellung« deutlich wird. Er läßt sich dennoch nicht ideologisch vereinnahmen und parteilich binden – und so haben dann auch organisierte Arbeiterbewegung und marxistische Kunsttheorie auf Raphael kaum Bezug genommen. 1932 wird ein von Raphael angekündigter Kursus über »Die wissenschaftlichen Grundlagen des ›Kapitals‹« von der Volkshochschule-Leitung abgesetzt; Raphael verläßt Deutschland, erreicht – über Davos und Zürich – Paris.

Unterbrochen von einigen Reisen, Kursen und Vorträgen (in Frankreich, nach Zürich, Locarno, Luzern, Basel und Davos) lebt Raphael bis 1940 in Paris, ebenso wie die meisten der mehr als 7000 deutschen Emigranten am Rande des Existenzminimums; seine Führungen im Louvre und die wenigen Publikationsmöglichkeiten bringen kaum etwas ein. Dennoch nennt er es einmal »die beste Zeit meines Lebens«. 1933 erscheinen eine französische Ausgabe des bis dahin unveröffentlichten, deutsch geschriebenen Textes *Proudhon, Marx, Picasso. Trois Etudes sur la Sociologie de l'Art* und 1934 bzw. 1938 eine deutsche und französische Ausgabe *Zur Erkenntnistheorie der konkreten Dialektik*. Von 1932–36 hält Raphael Vorträge im Atelier des Architekten André Lurçat, mit dem er auch später in Verbindung bleibt. Unveröffentlicht bleiben seine 1935 geschriebene »Ästhetik der romanischen Kirchen in Frankreich« (von Raphael als »Beginn der historischen Studien« bezeichnet) sowie seine 1936 begonnenen Studien zu Flaubert (1939 abgebrochen), von denen nur ein kleiner Text in der *Basler Nationalzeitung* erscheint. Raphaels Auseinandersetzungen mit Lurçat über die technischen und gestalterischen Möglichkeiten des Stahlbetons sowie mit

dem Architekten Auguste Perret über den Funktionalismus allgemein werden publiziert. Das 1936–39 entworfene Manuskript »Arbeiter, Kunst und Künstler« (1975 posthum erschienen) ist eine Zusammenfassung und Weiterführung der Arbeiten seit 1936.

Es war die Bekämpfung einer Position und einer Methode, von der aus das Politische und der Geist zu versöhnen als Aufgabe erschien (1925/32), dazu mußte allerdings das Geistige als l'art pour l'art allmählich zersetzt werden (1932/39).

Nach Raphaels »freiwilliger« Emigration 1932 muß er sich am 14. Mai 1940 – am 10. Mai hatte der Westfeldzug begonnen – zusammen mit allen männlichen Emigranten aus Deutschland im Stadion Buffalo von Paris »stellen«, wird, aufgrund einer Lungenerkrankung, nach Hause entlassen und später nach Bassens überführt. Nach dem Fall von Paris wird er freigelassen, flieht in den unbesetzten Süden (Saucats, Basses Pyrenées), findet in einer leeren Hütte Zuflucht, wird am 19. 10. (mit seiner Frau und vielen Spaniern) erneut verhaftet und im Lager von Gurs³ (ebenso wie Carl Einstein) unter menschenunwürdigen Bedingungen interniert. Im Februar 1941 wird er in das Lager Les Milles (Provence) gebracht, von wo aus er seine Emigration in die USA betreibt. Nach seiner Überfahrt von Lissabon aus trifft er am 22. 6. 1941 in New York ein. Raphaels Frau – er verehrt sie als eine »vorbehaltlose Liebe, die alles versteht und alles umgreift« – bleibt bis 1943 in Gurs inhaftiert, hält sich dann in der Schweiz auf und reist ihm am 9. 9. 1945 nach New York nach. (Die Trennung bezeichnet Raphael als die »größte Anstrengung meines Lebens«.) Raphaels Bruder Karl wurde im August 1942 nach Auschwitz deportiert und starb.

In den Jahren von 1939–1941 schreibt Raphael seinen

Entwurf zu einer »Empirischen Kunstwissenschaft«, überarbeitet ihn auf der Fahrt nach New York, sammelt Material für Studien zu Racine und Spinoza und nimmt frühere Überlegungen zur Ethik wieder auf.

1940 – Der Weltkrieg brachte mich in französische Konzentrationslager, aber innerlich schien es mich zunächst nichts anzugehen. Das furchtbare Erlebnis der jüdischen Kleinbürger blieb isoliert. Ich fand keinen Ansatzpunkt zur Auseinandersetzung mit ihm. Das begann anders zu werden mit dem Angriff auf Rußland, und Anfang 1942 stellte sich das Thema: Deutschland. Es begann die theoretische Erklärung eines geschichtlichen Phänomens, das mein ganzes Leben umfaßt, obwohl es mir innerlich immer fremd geblieben ist. . . .

1942 – Jetzt stellte sich das gesellschaftlich-politische Problem ohne spezifische Erlebnisbasis, als ein schlechthin objektives, mit dem mir unsympathischsten Sujet und mit der Frage: Woher das deutsche Geschehen? und woher die Niederlage des deutschen Marxismus? An Deutschland gebunden durch Emma Raphael und an den Marxismus gebunden durch Rußland ist mir der Ausgang der Arbeit noch völlig unklar: Ist sie die Vorbereitung für ein politisches Tun in Deutschland oder ist sie die Auflösung des politischen Standpunktes wenigstens als eines idealen und damit der Rückzug aus allem politischen, in die reine Geschichte, die auf dem Weg über das gesellschaftlich-politische erobert wurde? (...) Charakteristisch ist vorläufig der Rückzug ins rein literarisch Geistige im Gegensatz zum Einfallerlebnis (1905/06).

Von 1942 bis Ende 1944 arbeitet Raphael mit Unterbrechungen an den Manuskripten »Deutschlandbuch« und

»Geschichte des deutschen Industriekapitals. Die Wirtschaft«.

In den Jahren von 1941 bis 1952 werden die Studien zur ägyptischen, zur vor- und frühgeschichtlichen Kunst für ihn zum Prüfstein der Methode einer »empirischen Kunstwissenschaft«: allein aus den ästhetischen Zeichen und Formen sollen deren geschichtlicher Gehalt, Entwicklung und soziale Bedeutung erkennbar werden. Ausgangspunkt ist die »Theorie der Gefühle«, als konkrete Vermittlung von ästhetischem Schaffensprozeß und sozialer Wirkung des Geschaffenen.

Im Exil

Daß es allen oder zumindest den meisten schlecht geht, befreit von vergeblicher Mühe, bei andern Hilfe zu suchen. Viel Kränkung und Demütigung erspart man sich so, und viel Hader mit dem eigenen Gott, dem man nicht vorwerfen kann, daß der des Nachbarn besser sei. Wo alles klagt, hat Klagen keinen Sinn, und also kannst du die feine Haltung des Stoikers einnehmen, da die ordinäre des Jammerers zu gar nichts führt. Vom Mitgefühl, das sich manche vielleicht noch leisten könnten, käme doch nur ein so verschwindend geringes Bruchteilchen auf dich!

(Alfred Polgar 1933, in 1984: 86)

*Für wen soll man schreiben, für was leben.
Wir sind wehrlos gegen all das was kommt.*

(Stefan Zweig 1940, in
1984: 633 f. und 470 ff.)

Wenn alles unwichtig und übermächtig zugleich wird, ist der eigene Antrieb zum Arbeiten das letzte Aufbegehren – in der Emigration haben Künstler und Intellektuelle täglich von den Resten der eigenen »Wunschökonomie« gezehrt. Als Ernst Toller 1939 den Freitod wählte, hielt Stefan Zweig das für den »falschen Weg« und wählte 1940 den gleichen Weg. Unvorstellbar die Selbstanklagen und Selbstzweifel, die dem Freitod Max Raphaels vorausgegangen sein mögen. Und dies zu einem Zeitpunkt, da der Krieg seit sieben Jahren beendet war, sich das Zusammenleben mit seiner Frau zu normalisieren begann, das 1932 im Pariser Exil angefangen hatte und über Jahre verunmöglicht wurde. Am 12. Dezember 1942 erlebt Raphael »höllische Wochen zwischen Tod und Wahnsinn«, alles ist ihm »unwirklich geworden bis auf meine Arbeit«, am 3. April 1943 notiert er, er versuche über sich zu lachen, »aus dem einfachen Grund, daß ich nichts anderes tun kann – es sei denn, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Mais je suis bien loin de là!«

Für Intellektuelle wie Benjamin und Raphael, die 1932/34 nach Paris emigrieren, ist das geistige Zentrum und der wärmste Ort zugleich die Bibliothèque Nationale. Außerhalb ihrer Wände und Rituale dominiert die Sorge um das Nötigste zum Leben.⁴

1940–46: Für die meisten bekannten europäischen Künstler und Intellektuellen, die in die USA emigrieren, liegt New York neben Hollywood. Sie schlagen sich durch und werden unterstützt.

Man Ray erinnert sich an 1946: »In New York hatte ich mir eine leuchtendblaue Tweedjacke gekauft, die sich vor allen Modephantasien des bessergekleideten Mannes in Hollywood sehen lassen konnte . . . Nun hatte ich also wieder alles beisammen, eine Frau, ein Atelier, ein Auto.«⁵

Max Raphael ist zur gleichen Zeit nahezu mittellos, mit Hollywood hat er nichts zu tun, und die Menschen seiner Umgebung eckeln ihn an. New York beschreibt er als eine Stadt, die ihm zu Anfang »viel liebenswerter als ich je gedacht habe« erscheint (29. 6. 1941), ihm schließlich aber alle Kräfte raubt. Er möchte nach Frankreich zurückkehren. Camus (1980: 24f.) notiert im Frühjahr 1946 in New York: »Das Herz zittert vor so viel bewundernswerter Unmenschlichkeit... betäubt von diesem Jahrmarkt des Lichts. Ich habe fünf Jahre Nacht hinter mir, und diese Orgie greller Lichter vermittelt mir zum erstenmal den Eindruck eines neuen Kontinents.«⁶ Der »neue Kontinent« verschließt sich dem Emigranten Raphael, und er verschließt sich ihm: »Alle andern machen mich nervös, weil ich immerfort Angst habe, Rücksichten zu verletzen.« (24. 6. 1941)

Im Juni 1941 war Raphael über Barcelona und Lissabon nach New York gekommen.⁷ Vor ihm hatten im September/Oktober 1940 die Feuchtwangers und Werfels, Heinrich Mann und seine Frau, Golo Mann und Thomas Manns Sohn dieselbe Fahrt von Marseille über die Pyrenäen, Barcelona und Lissabon gemacht, gefolgt von Thomas Mann, der zum zweitenmal nach Kalifornien kam. Bei der Ankunft streiten sich das *Emergency Rescue Committee* (eine liberale Organisation) und das *Exiled Writers Committee* (eine linksorientierte Gruppe) um die Gäste für ihre großangelegten Festessen. Schon Mitte November sind Heinrich Mann, Alfred Döblin und Leonard Frank in Hollywood eingeführt und haben Verträge mit Filmgesellschaften, die allerdings Ende 1941 auslaufen. Zuvor, am 2. Mai 1941, hatten die literarischen Zirkel der Exilanten, die man auch das »Neue Weimar« nannte, einen Glanzpunkt ihrer erfolgreichen Umsiedlung in der

Feier zu Heinrich Manns siebzigstem Geburtstag gesetzt; außer den bereits Genannten waren auch Ludwig Marcuse, Bruno Frank, Alfred Neumann, Alfred Polgar und Walter Mehring anwesend.⁸ Ein paar Wochen später als Raphael in New York trifft Brecht in Los Angeles ein; inzwischen waren auch Adorno und Strawinski, 1934 schon Panofsky und Schönberg, gekommen. Kaum jemanden dieser im weitesten Sinne »deutschen Kolonien« trifft Raphael, er wird nicht offiziell empfangen, unterstützt oder nur erwähnt.

Und dennoch ist Raphael bei seiner Ankunft zufrieden, Freunde und Bekannte hießen ihn willkommen, er traf den Kunsthistoriker Meyer Schapiro, den Maler Seligmann und empfand den Empfang sogar als »großartig« (21.6.1941). In seinen Tagebüchern beschreibt er einen Abend bei Piscator und das Dilemma seiner Stellung unter den Exilanten: »Penibel vornehm... wir waren ungefähr 20 Gäste, darunter George Grosz, Schauspielerinnen, Tänzerinnen etc. Alle diese Leute sind Emigranten und jeder fährt fort oder möchte fortfahren, *das* zu tun, was er früher getan hat, und alle leben in dem Wahn, daß sie, wenn nicht jetzt so doch später, es werden tun können... Es kommt mir unendlich altmodisch vor, zu sehen wie die Menschen ihre alte Rolle weiter agieren, als ob nichts geschehen wäre...« (24.7.1941; nicht abgedruckt)

Als Adorno und Horkheimer 1949/50 nach Europa zurückkehren, haben sie nichts für ihn getan – weder nach Raphaels ersten Briefen unter Kollegen (von 1934 und 1939), noch nach seinen aus der Not formulierten Anfragen von 1941, die letztlich nicht als Bitte um eine dringliche finanzielle Unterstützung verstanden wurden und versandeten.

Wie aus seinen Tagebüchern hervorgeht, fiel ihm die

Anfrage unendlich schwer, er sieht sie von vornherein als zwecklos an und fürchtet, seine moralische Freiheit aufzugeben; am 30. 8. 1941 hat er einen Brief geschrieben, »um Föhlung mit den Leuten vom Institut zu nehmen, die mir helfen könnten, wenn sie wollten. Was mich das kostet! Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich auf Grund meiner Arbeit Hilfe verlange von Leuten, die weder meine Gesinnung haben noch mir sympathisch sind.«

Auch wenn hier Raphael die Differenzen übertreibt, so gibt ihm doch die Entwicklung recht: am 3. 9. 1941 kommt ein nichtssagender Brief vom Institut, am 6. 9. ist er dort (»man kennt und schätzt meine Arbeiten«) und wird auf Meyer Schapiro (der schon 1907 mit seiner Familie nach New York kam) verwiesen, der gar ein Rockefeller-Stipendium »herausschinden« will und umgehend mit dem Institut telefoniert, was Raphael mit einer ihm seltenen Ironie als »chic« empfindet. »Strahlend erzählte er mir, daß ein Institut so begeistert von mir ist, daß keine Rede mehr davon war, daß er ein Urteil abgeben soll.« Nach Max Horkheimers wohlwollender Äußerung über Raphaels bescheidene Art, empfindet er »eine unbändige Freude an der Arbeit«, hofft, daß seine Frau nicht mehr für fremde Leute arbeiten muß, um kurz darauf feststellen zu müssen, daß er wohl keines der erwarteten Stipendien erhalten wird. »Schapiro hat nur wenig und schlecht geholfen. Ich war Sonntag 6 Stunden bei ihm und konnte nicht 6 Minuten über diese Frage im Zusammenhang mit ihm sprechen, da er immer etwas anderes anfang... Er kann sich in einen andern nicht hineindenken – oder er will es nicht, oder er ist zu beschäftigt dazu und lebt wie alle Menschen hier immer mit den letzten und äußersten Kräften.« (Ende Dezember 1941; dieser Zeitabschnitt September–Dezember ist hier nicht abgedruckt; vgl. auch

S. 363) Raphael bleibt der »Gefangene seiner selbst«, seine Bescheidenheit und »kulturelle Betriebsfremdheit«, die sich nach Horkheimers Anerkennung plötzlich zu »rentieren« schien, werfen ihn wieder auf sein isoliertes Gelehrten-dasein zurück.⁹ Aber immerhin war Raphael die Emigration gelungen, und die amerikanischen Behörden, die von den 300 000 Hitler-Flüchtlingen baldige Amerikanisierung verlangten, demütigten ihn nicht.¹⁰

Daß Raphael 1932 nach Paris gegangen war, lag zwar nahe, da er mit der französischen Kultur und Paris vertraut war, denkbar wäre aber auch Prag gewesen, wo Raphael eventuell in der kulturell-liberalen Zeitschrift *Néue Deutsche Blätter* und im Malik Verlag einen Raum für seine Arbeit gefunden hätte (neben Wieland Herzfelde, Brecht oder Ernst Bloch, der als einer der ersten aus der ČSR in den USA eintraf). Aber 1938/39 wäre für Raphael die Emigration nicht einfacher geworden. Die Tschechoslowakei – seit dem März 1938 Zufluchtsland – verschärft im Herbst 1938 seine Ausnahmeverordnungen gegen Juden, Exilierte und Emigranten, ohne daß (wie Walter 1984: 35 ff. betont) sich die »Gegenkräfte« aufgelöst hätten. Als die deutsche Wehrmacht am 15. März 1939 die tschechischen Grenzen überschritt, waren vorwiegend Journalisten und Schriftsteller nach Paris ausgewichen und erlebten auch dort die Einengung des Asylrechts und der Asylpraxis. Zudem verstärkte sich der illegale Zustrom in dem Maße, wie Frankreich die legalen Zufluchtsmöglichkeiten reduzierte. (Vgl. Walter, ebd.: 88f.) Und wäre für Raphael ein Leben in der Sowjetunion denkbar gewesen?

Raphael trifft sich während seiner langen Exilzeit in seiner realistisch-pessimistischen Einstellung mit Tucholsky (»Ich glaube nicht, daß Hitler kippt«, 1933) und Stefan

Zweig (»Angst vor der immer näher kommenden Katastrophe«, 1937).

Sphinxfragen ... es war und ist ein Kampf auf verlorenem Posten und der höchste meiner Wünsche ist, noch einmal europäischen Boden zu betreten, ehe ich sterbe, denn ich möchte hier nicht einmal begraben sein. (Max Raphael, 14. 3. 1945)

Darf man die Künstler und Intellektuellen jener Zeit anklagen, daß sie nicht auf Raphael verwiesen, ihn letztlich nicht unterstützt und wahrgenommen haben, wo er doch 1913 mit seiner Schrift *Von Monet zu Picasso* in die avancierte Kunst-Diskussion eingegriffen hatte, ein Freund und Interpret bedeutender Maler war und durch seine Beiträge in den Kunstzeitschriften zwischen 1913 und 1933 pointiert die ästhetischen Fragen seiner Zeit diskutierte und sich als Kenner der Architektur, der Erkenntnistheorie (1934 war von ihm in Paris *Zur Erkenntnistheorie der konkreten Dialektik* erschienen) und der marxistischen Theorie erwiesen hatte? – Diese Fragen gilt es auch auf Raphael selbst anzuwenden: welche Zeitgenossen nahm er wahr, wie weit ließ er sich auf die Arbeiten der Künstler und Intellektuellen ein, die wie er im Netz der Exilstädte lebten?

Raphael war, nach der Ablehnung seiner Dissertation durch Heinrich Wölfflin, zur Existenz des mittellosen, isolierten und sich isolierenden Privatgelehrten verurteilt, der nur durch seine bescheidene Lehrtätigkeit (an der Berliner Volkshochschule, an der Marxistischen-Arbeiter-Schule, am Louvre und in Davos) etwas von seinem Wis-

sen nach außen tragen und diskutieren konnte. So hatte er keine universitären Kollegen und keine Schüler, die seine Theorien zustimmend oder ablehnend in die aktuelle Forschung einbrachten. Blieben seine kunsthistorischen und literaturkritischen Arbeiten im akademischen Diskurs weitgehend unbekannt und seine Studien zur marxistischen Theorie ohne Reaktion von seiten der großen Repräsentanten Lukács, Bloch oder Horkheimer!¹¹ war er in seinen Überlegungen zur Mathematik und Physik zu sehr Autodidakt und in seinen Beschreibungen und Vermessungen der romanischen Kirchen eher seiner Zeit voraus, so wirkte er noch am unmittelbarsten als Theoretiker moderner Architektur im Pariser Atelier von André Lurçat – und hätte wirken können als Chronist, Phänomenologe und Analytiker der modernen Malerei. Hier ist der Angelpunkt seines Lebens zu suchen. »Wäre ich Maler« – so hatte er schon früh seinen Wunsch formuliert¹² und um 1910/20 leidenschaftlich die Bilder Pechsteins, Cézannes, Matisses oder Purrmanns beschrieben, korrigiert, umgestaltet. Im Geruch der Farben und in der Konkretion der Materialien, in den Ateliers der Maler *lebte* Raphael. In der »Teilhabe« erfuhr er die Lust, von der Kokoschka einmal sprach: »Und warum verschwende ich meine Lebenszeit mit Malen? Weil ich, wenn ich male, mich mitten unter lebendigen Dingen weiß«. ¹³

Hätte Raphael einen universitären Lehrer gehabt, der sein Interesse an der Moderne gefördert, der seine sich schon deutlich abzeichnende Begabung für die Verbindung von Beschreibung und Analyse, für eine materialistisch fundierte, werkbezogene Theorie erkannt hätte und wäre er 1914 nicht in einen Krieg hineingezogen worden, dessen Realität seine Empfindsamkeit überforderte und seine ethische Grundeinstellung derart erschütterte,

hätte er einen Weg finden können, bei dem er 1933 sich zumindest im Austausch mit den Wegbereitern der neuen Kunst und Wissenschaft im Exil wiedergefunden hätte.

Selbst wenn man diese auch nur bedingt erlaubte Spekulation, diese selektive, rückblickend distanzierte Sichtweise verwirft, schließt sich doch wieder die gleiche Frage an die Zeit danach an: War es innerhalb der Kunst letztlich nur die Malerei (ganz am Rande die Musik und in die Kunst hineinreichend die Architektur), auf die Raphael zeitgenössisch reagierte, las er die Schriftsteller seiner Zeit? Dies soll nicht den Charakter einer inquisitorischen, bildungsbürgerlichen Frage haben und auch nur auf solche Literatur bezogen werden, die Raphael von seinen Interessen und seinem Engagement her hätte wahrnehmen müssen. Ich beschränke mich auf zwei Beispiele: Joseph Roth und Alfred Polgar. Programmatisch für den Kampf gegen den Faschismus waren etwa Joseph Roths Text »Unerbittlicher Kampf« und seine Rede »Märtyrer und Kämpfer« auf dem Ossietzky-Abend des »Schutzverbandes deutscher Schriftsteller«, gedruckt im *Pariser Tageblatt* (Dezember 1934) und in der *Pariser Tageszeitung* (Mai 1938); konzentriert auf das Schicksalhafte des Lebens und auf die Heimatlosigkeit (was doch derart im Mittelpunkt von Raphaels Leben stand) waren Roths Nachruf auf Ödön von Horváth und sein Gruß an Walter Mehring, gedruckt in der *Pariser Tageszeitung* (Juni 1938) und im *Neuen Tage-Buch*, Paris (Juli 1934).¹⁴ Die Liste der Texte, auf die Raphael von seinen Interessen her aufmerksam hätte werden müssen, ließe sich noch beliebig erweitern, zieht man in Betracht, daß er selbst gründliche Forschungen zu Racine, Flaubert und Valéry betrieb.

Begegnete der leidenschaftliche Bibliotheksbesucher Raphael nie Alfred Kantorowicz, dem Gründer der

»Deutschen Freiheitsbibliothek«? Nahm er nicht 1935 in Paris am »Kongreß zur Verteidigung der Kultur« teil, tauschte er sich nie mit Kracauer oder dem ihm allerdings nicht sehr nahestehenden Benjamin aus, die wie er hier mittellos lebten und sich ebenso besessen ihrer Arbeit widmeten?¹⁵

Hätte Raphael 1933/34 in den Zeitschriften *Die Weltbühne*, *L'Ordre Nouveau*, *Die Aktion* oder *Esprit* nicht ein Forum für seine Arbeit finden können?¹⁶ Kannte Raphael nicht den holländischen Verleger Gerard de Lange und wäre nicht zum Beispiel Joseph Roths Nachruf auf ihn, im *Pariser Tageblatt* am 7.7.1935, ein Anlaß gewesen, sich mit dem in der Nachbarschaft wohnenden Dichter zu verständigen? Roth (1976: 288f.) hatte in ihm (neben Emanuel Querido) den bedeutendsten Verleger von Exilliteratur, einen zugleich heiteren und tief melancholischen »Aristokraten« unter den Verlegern, einen Freund, auf dessen Treue man zählen durfte, gefunden. Las Raphael diese Zeitungen nicht? Hätte er nicht, wie früher in der *Davoser Revue* und in Kunstzeitschriften jetzt in Leopold Schwarzschilds *Neuem Tage-Buch* autobiographische Texte, Essays oder seinen »Dialog« *Ethos* veröffentlichen können? Im *Neuen Tage-Buch* publizierte auch Alfred Polgar, seit er 1933 (ein Jahr nach Raphael) Berlin verlassen mußte und häufig Paris besuchte, Reisen, die er 1936/37 intensivierete. Im Juni 1940 flieht er von Paris und wandert im August zu Fuß über die Pyrenäen. Im Oktober trifft er in New York ein. 1941 beginnt er seine Mitarbeit im *Aufbau*. Mußten sich nicht irgendwo ihre Wege kreuzen? Hatte Raphael nie daran gedacht, im *Aufbau* zu veröffentlichen? Raphael verstand sich doch auch, zumindest teilweise, als Schriftsteller – so jedenfalls ließ er sich 1939 in der Bibliothèque Nationale einschreiben.

Je länger man in diese Richtung fragt, desto dichter ziehen sich die Fäden zu einem Labyrinth nie zu lösender Spekulationen zusammen. Spekulationen, die nicht mit dem Hinweis auf Raphaels Selbstverständnis als eines scheuen und nicht gesellschaftsfähigen Menschen beantwortet sind. Am 20. 6. 1941 notierte er: »Ich staune, wie wenig Vertrauen ich zu mir selbst: zu dem ›Stern‹ meines Lebens habe« – und die anderen haben so gut wie nichts zum Strahlen dieses Sterns beigetragen oder, um die eingangs zitierte Formulierung Sartres wieder aufzunehmen: zum Erleben eines »schönen Ereignisses«. Zurück bleibt der Blick auf ein Leben, das ärmlich begann, sich in den Ateliers großer Künstler erweiterte, im I. Weltkrieg und im Exil aufgerieben wurde und am Ende ganz zurücktrat hinter der Arbeit an einer erst zu entwickelnden Kunstwissenschaft. Als Raphael 1952 Selbstmord beging, konnte er die Kontinuität und Etablierung seiner Sorgen und Nöte nicht mehr ertragen: er mußte auf sich beziehen, was – wie Polgar 1933 (in 1984: 86f.) so treffend sarkastisch formulierte – in anerkannten Krisenzeiten mühelos hinter den allgemeinen Gründen versteckt werden kann. »Der Miseren sind so zahlreiche, daß wir eine über die andere vergessen. Ein wahres Glück, diese Fülle von Sorgen! Jede einzelne würde uns zerschmettern, alle mitsammen stützen sich wechselseitig, bilden, gegeneinander gespreizt, eine Art Dach. Und die Steigerung der Lebensangst hat Minderung der Todesangst zur Folge.«

Ob in der Sekunde des selbstgewählten Todes die Todesangst überhaupt noch eine Rolle spielt? – man entdeckt radikal in sich das Gescheiterte, zerstört es, und wird dadurch einmal zum endgültigen ›Sieger‹.¹⁷ Raphael zieht selbst oft Vergleiche zwischen seiner Emigration 1941 und seiner Desertion 1917, die er als ungleich he-

roischer empfindet. Aber auch der Vergleich zu Raphaels Selbstmord drängt sich auf, dem ähnlich qualvolle (wenn auch nicht militärisch dominierte) Jahre vorausgingen wie der Zeit vor Raphaels Desertion im Juni 1917: noch fast zwei Jahre wird er sich quälen, wenn er am 24.9.1915 schreibt: »Ich war zum Selbstmord wie zur Fahnenflucht zu schwach geworden... Ich bin nur noch ein lebender Leichnam, der nichts sehnlicher wünscht als einzuschlafen und nicht mehr zu erwachen.«¹⁸ Das Tagebuch erlaubt probeweise Sterben, die Simulation des Todes.

Raphaels Tagebücher sind von Anfang an ein Aufbegehren gegen die äußere machtbestimmte Welt (soweit sie sich seiner Beeinflussung entzog) und gegen persönliche Entwicklungen, die nicht seinem Ideal eines ausschließlich für sein Werk lebenden Gelehrten entsprachen. Er war nicht gewillt, sein Scheitern wortlos hinzunehmen, schreibend führt er sich seine Exzentrik, den »Fluch der Heimatlosigkeit« (23.2.1915), die Varianten des Selbstmords und den »eigenen Tod« vor.¹⁹

Das Tagebuch läßt sich als Spielraum größter Freiheit, aber auch als Ort der Zwanghaftigkeit²⁰ und des Ordnungsfanatismus begreifen: sich authentisch ausschreiben, »sich gehenlassen«, oder sich in die Selbstbeobachtung und Registratur einspannen lassen, sich über alles und jedes Rechenschaft ablegen, der eigene Zensor sein. Chronist des Selbst, seiner Trugbilder und Abgründe. Für den Wissenschaftler Max Raphael war das Tagebuch die Möglichkeit eines anderen Sprechens; für den ewigen Exilanten Raphael war das Tagebuch oft das einzige Kommunikationsmittel. Er handhabte es mit der ihm größtmöglichen Freiheit und dem ihm eigenen Wunsch nach Perfektion – immer das Schlimmste ahnend, es schon im vorhinein erleidend.

Anmerkungen

- * Daten verweisen auf Briefe und Tagebücher, die z.T. in diesem Band abgedruckt sind.
- ** Ist lediglich eine Seitenzahl angegeben, so bezieht sich diese auf den vorliegenden Band.
- 1 Gattungen wie »Lebensbericht« (so der Untertitel von Klaus Manns *Der Wendepunkt*), »Lebensgeschichte« (Elias Cannettis *Die Fackel im Ohr*) oder »Autobiographischer Essay« (*Borges über Borges*) verfolgen dagegen mehr den Wunsch, das Leben als Entwurf, in seiner Chronologie und Notwendigkeit zu zeigen; sie gestalten, formen, bilden einen Nachtrag zum Werk, wo das Tagebuch das »unmittelbare Leben« darstellen, transkribieren will.
 - 2 Zitiert nach Klaus Mann, *André Gide und die Krise des modernen Denkens* (1984: 9). Vgl. auch E. M. Ciorans Formulierung: »Der Ruhm ist die größte Strafe des Menschen.«
 - 3 Gurs wurde am 15. März 1939 von den Militärbehörden errichtet, bis Ende April waren 15 000 Flüchtlinge transferiert. Vgl. Walter (1984: 111).
 - 4 »Es hat zum Nötigsten bisher gereicht – nun reicht es nicht mehr.« W. Benjamin (1983, II. Bd.: 1099, Brief vom Ende Februar 1934 an Gretel Adorno). Vgl. auch Fuld (1979: 264–266 und 11), der ein von Benjamin erstelltes Minimal-Budget aufführt, eine demütigende Liste, die Benjamin aus Paris dem Institut für Sozialforschung schickte – er war Mitte März 1933 von Berlin nach Paris geflohen, verbrachte die Zeit von April bis September auf Ibiza und war ab Oktober wieder in Paris –, ein Schritt der Erniedrigung und der Gefügigkeit, den Raphael trotz selbstquälerischer Überlegungen nicht getan hat.
- Während sich der in Paris ebenso wie Raphael isoliert lebende Benjamin trotz aller Enttäuschungen an das Institut klammerte und hier seine einzige Überlebenschance sah, hatte sich Raphael nach 1934 nicht mehr von Paris aus an das Institut gewandt; Karl August Wittfogel (Greffrath 1979: 313) erkannte beispielsweise für sich in Horkheimers Institutsübernahme 1931 und in der späteren Mitgliedschaft Marcuses und Adornos eine »Subjektivierung der Sozialwissenschaften«, die seine eigene Arbeit ausschloß; Alfred Sohn-Rethel (Greffrath 1979: 256) reagierte auf die Frage, ob das Institut um 1930 nichts für ihn tun konnte, mit dem lapidaren Satz:

- »Die konnten nur Leute rauswerfen« und ergänzt für die Zeit um 1936, als er unter schwierigen Umständen in Paris lebte und das Exposé »Die kritische Liquidierung des Apriorismus« schrieb: »Damit wollte ich ja eigentlich beim Institut landen, was mir nicht gelang... das Institut war schon an der Columbia University in New York, aber Benjamin war noch in Paris und Adorno in Oxford... Aber angenommen worden ist es (das Manuskript) von der »Society for the Protection of Science and Learning« in England. Das war dort die Organisation, die gegründet worden war zur Unterstützung der aus Deutschland vertriebenen Intellektuellen und Wissenschaftler.« Sohn-Rethel (ebd.: 280–282) bestätigt dann auch noch einmal die unglückliche Bindung Benjamins an das Institut: »Das war also wirklich eine höhere Menschenquälerei.«
- 5 Man Ray (1983: 309 und 313). Seine Erinnerungen kreisen weiter um die »sonntäglichen Grillparties«, die »üppigen Mahlzeiten« und den Verkehr mit Dichtern und Sammlern.
 - 6 Auch Stefan Zweig war (1935) vom technischen Glanz New Yorks fasziniert. – Amerika war für Raphael nicht das jüdische »Amerika der Freiheit«, in dem »immer irgendein Verwandter lebt«. (Joseph Roth, 1927 in: 1976: 345)
 - 7 Zu den Einreisebestimmungen vgl. Walter (1984: 389 ff.). Während die Wissenschaftler schon 1933 in großem Umfang in die USA emigriert waren, galt dies für die Künstler und Literaten erst ab 1936. (ebd.: 404)
 - 8 Vgl. J. R. Taylor (1984: 192–204).
 - 9 »Geldsendungen von Sch. an mich durch ein Komitee sind nie angekommen.« (24. 6. 1941)
 - 10 Walter (1984: 567, Anm. 839) neigt eher zu der Schätzung von 132000 »refugees from Nazism«. – Als beispielsweise Alexander Moritz Frey im Hochsommer 1940 aus der Schweiz an Thomas Mann schreibt: »Was soll ich anfangen, wer nimmt mich auf, wer läßt mich arbeiten«, sind seine Bemühungen um ein amerikanisches Visum gescheitert, und er wird bis 1948 von den Schweizer Behörden an den Rand der Verzweiflung getrieben. Die spärlichen Publikationsmöglichkeiten (wie vor allem in der *Basler Nationalzeitung*, in der ja auch Raphael publizierte) werden ihm verboten; so kam bei ihm mehr noch als bei dem außerhalb des Kulturbetriebs stehenden Raphael zur erbärmlichen finanziellen Situation ein *totales ins Leere-Schreiben* hinzu. (Vgl. Walter

- 1985) Die Schweizer Behörden haben auch Raphael nicht verschont: 1920 wiesen sie ihn aus.
- 11 Ausnahmen bilden Joachim Schumacher und Alfred Sohn-Rethel, die aber ebenfalls isoliert arbeiteten und Raphael auch nur am Rand erwähnten bzw. zitierten. Vgl. auch Anmerkung 4. Als befreundete Kollegen hervorzuheben sind außer den bereits erwähnten Kunstwissenschaftlern Meyer Schapiro und Seligmann nur die ehemaligen Schüler Raphaels Ilse Hirschfeld und Claude Schaefer (»der einzige Mensch, der sich bewährt hat«, 14. 3. 1945); vgl. auch S. 357 und 400.
- 12 Vgl. H.-J. Heinrichs, Vorbemerkung zu Raphael (1985: 8f.). Allerdings findet sich in seinen Tagebüchern auch eine Notiz vom 3. 4. 1943, wo er vom »Fluch des Atelierlebens – so fern von der Wirklichkeit« spricht.
- 13 Zitiert nach White (1984: 94).
- 14 Roth (1976: 287, 316f., 319, 424f.).
- 15 Vgl. zu den »Zentren« des Exils Egon Schwarz in: Glaser (1983: 309ff.). Raphael notiert in New York am 6. 9. 1941 in seinen Tagebüchern, daß man ihm im Institut für Sozialforschung einen Aufsatz von Benjamin mitgegeben habe, »den alle Welt für ein Genie hielt in Paris und hier; ich habe ihn indessen gelesen, und weiß nicht, was daran genial ist. Die Maßstäbe sind verschieden.«
- 16 Vgl. Tucholsky (1984: 24). Zu den Exilzeitschriften vgl. auch Walter (1978), vor allem seine Ausführungen zum *Neuen Tage-Buch* (ebd.: 124ff.), wo er feststellt, daß hier gerade im kulturell-literarischen Teil freie Mitarbeiter willkommen waren und daß bis zum politischen Rechtsruck 1937 Grenzbereiche zwischen Kultur und Politik diskutiert wurden. Sowohl das *Tage-Buch* wie auch das *Neue Tage-Buch* und deren Begründer Leopold Schwarzschild (der sich 1940 nach New York retten konnte) wären sehr naheliegende »Anlaufstationen« für Raphael gewesen. Vgl. zu Leopold Schwarzschild auch Raddatz (1981: 56–59, 70–78).
- 17 Vgl. Pavese (1963: 32) und Roth (1976: 686), der 1938 fragt, warum sich »so viele das Leben nehmen, ohne die Ursachen ihres Selbstmords in den Tod mitzunehmen (...) hätte ich die Fähigkeit, mich umzubringen, ich ginge nicht so leichten Preises aus dem Leben.« Im Exil nahmen sich außer Raphael Kurt Tucholsky in Schweden, Walter Hasenclever im französischen Internierungslager, Stefan Zweig in Brasilien, Walter Benjamin und Carl Einstein an der

französisch-spanischen Grenze, Ernst Weiß in Frankreich und Ernst Toller in New York das Leben.

- 18 Nur diese oder jene Arbeit wolle er noch vollenden, dann könne er endlich sterben – Eintragungen zum Verhältnis von Arbeit als selbstgesetztem Sollen und Sterben als Erlösung durchziehen Raphaels Aufzeichnungen. Sich zu entspannen war ihm unmöglich. In seinen Notizbüchern vermerkt Raphael am 26. 7. 1914: »Erholung ist oft nur eine langwierige Art, seine Kräfte zu vergeuden« – diese Einstellung taucht in seinen autobiographischen Schriften in allen Variationen auf; vgl. auch das Resümee in den Tagebüchern: »Es hätte sich nicht die Mühe gelohnt, in die neue Welt zu kommen, wenn ich meine Arbeit nicht fortsetzen kann.« (1. 7. 1941; hier nicht abgedruckt)
- 19 Eintragungen im Oktober und November 1941 (hier nicht abgedruckt) lauten: »Ich habe immer mit dem Tode gelebt und das war der Grund, warum ich immer so intensiv gelebt habe . . . Er war für mich immer der große, der einzige Erlöser.« Vgl. auch S. 203 ff.
- 20 So notiert Raphael am 24. 6. 1916: »Zur äußeren und inneren Gestaltung meines Lebens: täglich alle Notizen und Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Tages *der vorhergehenden Jahre* lesen . . . «

Verwendete Literatur

- Benjamin, W. (1983): Das Passagen-Werk. 2 Bde. Hrsg. von R. Tiedemann. Frankfurt/M.
- Brecht, B. (1975): Tagebücher. Frankfurt/M.
- Camus, A.: (1980): Reisetagebücher. Hrsg. von R. Quilliot. Reinbek
- Feuchtwanger, L. (1938): Größe und Erbärmlichkeit des Exils. In: Ein Buch nur für meine Freunde. Frankfurt/M. 1984
- Fuld, W. (1979): Walter Benjamin. Zwischen den Stühlen. München
- Gide, A. (1951): Journal 1889–1939. Paris
- Glaser, H. A. [Hrsg.] (1983): Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Bd. 9. Weimarer Republik – Drittes Reich. Reinbek
- Greffrath, M. [Hrsg.] (1979): Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern. Reinbek
- Mann, K. (1984): André Gide und die Krise des modernen Denkens. Reinbek
- Man Ray (1983): Selbstporträt. Eine illustrierte Biographie. München
- Musil, R. (1983): Prosa und Stücke. Kleine Prosa. Aphorismen. Autobiographisches. Ges. Werke Bd. I. Hrsg. von A. Frisé. Reinbek

- Pavese, C. (1963): Das Handwerk des Lebens. Tagebuch 1935–1950. München
- Polgar, A. (1984): Kleine Schriften. Bd. 3. Irrlicht. Hrsg. von M. Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit U. Weinzierl. Reinbek
- Raphael, M. (1979): Wiedergeburtsmagie in der Altsteinzeit. Zur Geschichte der Religion und religiöser Symbole. Hrsg. von S. Chesney und I. Hirschfeld. Frankfurt/M.
- (1983a): Marx Picasso. Die Renaissance des Mythos in der bürgerlichen Gesellschaft.
 - (1983b): Von Monet zu Picasso. Grundzüge einer Ästhetik und Entwicklung der modernen Malerei.
 - (1984a): Die Farbe Schwarz. Zur materiellen Konstituierung der Form.
 - (1984b): Wie will ein Kunstwerk gesehen sein? »The Demands of Art«. Alle 4 Bde. hrsg. von K. Binder. Frankfurt/M.
 - (1985): Aufbruch in die Gegenwart. Begegnungen mit der Kunst und den Künstlern des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von H.-J. Heinrichs. Frankfurt/M.
- Raddatz, F. J. (1981): Das Tagebuch. Portrait einer Zeitschrift. Frankfurt/M.
- Roth, J. (1976): Werke. Bde. 3 und 4. Hrsg. von H. Kesten. Köln
- Sartre, J.-P. (1984): Tagebücher. November 1939–März 1940. Reinbek
- Schramm, H. (1977): Menschen in Gurs. Erinnerungen an ein französisches Internierungslager (1940–1941). Worms
- Schumacher, J. (1978): Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums. Frankfurt/M.
- Taylor, J. R. (1984): Fremde im Paradies. Emigranten in Hollywood 1933–1950. Berlin
- Tucholsky, K. (1984): Briefe aus dem Schweigen 1932–1935. Briefe an Nuuna. Hrsg. von M. Gerold-Tucholsky und G. Huonker. Reinbek
- Walter, H.-A. (1978): Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Exilpresse. Bd. 4. Stuttgart
- (1984): Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis. Bd. 2. Stuttgart
 - [Hrsg.] (1985): Alexander Moritz Frey, Hölle und Himmel. Hildesheim
- White, K. (1984): Das weiße Land. Essays. München
- Zweig, S. (1984): Tagebücher. Gesammelte Werke. Hrsg. von K. Beck. Frankfurt/M.

Editorische Notiz

Robert Musil (1983: 965f., bibliographische Angabe S. 42) hat bemerkt, daß das Wort Nachlaß »einen verdächtigen Doppelgänger in der Bedeutung, etwas billiger zu geben« hat. Billiger, weil (im Fall des Künstlers) auch das Unfertige und Ungeratene, das Noch-nicht-Freigegebene publiziert wird, das doch den Produzenten noch Zeit gekostet hätte. Musil weist jedoch sogleich eindringlich auf »wunderbare und überraschende Nachlässe« hin: die »blühenden« (vom Künstler zurückgehaltene, wenig repräsentative Schriften); Nachlässe, durch die ein Autor (wie etwa Büchner oder Novalis) überhaupt erst entsteht; die »lehrreichen« (work in progress).

Der Nachlaß Max Raphaels zeigt die Kontinuität eines philosophischen und kunstwissenschaftlichen Denkens, das offiziell nicht registriert wurde und allererst in der Publikation der nachgelassenen Schriften erkennbar wird, knapp fünfzig Jahre, nachdem Joachim Schumacher (ein Freund Raphaels, Emigrant in Paris und New York, Mitbegründer der »International Max Raphael Society« in Boston) in der Erstausgabe von *Die Angst vor dem Chaos* auf Raphaels »ungemein konzentrierte und systematische Darstellung der dialektischen Methode« hinwies und schließlich in der Neuausgabe 1972 hinzufügte: Anders als Ernst Blochs Werk »ist der große Nachlaß des Gesamtwerkes von Max Raphael, Erkenntnistheoretiker, Kunsthistoriker, Erforscher zumal einer heute noch von niemand anderem ähnlich geleisteten Ikonographie und Morphologie der vorgeschichtlichen Kunst, zumal in Deutschland skandalös unbekannt und ungedruckt geblieben.« (Schumacher 1978: 375–377)

Raphaels Nachlaß gewährte erstmals einen Einblick in Kontinuität und Systematik seiner philosophischen und kunsttheoretischen Entwürfe, in die subjektive Entstehungsgeschichte seiner Kunstwissenschaft und seiner Ethik, seiner Lebensphilosophie und marxistischen Theorie. Darüberhinaus zeigt er das Schicksal eines Menschen, der mit den Stigmata des Juden und des Privatgelehrten ohne akademische Weihen einen Weg zu gehen versuchte, der ihn aus der Isolation herausführen sollte und der doch immer im Exil endete. Er erträgt es als Produzierender: »Mir ist das Schaffen natürlich, wie das Atmen; Tod und Weltuntergang würden mich schaffend finden.« (7. 8. 1915)

Max Raphaels Briefe und Tagebücher vollständig zu publizieren, würde zahlreiche Bände füllen und stünde in keinem Verhältnis zu dem Interesse, das man bisher dem Leben und Werk dieses Autors entgegengebracht hat. So muß eine Auswahl aus seinen nachgelassenen autobiographischen Zeugnissen gerade die Funktion haben, ein solches Interesse zu wecken, in ihnen ein singuläres und in vielem verallgemeinerbares Leben zu erfahren, das uns die Geschichte des 20. Jahrhunderts besser rekonstruieren läßt.

Bei der Auswahl der Briefe boten sich zwei grundsätzliche Möglichkeiten an: aus der gesamten Korrespondenz von Brief zu Brief gemäß dem allgemeinen Interesse an den von Raphael angesprochenen Themen zu entscheiden, oder aber zentrale Teile der Korrespondenz geschlossen zu dokumentieren und einige Zeitabschnitte nur der Vollständigkeit halber (in dem entsprechenden Kapitel oder in der Einleitung) zusammenzufassen. Diese letzte Möglichkeit erwies sich mehr und mehr als die rich-

tige, da man sonst den Eindruck des Verstümmelns, Zurechtstutzens und Verzerrens nicht losgeworden wäre. Es ergab sich auch von allein, welche Briefabfolgen in sich derart geschlossen, thematisch wichtig und auch sprachlich ausformuliert waren, daß sie nahezu den Charakter von essayistischen und literarischen Entwürfen haben.

Allein schon aus Papiermangel schrieb Raphael seine Briefe engzeilig und nahezu ohne Absätze. Der Lesbarkeit halber wurden in diesen gedruckten Fassungen sinngemäß Absätze (zuweilen auch bereits von Raphael angedeutet) gemacht. Zusätze des Herausgebers stehen in eckiger Klammer. Die Interpunktion wurde da vervollständigt, wo es sich für das Verständnis der Sätze als sinnvoll erwies; Tippfehler und grammatische oder stilistische Ungenauigkeiten wurden stillschweigend und behutsam korrigiert. Schließlich sind es Texte, die nicht für den Druck bestimmt waren und von Raphael nicht wie ein Manuskript redigiert wurden. Soweit es sich um *handschriftliche* Briefe und Tagebücher handelt, kam die Schwierigkeit des Entzifferns hinzu, die auch in den Fällen nicht unproblematisch war, in denen Frau Raphael bereits Teile transkribiert hatte.

Die Anordnung der Texte erfolgte gemäß einer *inneren Chronologie*, die die chronologische und die thematische bzw. gattungsbezogene Abfolge miteinander verbindet. Orientiert am Verlauf von Raphaels Leben und Schreiben werden Arbeiten zusammengefaßt, die inhaltlich und kulturell im Zusammenhang stehen.

Die in diesem Band abgedruckten rein autobiographischen Aufzeichnungen wurden aus den folgenden Nachlaß-Konvoluten ausgewählt:

Notizbücher und Tagebücher:

18.3.1914–14. 12. 1918 und
2. 9. 1919–10. 8. 1935;
8. 11. 1942–23. 9. 1945

Max Raphaels Notizbücher und Tagebücher wurden von Emma Raphael zu Teilen transkribiert und getippt. Sie beklagte dabei den Verlust von Briefen und Tagebüchern aus der Zeit von 1905 bis 1914 und von Ende der zwanziger Jahre, die in einem Keller in Berlin aufbewahrt und bei einem Bombenangriff zerstört wurden.

Die vorliegenden Auszüge aus den Notizbüchern von 1914–1929 folgen der von Emma Raphael getroffenen Auswahl, wobei zwei von ihr angefertigte Auszüge koordiniert und zu Teilen noch einmal mit den schwer lesbaren handschriftlichen Originalen verglichen wurden. Die Pünktchen im Text stammen von ihr. Auf verschiedene Anfragen hin vermerkt Frau Raphael, daß enge Beziehungen zwischen Pechstein und Gerbig offensichtlich vor 1914 bestanden und beide gleich am Anfang der noch vorhandenen Notizbücher am Rande vermerkt sind.

Briefe an Emma Raphael:

14. 5. 1940–11. 7. 1940 und 24. 2. 1941–9. 4. 1941;

4. 6. 1941 (New York) – 7. 11. 1942;

ohne Datum von 1944;

13. 11. 1944–28. 8. 1945;

1950: Briefe während Emma Raphaels Reise in die Bundesrepublik;

an Alis Guggenheim: 1932–1951;

Außer den »Davoser Impressionen« ist keiner der hier gedruckten Texte bisher veröffentlicht; kaum einer wußte

überhaupt von der Existenz der meisten dieser Essays, Briefe, Tagebücher und Skizzen. Gemäß Emma Raphaels Wunsch sollten die persönlichen Dokumente erst nach ihrem Tod eingesehen und eventuell veröffentlicht werden. Außer an Dr. Hans-Jürgen Schmitt sandte sie Kopien der von ihr gemachten Abschriften an Prof. Cohen (Boston), Dr. Hirschfeld (New York) und Prof. Schaefer (Paris); an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg gab sie noch zu Lebzeiten den größten Teil des Nachlasses; verbliebene Teile von Raphaels Manuskripten und Briefen sowie seine Bibliothek wurden 1984 dort ebenfalls archiviert.

Eine wichtige Hilfe bei der Erarbeitung dieses Bandes waren mir die von Emma Raphael zum Teil transkribierten handschriftlichen Aufzeichnungen Max Raphaels, von denen Klaus Binder, der Herausgeber von vier Bänden kunsttheoretischer Schriften Max Raphaels im Qumran-Verlag, auch bereits einige zusammengestellt hatte, sowie die großzügige Bereitstellung des Nachlasses durch Hans-Jürgen Schmitt und das Germanische Nationalmuseum, Nürnberg.

Geist wider Macht

Kriegstagebuch

1915

Der im folgenden vollständig gedruckte Text trägt im Manuskript den Untertitel »Kriegstagebuch eines Landsturmrekruten (1915)«. Raphael selbst hat nicht an die Möglichkeit einer Publikation seiner Tagebücher gedacht. Die dieses Tagebuch beherrschende Gegenüberstellung von Geist und Macht wird in seinen Notizbüchern fortgeführt und zur Utopie eines »Geistesstaates« und »jüdischen Freistaates« ausgearbeitet (S. 187ff.) – ein Wunsch, der sich spätestens seit der Zeit in den Internierungslagern aufgelöst hat und 1941 zu den krassesten Distanzierungen führt: »Wann wird man nun endlich diese Bande los sein?« (6. 6. 1941)

Außer behutsamen orthographischen und grammatischen Korrekturen wurden Ortsangaben (wie L = Lörrach oder B. = Bodman) ausgeschrieben; Personen konnten nicht eindeutig identifiziert werden: C. L. ist wahrscheinlich Raphaels Bekannte Cilly; J. kann nicht sein Freund Max Jung sein, da Raphael in seinen Notizbüchern vermerkt, er habe ihn erst im Oktober 1916 kennengelernt; aus einer Eintragung vom 10. 11. 1942 geht außerdem hervor, daß Jung erst 1918 fällt. Der Maler P. ist wahrscheinlich Max Pechstein. Recherchen in Bodman führten nicht zur Auffindung biographischer Details.

*Merke auf den Sabbat deines Herzens,
daß du ihn heiligst, und wo sie ihn dir
rauben wollen, da reiß' dich los oder
gehe zugrunde.* Luther

Bodman am See, 1. VIII. 15

Meine Liebe!

Gestern Abend habe ich den ersten Akt meiner Tragödie vollendet. Deine entsagende Liebe wird ahnend nachfühlen, daß eine Zeit, in der man zwischen ungestümen Entzückungen und schwülem Ermatten hin und hergepeitscht wurde, keine Möglichkeit zu Mitteilungen enthält. Man wird so völlig aus der gewohnten Welt in eine ganz anders geartete hinübergerissen, daß man alles, was einem lieb war, um seiner Schöpfung willen *vor* seinem Blute kreisen lassen muß. Und doch sieht man gleichzeitig mit dem geistigen Auge tiefer als je in die Bedürfnisse und Nöte der Welt hinein und wird mit starkem Willen hingezogen, auf sie zu wirken. Darum suche ich jetzt, wo ich von der Arbeit aufschaue, mich fest an die Wirklichkeit zu binden. Ich nehme es als die Eingebung eines glücklichen Augenblicks, die Ergebnisse dieses Willens für Dich als Tagebuch zu sammeln, damit Du mich diesseits dessen, worüber kein Wort etwas auszudrücken vermag, um so inniger ergreifen und fassen kannst.

Also, der erste Akt meiner Tragödie ist fertig. Aus dem ganzen Umkreis der aufgebauten Situation drängen sich berechnete Forderungen auf ihren Mittelpunkt: den Minnesänger Burkhardt von Hohenfels. Der Kaiser fordert den Ritter und Vasallen als Kämpfer für den von der Kir-

che und untreuen Fürsten hart gefährdeten Staat. Der Bruder ruft ihn wider die aufsässigen, den Besitz der Familie bedrohenden Bauern, die ihn, den erstgeborenen Bruder ihres Fronherrn, als Führer zur Freiheit wünschen. Die Geliebte braucht seinen Schutz wider die Räuber ihrer Keuschheit. Burkhardt läßt alle diese reißenden Arme gegen seinen Leib, gegen sein Herz packen. Er weiß, daß er aus Pflicht und Neigung die alte Ordnung stützen muß; er fühlt, daß seine Menschlichkeit ihn gegen sein Standesinteresse in das Chaos der gärenden Kräfte treiben will, um der neuen Welt eine gesetzmäßige Gestalt zu schaffen. Aber zu tief glaubt er erschaut zu haben, daß das Leben durch keine Veränderung in der Außenwelt, sondern allein im Geiste durch schöpferische Kraft von seinen Schmerzen erlöst werden kann. Was wird Burkhardt tun? Der Zuschauer ahnt, daß sein Selbst ihn hindert, dem Ruf der Hörigen, des Bruders, der Geliebten, des Kaisers zu folgen, daß es ihn in einen Konflikt der Pflicht verwickeln wird, aus dem es für ihn keinen Ausweg gibt . . . (aus einem Brief an C. L.).

2. VIII. 15

Ich habe mich am Nachmittag vor den Waldrand gelegt und meine Sinne in die gelbrotten Feuerflüsse der Äcker hineintasten lassen, die vor dem Tannendunkel aufbrannten wie geformte Sonne. Das bis zum Bersten gefüllte Ruhen des in sich selbst gärenden sommerlichen Lebens ruft das Gefühl des tiefen Ausruhens der Erde unter der winterlichen Schneedecke in die Erinnerung. Aber noch immer offenbart sich mir der Sommer nicht in dem einigen Grunde seines Wesens, und ich muß Stücke von ihm abbrechen, um ihn ins Bewußtsein zu reißen . . . Aus meinem

fruchtlos vergewaltigenden Ringen weckt mich der alte E., um mit mir im Vorübergehen ein paar freundliche Worte zu plaudern: daß das Getreide gut stünde, das Obst zu wünschen übrig lasse . . . Ich mußte dem Fortgehenden lange nachsinnen. Ich kann stundenlang das Laubwerk eines Nußbaumes mit geistigen Händen nachzeichnen, um die ursprüngliche Fremdheit zwischen uns zu überwinden; ich kann dem Flug der Möwe zuschauen, bis mein Körper den Rhythmus dieser Bewegung tanzt. Jedes Geschöpf drängt sich zu mir, bis ich die Pein seiner Besondereung gefühlt und es als Entwicklung seiner eigenen Lebenskraft begriffen und geformt habe. Aber nirgends auf diesem langen Wege finde ich einen Grund, meine Schmerzensbrüder nach ihrem Zweck oder nach ihrem Nutzen zu fragen.

3. VIII. 15

Ich habe meine vollständige Erschöpfung zu zerstreuen gesucht, indem ich (seit langem zum ersten Mal) in Zeitungen hineinsah. Nichts als Stimmungsmache! Und doch lassen sich nicht nur die Dummen von Tag zu Tag mit leeren Hoffnungen vertrösten, nicht nur die Gebildeten in immer sinnlosere Leiden hineinpeitschen durch das plumpe Verfahren, die eigenen Fehler und Mißerfolge zu verheimlichen, die gegnerischen um so deutlicher herauszuheben. Selbst die Schaffenden geben sich schwatzhaft dazu her, diese zu immer größerer Enge erstickende Gegenwart mit erlogenen Phrasen zu beschönigen und anzuweisen.

»Die 42 cm-Geschosse haben nicht das Geringste mit dem furor teutonicus zu tun, sie sind die Ergebnisse der allerstrengsten Wissenschaft, der Physik und der Chemie.

Sie sind in diesem Kriege sicherlich die lautesten Verkünder der Überlegenheit deutscher Geistesarbeit.« So der Dichter. Und jetzt sein Literaturhistoriker: »Aber Goethe sagte noch (!): Deutschland ist nichts, der einzelne Deutsche ist alles. So sehr war die deutsche Kultur damals noch eine geistig-künstlerische. Wir wollen (!) heute aber garnicht nur das Volk der Denker und Dichter sein, wir beanspruchen nun auch unsern Platz an der Sonne. Seit wann kommen wir denn für den Weltmarkt in Betracht? . . . Es handelt sich tatsächlich um die Weltherrschaft deutscher Kultur . . . Hinter uns allein steht das Ethos des Weltgeistes. Wir werden siegen.«

Ein Theologieprofessor findet sogar den Mut, der »großen Zeit« zuliebe Jesum aus der Reihe unserer idealen Vorbilder auszustreichen. Das erwachte Nationalbewußtsein – oder der Wahrheit gemäß: der gesteigerte Machtrausch – hat das intellektuelle und moralische Urteil völlig vernichtet. Das arme Vaterland ist irrsinnig geworden.

4. VIII. 15

Der Dekan holte mich am Nachmittag zum Spaziergang. Er meinte, der Krieg vermehre die Religiosität. Ich bestritt, daß die Angst des Menschen, dem der Blitz das Haus über dem Kopf zusammenbrennt, wahre Frömmigkeit zeugen könne, auch wenn sie beten lehrt. Sobald das Gewitter vorüber ist, werden sich die Hände entfalten, und der alte Adam wird sich eingestehen, daß das, was er in der Not Gott nannte, in Wirklichkeit nur der Zufall war. Der blinde Fatalismus, nicht die echte Religiosität wird wachsen.

Ich fühlte, daß mein Widerspruch ihn heute empfindlicher traf als sonst und sagte daher:

»Ich bewundere oft die Toleranz, mit der Sie als getreuer Sohn der katholischen Kirche die Äußerungen meiner völlig entgegengesetzten Weltanschauung anhören.«

»Ich möchte begreifen, wie Sie leben können. Ich fasse, daß ein Atheist die Kirche, ein Anarchist den Staat, ein geborener Immoralist die sittlichen Gebote verwirft. Aber ich fasse nicht, wie Ihre Gefühlsgluten, Ihr überfeines Empfinden für die Hierarchie der sozialen und metaphysischen Werte Sie außerhalb der Kirche, des Staates und der allgemein anerkannten Moral halten.«

»Hat nicht auch Christus mit seinem stärksten Glauben sich außerhalb der Synagoge, mit seiner Liebe außerhalb der Gesetze stellen, hat er nicht der chaotischen Lebensmaterie unmittelbar ins Angesicht schauen müssen, um das neue Gesetz formen zu können, von dem Sie noch heute leben?«

»Christus ist der Sohn Gottes.«

Ich fühlte, daß sich hier Dogma und Erlebnis gegenüberstehen und schwieg, um nicht zu verletzen.

5. VIII. 15

Ich bin heute auf dem Bodanrücken herumgestreift. Rund und voll schwellen die fruchtstrotzenden Äcker die Mulden hinauf und hinab; erschauernd dunkelte der Wald in schwarz samtene Tiefen hinein. Und mit einer weithin hallenden Wölbung schlug der Raum über diesen zwischen den Wassern verfestigten Wellenzug trächtiger Erde zusammen. Mein Bilden lehrte mich die schon geformte Natur tiefer begreifen (ich sehe nur, soviel ich ausdrücken kann), und aus den Stunden der Hingabe an die Natur ziehe ich die unumgängliche Nahrung für mein stetiges, geheimes oder willentliches Schaffen, das über-

haupt nur in solcher Freiheit denkbar ist. Diese Freiheit besteht als ein innerer, immer wieder verfallender Erwerb aus Kampf und Arbeit vieler Jahre: daß ich erkannte und festhielt, welche Endabsicht sich die Natur in meinem individuellen Wesen gesetzt hat; daß ich mir dieses natürliche Ziel als selbstgesetztes vorschrieb; daß ich den Weg zu ihm mit *allen* Kräften meines Wesens einschlug und immer in Rücksicht auf den Sinn des Ganzen meiner Aufgabe in ihm fortging. Die Freiheit ist die Brücke, welche aus der Welt des zufälligen Stoffes in die des allein notwendigen Gesetzes führt, und das schöpferische Tun die Kraft, welche sie aus den chaotischen Wirbeln der Materie herausbaut, auf daß sich die unumgänglichen Grenzen meines Daseins mit der Unendlichkeit des Lebens harmonisch versöhnen. Das ist die Kraft, aus der ich das Leben ertrage.

6. VIII. 15

Obwohl ich ein Gewitter in meinen Schläfen schwingen fühlte, bin ich in den Wald gegangen. Als es dann aufzog, hielt mich das Spiel des Windes mit den Bäumen gebannt. Zuerst wiegte er die Kronen in einem flachen Kreise: einmal, einmal und einmal. Dann riß er sie mitten auseinander, hob den oberen Wedel in die Höhe, preßte ihn, das herabflutende Licht jäh durchschneidend, aufklatschend wieder zurück, so daß er den unteren von neuem in das kreisende Rundwiegen stieß: einmal, einmal und einmal. Schließlich kam der Regen – kein Regen mehr, sondern ein wahrer Kieselschlag, der mit tosendem Fluchen durch die gepeitschten Baumkronen auf die Erde prasselte. Blitz, Donner . . . Ich fühlte mich in diesen tobenden Elementen wie ein nacktes Tier, das durch die faulenden Blät-

ter kriecht, um sein Leben vor den Flammen und dem Hagel zu retten. Das Stück Gemeinschaft mit den niedersten Geschöpfen tobte sich in mir aus, während ich mich, immer enger zusammenkauernd, gegen einen weitkronigen Baum drückte.

Welch ein eigenartiges Gefühl, nach dieser Urweltszene in ein festes Haus zu treten, plötzlich, ohne eigenes Zutun sicher zu sein vor diesem Regen, der furchtbarer war als der Blitz, weil er so schnell an den Leib kam. Welchen Dank für die ererbten Güter, die mich mühelos über die nackte Notdurft des Lebens in mein Schaffen hineintragen, schulde ich den Menschen, die aus der begrenzten, aber ungebändigten Gebärfähigkeit der Erde dieses vielgestaltige Dasein gebildet haben, in dem ich die Bedürfnisse meines Leibes bis auf den Trieb, ihm eigenhändig ein schützendes Dach zu bauen, vergessen durfte! Hier zeigt sich die Größe des Geschlechts, das durch eine die Arbeit aufteilende Bewältigung der Bedürfnisse Energien für geistige Tätigkeit freigemacht hat, mit denen das Genie das höchste Ziel des Menschen erfüllen kann: das aus dem Ganzen des Lebens geschaffene und das Ganze des Lebens erlösende Gesetz.

7. VIII. 15

Ich suchte diesen Morgen für das Erlebnis, daß sich hinter dem geschlossenen Dasein der riesigen Landschaft zuweilen die uferlose Weite des Meeres oder die der ragenden Größe der Firnen auftut und dann das Erhabene ihres Wesens in den Dingen selbst zurückläßt – ich suchte gerade hierfür die greifbarste und lebendigste Wortgestalt, als mir Donatus einen Feldpostbrief von R... brachte. Ich empfand mein lautloses Ringen um eine notwendige

Form für die Welt in meiner Seele als einen solchen Gegensatz zu dem Lärm des Krieges um die materiellen Güter, daß ich mein erregtes Gemüt durch eine sofortige Antwort befrieden mußte. Ich schrieb:

»Glauben Sie ja nicht, daß ich hier in meiner Landschaft ein friedfertiges Leben führe. Die äußere Stille ist nur der bedingende Hintergrund, aus dem die Kämpfe des Geistes mit der eigenen Seele, mit Gras und Wald, See und Acker, Himmel und Erde um so stärker und klarer herauswachsen. Ich kämpfe bis zur Erschöpfung meines Blutes bis an die Grenze des Wahnsinns einen ununterbrochenen Kampf um die Seele des Lebens, um ihre notwendige Gestalt im Wort, weil ich nur so mich und die Menschen von der Zwiespaltigkeit der Welt zu befreien vermag, die meine Brust zerreißen würde, wenn ich nicht so kämpfte.

Auch der Friede der Natur, nach dem Sie sich aus dem Geschützdonner sehnen, dürfte nur eine Empfindungstäuschung sein. Das kämpfende Leben der Gräser, Bäume, Vögel geht fast lautlos an unseren Organen vorüber, die als Glieder des kampfreichsten und kampfschwersten Geschöpfes betäubt sind von dem Schrei der Menschenbrust. Aber die Dumpfheit niederster Existenzen kennt auch nicht jene volle Ruhe, die den Menschen in die Mitte seines Wesens führt und ihm die Entfaltung seiner eigenartigsten Kräfte erlaubt. Kampf und Ruhe scheinen mir Wechselteile des einheitlichen Lebens, gleichmäßig natürliche Anlagen aller Geschöpfe und für den Menschen beide die notwendigen Mittel, ihn aus seiner Naturgebundenheit in seine frei gesollte Existenz zu tragen.

Dieses ideelle Versöhnungsmoment fehlt freilich dem Menschenkrieg. Er betrügt selbst noch die Natur, indem er eine untermittale Parodie ihrer liefert mit den Mitteln,

die sie zu ihrer eigenen Erlösung im Menschen ausgebildet hat. Er vernichtet den Menschen gerade als in sich ruhendes Sein und schöpferische Kraft, macht ihn zum Mittel für einen Zweck, der nicht aus inneren Notwendigkeiten das Ziel seiner Kräfte sein kann, da er ihn nicht zur höchsten Entfaltung, sondern zur Aufhebung des Lebens führt: zu Raub, Mord, Unfruchtbarkeit und Tod.

Darum sei auch für Sie das Ende des Krieges nicht das Ende des Kampfes.«

Dann nahm ich meine Arbeit wieder auf. Sie ließ heute das Wunder des Schaffens Ereignis werden: das Gefühl erfüllte die leeren und toten Worte mit einem Leben, welches weder in ihnen selbst, noch in ihrer Folge ist, und die geronnenen Worte führten das Gefühl in immer größere Tiefe und Weite hinab, gewannen befruchtende Kraft über das Gefühl selbst, welches erst sie lebendig wirksam machen sollte. Wort und Gefühl steigerten sich heftig zu größter Einheit und höchstem Ausdruck. Mir ist das Schaffen natürlich, wie das Atmen; Tod und Weltuntergang würden mich schaffend finden.

8. VIII. 15

Heute suchte mich wieder die bis zur Unlöslichkeit schwierige und doch so wichtige Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zum Staate heim. Kann das Individuum, das – da es im Staat, vom Staat, vermöge des Staates lebt – die Pflicht hat ihn zu erhalten, sich von dieser Pflicht durch eine höhere entbunden fühlen? Kann der Staat, als überindividuelle Macht, sich als der schlechthin höchste Wert des Daseins aufspielen und an jeden Einzelnen Forderungen für seine Selbsterhaltung stellen? Wie sehr ich die beiden Tatsachen und Werte des Staates und

des Individuums gegeneinander reibe, ich komme über das Ergebnis nicht hinaus, daß der Staat Bruchwerk bleibt, solange er die Entwicklungsmöglichkeiten des Einzelnen nach seinen staatsbürgerlichen Pflichten bemißt, daß andererseits der Einzelne sich nicht zu vollenden vermag, ohne daß er sein individuelles Wesen in der Gemeinschaft der Menschen und ihrer staatlichen Ordnung verwirklicht. Ich finde in ihnen kein Maß, nach dem der Staat seine Höherwertigkeit über das Individuum oder dieses über jenen erweisen kann, so daß sich die ganze Problemstellung: Individuum oder Staat als irrig offenbart. Der Wertmaßstab für beide muß außer und über ihnen liegen, weil der Mensch nicht nur ein individuelles *oder* soziales Wesen ist, sondern ein individuelles *und* soziales *und* schöpferisches.

9. VIII. 15

Während ich vergeblich gegen das hartverschlossene Tor schlage, hinter dem die formquellende Einheit des Sommers sich verbirgt, schaue ich durch den Kontrast das Wesen des Frühlings besser. Dieser gestaltete sich mir immer klarer und umfassender zur Tragödie der Jugend in der Epoche der werdenden Gotik. Das ursprüngliche Erlebnis: das Ausbrechen des schweren Baumblutes aus dem Schwarz der sich aufreckenden Zweige als Glanz strahlenden Blütenmeeres ist ganz Konflikt geworden – Konflikt der vitalen und moralischen Kraft des Jünglings gegen die vorgefundene Ordnung des Staates, die ihm nicht genügen kann, weil sie nicht von ihm geschaffen ist und immer auf einem Kompromiß des Gesollten und des Möglichen beruht. Ich habe dieses Thema heute in einer ekstatischen Glückstunde so als Tetralogie geschaut:

Der erste Teil ist die Tragödie des geistigen Menschen, der sich unter dem Zwang seiner schöpferischen Kraft und im Bewußtsein seines höheren Zweckes zu der Hybris fortreißen läßt, die Menschen allein durch sein Werk erlösen zu wollen; aber durch die Gewalt der Umstände zwischen die Mühlsteine der Kräfte gedrückt wird, welche die Wirklichkeit bewegen und – von ihnen zerrieben – endet, nachdem er alles verloren hat, was er noch an Wirklichkeit besaß.

Der zweite Teil ist die Tragödie des sozialen Menschen, der, ein gehorsamer Ritter im Stufenbau der gesellschaftlichen Ordnung, durch eine ehrabschneidende Ungerechtigkeit des Kaisers aus dem sich auflösenden Gesetz des Staates herausgetrieben wird, und dann an den Folgen seiner selbständigen Handlung erstickt, obwohl sie eine neue Weltordnung herbeiführen helfen. Hier wird die Tragödie des jugendlichen Einzelmenschen zur Tragödie der Masse, indem sie das Leiden eines Volkes zeigt, das, durch die Macht eines skrupellosen Tyrannen in die Burg eingesperrt, durch Kampf und Hunger zum Tode verurteilt ist.

Der dritte Teil gibt dann die Komödie der Masse, die, ihres Herrn entledigt, sich selbst regieren will. Das Komische liegt in dem Zwiespalt zwischen Wollen und Können, in dem Herumtasten einzelner Glieder nach Herrschergesten.

Der vierte Teil gibt die Einordnung der gärenden Kräfte in eine neue Gemeinschaftsform, die auf der Versöhnung des nur individuellen mit dem sozialen Prinzip zu einer höheren, beide umfassenden Einheit beruht, als welche ich das Ordensrittertum und das ins Staatsganze frei sich einfügende Stadtgebilde verstehe.

Es gibt Tage, an denen ich die seelische Verkümmernng der Gegenwart mit Händen greife. Da steht der Mensch, aus der Fülle seiner Kräfte und Vermögen in einen Beruf gedrängt, der sie nicht entfaltet, sondern vernichtet, und giert nach dem Schein sozialer Gleichheit, die doch keinen Ersatz für diese innere Verarmung bieten kann. Oder er ist einem ungebundenen Individualismus hingegeben, der als Willkür zu allen möglichen Empfindungen und Handlungen keine innere Befreiung, nur einen Taumel von Extrem zu Extrem bringen kann. Und dieser unerlöste, in seinem Herrenrausch durch und durch versklavte Mensch ist mit allen Organen auf die technische Beherrschung der äußeren Welt gerichtet, als ob irgendeine technische Errungenschaft – und ginge sie über die drahtlose Telegraphie und das lenkbare Luftschiff unendlich hinaus – der Seele auch nur ein Tüpfelchen von ihrer Not nehmen könnte. Wie wird dieser Mensch erbeben, wenn er einmal auf dem Grund seines Wahns seine verkrüppelte Seele schauen wird!

Wer wird ihm dann aus seinem Jammer aufhelfen können, wenn nicht der schöpferische Mensch? Derselbe, der – als einst aus dem allgemeinen Weltwirbel die Gestaltungskraft der Erde sich losriß – mit dieser über Stein, Pflanze und Tier hinauswuchs, selbst dem Menschen und des Menschen Denken überwand, alles Geschaffene hinter sich zurückließ und sich hinaushob zu einer zweiten Schaffenskraft aus der ersten, um jenseits aller Möglichkeiten dieser letzteren eine kleine erlöste in die große daseinsgebannte Welt hinauszubauen. Welcher Dank wird dem schöpferischen Menschen einst zufließen, wenn es ihm gelingt, den Auswuchs der Technik und des Materialismus in lauterer Einsamkeit zu überdauern!

11. VIII. 15

Ich bin mit ein paar kräftigen Schlägen der Seemitte zugerudert und dann hinauf in die sich öffnende Weite. Ich legte mich flach aufs Boot. Ich sah nur den Himmel und in der Ferne einen Streifen Landes, gleichsam vom Horizont herabhängen, als hätte er die ganze Wirklichkeit in sich aufgesogen. Ich streckte beide Arme weit von mir über die Fläche hin und hatte das Gefühl, als trüge ich diese ganze reine Raumwelt in meinen Händen. –

Abends mit der letzten Post bekam ich einen Gestellungsbefehl. Ich habe einen ganzen Tag zum Verpacken meines bisherigen Lebens!

12. VIII. 15

»: . . . Gestern Abend hat mich nun der Gestellungsbefehl erreicht, auf den ich seit 12 Monaten Tag für Tag gewartet habe. Aus einer wirkenden Kraft, die mich trieb, die Zeit bis in ihre letzte Sekunde auszufüllen, soll nun Wirklichkeit werden. Ich empfand es zuerst als bittere Ironie, daß Menschen meines Schlages, die nicht geboren sind, Habe zu erwerben, ja auch nur sich ihrer zu erfreuen, nun für einen Machtkitzel anderer ihren Lebensweg zerschlagen müssen. Aber mein Lebenssinn soll davon unberührt sein. Auch diese Einberufung darf nicht ein von außen an mich herangetretenes Ereignis bleiben, sondern muß ein zu meiner Selbstvollendung notwendiges Schicksal werden.

So oft ich zwischen dem unruhigen Hin und Her, das mit den Vorbereitungen zu einer so gänzlichen Lebensveränderung verbunden ist, einen flüchtigen Blick in die Landschaft werfen konnte, schien sie mir von einem ungeheuren Glanz bis auf den Grund durchleuchtet und in die-

ser Klarheit dem Gefühl ganz und unmittelbar nahe. Ich erfaßte jedes Ding in seiner vollen Bedeutung und umarmte es mit stärkster Liebe, um es ganz in seiner Eigenart zu haben und zu kosen. Nichts war mir gleichgültig und an allem hing ich wie an einer unersetzlichen Seligkeit. Wenn diese innige Einheit der Abschiedsstunde der Lohn ist für das ununterbrochene Bemühen, die wechselnde Buntheit der Erscheinungen und ihr Wesen, ihre Sinnlichkeit und ihren Sinn zugleich und in ihren reinsten Formen zu erleben, so ziehe ich daraus die schönste Bestätigung für die alte Hoffnung, daß der ringende Mensch in der Minute seines Sterbens die volle Klarheit empfangen, daß ein gütiger Tod ihm den Sinn der Welt zeigen werde, den das Leben ihn vergeblich suchen läßt.

Von meiner Tragödie kann ich mich nicht trennen, sie wandert nun auch äußerlich mit. Wird sie über den Dienst hinaus in meinem Blute lebendig bleiben und nicht überreif zerfallen? Ich will das Kind nicht mehr lieben als die schaffende Kraft. Aber es ist unendlich schwer, einen Weg zu verlassen, der sich aus dem Innersten meines Wesens vor mir aufgerollt hat, um mich mit dem Leben außer mir zu verbinden. Mir ist, als sollte dies alles nun begraben sein, als müßte meine Kraft sich stauen, Altes und Liebes hinter dem Wehr lassen, damit der reine Lebensstrom über einen Abgrund fort ein neues Bett suchen kann. In diesem ahnenden Hellsehen fühle ich erst ganz, was der unvergängliche Sinn der sterbenden Lebensform war:

Ich lebte um lieben;

Ich liebte um zu schaffen;

Ich schuf um der Seele Ewigkeit und Erlösung
willen...!«

(aus einem Brief an C. L.)...

Es war früh am Morgen, als ich mich von meinen sehr gerührten Wirtsleuten losriß, um eilends nach St. . . zu wandern. Diese Hast und der bedeckte Himmel, dessen Licht gerade zureichte, um aus den nächsten Bäumen herauszuholen, was golden an ihnen war: Früchte und welkendes Laub, ersparten mir eine gewaltsame und bittere Trennung von der so lieb gewordenen Landschaft. Die vorweg empfundene Ahnung dieser schweren Stunde hatte den Lebenssaft der Wirklichkeit mitgetrunken, die nun vor dem Glanzbild der Vorstellung blaß schien und zusammenfiel.

In St. . . . verschiedene Male Namensaufruf in einem Fabrikhof und auf einer Straße, dazwischen ärztliche Untersuchung: ein Treiben, das mich lebhaft an einen Viehmarkt erinnerte, nur daß unsere Käufer kaum einmal in der Stunde zu sehen waren, und wir herrenlos geduldig herumstanden, bis irgendeine betreßte Stimme, die wir nicht kannten und doch respektierten, uns zu Paaren trieb. Wir wurden hordenweise unsern Führern übergeben und verladen.

Gegen 10 Uhr abends wurden wir in L. . . . ausgeladen. Auf dem Bahnhof teilte man uns der Länge nach in Korporalschaften und führte uns ins Quartier, einen Gasthaussaal, in dem über zwei umfangreichen Eßkesseln ein winziges Licht brannte. Ich legte mich unter dem Druck der breiten und hohen Dunkelheit sofort auf den Strohsack, den man mir anwies und schief zwischen den 32 essenden und schwatzenden Neulingen allmählich ein.

Ich erwachte um 5 Uhr und sprang gegen meine Gewohnheit, die ersten Augenblicke des Tages fromm zu verträumen, sofort aus dem Stroh. Mein Sack schwimmt dem Eingang gegenüber auf dem Boden, auf dem nur schmale Gänge frei sind. Der Raum ist ein Praß aufgewüsteter, fremder und feindseliger Gegenstände und Menschen. Und über allem brüet ein durchdringender Gestank. Mit einem die Kehle zuschnürenden Unbehagen zog ich mich an. Aber als uns allen mit dem gleichen Schöpflöffel aus dem gleichen Hafen der gleiche Kaffee, schwarz und ungezuckert verteilt wurde, den wir an denselben Tischen mit denselben wehmütigen Erinnerungen im Herzen austranken, war doch etwas wie eine Gemeinschaft um uns alle und ließ aus diesem düsteren Morgen die Möglichkeit einer Freude aufleuchten.

Wir wurden zur Einkleidung geführt. Zunächst standen wir auf dem Platz vor dem Bezirkskommando herum; dann wurden wir in einen schmalen Gang geschoben, wo unsere Personalien aufgenommen wurden; endlich verpaßte man uns unsere feldgraue Uniform, wobei alles in einem unübersichtlichen Kunterbunt durcheinanderging. Suchten wir uns aber selbst zu helfen, so wurden wir angebrüllt. Schließlich waren wir doch fertig, sahen uns an und lachten mit ausgelassenen Redensarten über einander, um ein innerliches Weinen zu verstecken. Wir wurden in einen Hofraum gebracht, der kleiner ist als der Schlafsaal, dunkel gedeckt, und angefüllt mit Gerüchen von Küche, Pissoir und Abtritt. Es wurde uns befohlen, ihn nicht mehr allein zu verlassen, bis wir gelernt haben, wie Vorgesetzte aussehen, und wie wir sie zu grüßen haben.

Drinnen und draußen, überall rieche ich Dreck. Jeder hat Angst vor Schikanen oder Strafen und kriecht darum

so geräuschlos und gefügig wie nur möglich umher. Ich fühle mich in einer betäubenden Fessel.

15. VIII. 15

Schnell haben die eingesperrten Menschen eine Form gefunden, gemeinsam die leere Zeit zu vertreiben: man trinkt und singt. Kitschige Soldatenlieder voll roher Mannsgewalt und sozialer Gefühlsverschwommenheit. Dazwischen streiten schnellfertige Zahngehege mit einem auswendig gelernten Wortschatz, wobei alles darauf hinausläuft, ihn so schnell wie möglich herunterzuschwatzen, damit der andere nicht zum Denken kommt.

»Man« — Welch eine furchtbare Größe aus lauter Blasen des Nichts! — »Man« wundert sich, warum ich nicht mitmache. . . Ich habe mir im Haus neben dem Quartier ein Zimmer gemietet, um in den freien Stunden arbeiten zu können. Die Frau hat die stille Güte jener Wesen, die den Tod in sich tragen. Ein Mensch neben Larven.

16. VIII. 15

Morgens Instruktionen über den Fahneneid, Pflichten und Tugenden des Soldatenberufs. Vormittags Appell mit Ansprache und Besichtigung des ganzen Depots durch den Oberleutnant. Nachmittags Instruktionen über Strafen.

Die Instruktionen spielen sehr ergiebig über das Thema des Gebundenseins. Sie suchen das Standesbewußtsein, das durch gemeinsamen Raum, Essen und Kleidung, durch eine hermetische Abschließung von der Außenwelt vorbereitet ist, zu heben, indem sie ihm eine Sitte und Ehre geben: Kameradschaft und Treue zur Fahne. Sie ver-

pflichten das sittliche Gewissen und die ewige Seligkeit des gutgläubigen Menschen und zeigen schließlich ihren Hinketuß in einer Fülle von Paragraphen, die für das kleinste Vergehen geradezu ungeheuerliche Strafen diktiert. Bedingungsloser Gehorsam des Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten – das ist der Kern all dieser Verordnungen. Ich erschrak heftig über diese Art, durch Vergewaltigung Menschen zu kirren, die einer »großen Zeit« und großen Zwecken zu dienen haben. So also macht man Staatsgeschichte!

17. VIII. 15

Morgens Exerzieren: Gruß und Freiübungen. Anschließend Instruktionen über Zimmerreinigung. Nachmittags noch einmal das Gleiche: Gruß, Freiübungen und Instruktion. Zivilkleider abgesandt.

Dieser erste Exerziertag erschloß mir eine neue Welt. Man grüßt einen Vorgesetzten so und so. Warum? Das wurde dem nach Gründen durstigen Menschen nicht gesagt, denn die Gründe seiner Handlungsweise gehen den Soldaten offenbar nichts an und von den Folgen nur die Strafen. Jetzt grüßen Sie so und so! Der Befehl als Quelle meines Handelns! Bestand bisher die Sittlichkeit nicht darin, dem Befehl des Reizes nicht zu gehorchen und zwischen Reiz und Reaktion Besinnung auf die Wesensmitte, auf das Gesetz der Weltharmonie einzuschieben? Aber der Träger des Befehls ist ja nicht ein Reiz, sondern ein mit hundert Strafen geschützter Unteroffizier, der seine Autorität vom Kaiser und der großen Zeit herleitet und der Macht hat über den Willen zur Sittlichkeit, über Selbstbestimmung, Freiheit und Weltharmonie!

Mein entsetztes Wesen verwirrt meine Gedanken, aber

mein noch ganz klarer Instinkt sagt mir, daß es an dem ganzen Tag nicht eine Bewegung gab, die mir erlaubt hatte, mit meinem ganzen Wesen, ja, auch nur mit meinem Verstand aus mir herauszutreten. Denn die militärische Übung beruht nicht auf Einsicht in den Vorgang und auf bewußter Entwicklung aller nötigen Organe zu häuslicher Verwendung, sondern sie stellt das Ziel als fertiges Muster hin und zwingt die Glieder durch stetes Wiederholen zu einer getreuen und bei aller Exaktheit leichten Nachbildung des Beispielen. Ich versuchte, mir diese mechanische Nachahmung in die Sprache des Erlebten und Durchdachten zu übersetzen, merkte aber bald, daß das Überlegen behindert und als Böswilligkeit ausgedeutet wird. So sah ich mich plötzlich als seelenlosen Gliedermann, der durch ein Kommando von außen bewegt wurde, als ob ich niemals ein motorisches Zentrum in mir besessen hätte. Ich habe nicht mehr die Überlegenheit zu lachen, obwohl dieses Bild dem Marionettentheater sehr nahe liegt. Eine weltenschmerzliche Marionette? Pfui, welch ein abscheulich Ding!

18. VIII. 15

Morgens 6²⁰ Uhr Antreten, Exerzieren, Grüßen und Verlesen der Kriegsartikel. Zum Essenfassen abkommandiert. Nachmittags: Gewehrreinigen, Exerzieren und Impfen.

Das war sehr bunt heute, so bunt, daß ich vergeblich nach einer Minute suchte, in der ich mit mehr Kraft als jetzt am Abend mich nach mir selbst hätte umschauen können. Ich wurde ununterbrochen zwischen Dingen hin und her gejagt, von denen nicht ein einziges mich berührte, mich oder auch nur einen Teil von mir zum Klin-

gen brachte. Hundert verschiedene Tätigkeiten fesselten die Wirkungskraft meines Selbst und versperreten zugleich mit unüberwindlichen Hindernissen den Weg, auf dem ich wenigstens einmal zwischen Morgen und Abend zu ihm hintasten könnte. Ehe ich mich auf diesem Hürdenrennen trainieren kann, wird nichts mehr von mir übrig sein, denn man packt mit bewundernswerter Sicherheit meine empfindlichsten Stellen. Schon liegt die Arbeit im Winkel, denn der Körper verlangt gebieterisch Ruhe, um Kräfte für neue Armbewegungen zu sammeln, und der Kopf ist von den giftig monotonen Befehlen so benommen, daß er in den kurzen Pausen nicht einmal auslüften kann. Diese Zeiteinteilung, die selbst dem Fürchten und Hoffen keinen Raum gibt, macht jedes Leben von außen nach innen unmöglich, und noch mehr das von innen nach außen.

19. VIII. 15

Morgens 6 Uhr Antreten zum Ausrücken. Exerzieren auf dem Schützenplatz, der eine Aussicht aufs Wiese- und Rheintal bietet.

Die duftige Zartheit der frühen Morgenstunde erfüllte mich, aber schon schrie es wieder: »Gewehr auf!« »Gewehr ab!«, und tötete das erste neue Leben, das mich hier erfüllte, so daß mir den ganzen Tag ein bitterer Schmerz mitging.

Gleich nach dem Essen wurde ich zum Kartoffelschälen abkommandiert. Vom Bezirkskommando aus roch ich den weiten Weg zu dem scheunenartigen Raum der Küche an dem Gestank der Kartoffeln, die durch und durch verfault waren, wabblig zum Sehen und zum Fühlen. Da saß ich zwei Stunden festgebannt, ein sinnlicher Ekel fraß

sich durch Geruch und Getast in mich hinein und geht nicht mehr aus Nase und Händen.

Es wird zum Fluch, daß die Dinge mich innerlich berühren. Sie bringen mich um oder werden in mir umgebracht. Muß ich beten lernen, nicht befruchtet zu werden?

20. VIII. 15

Ab 6²⁰ Uhr Exerzieren mit Gewehr: Griffe etc. Instruktion über Kriegsartikel. Nachmittags: Gewehrreinigen und Exerzieren.

21. VIII. 15

Ab 6²⁰ Uhr Exerzieren. Nachmittags Stubenreinigen, Baden, Löhnungsappell mit Vorbereitungen zum Fahnen-eid. (Aufstellung nach Bundesstaaten!)

Den ganzen Tag nichts weiter als dieses furchtbare Sich-die-Beine-in-den-Bauch-Stehen! Man versteht untätig die Zeit, die tropfenweise über einen herabsickert, ohne daß man sich zu ihrer Überwindung auf einen Gedanken oder ein Gefühl konzentrieren kann, weil man in jedem Augenblick das in sich belanglose und doch erlösende Ziel erwartet, das in demselben Maß, in dem man es näherrücken glaubt, immer länger auf sich warten läßt. Zuerst stieg ein bitterer Grimm in mir auf, daß ich dieses kostbare Gut, diese Möglichkeit zu empfinden, zu verarbeiten, zu schaffen und zu wachsen, so – nein, nicht einmal vertändeln! – ungenützt und nichtsnutzig verstehen muß. Aber bald wurde ich dumpf, wach bewußtlos, wie eine Signaltonne, die das Meer aus weiten Fernen gleichmäßig langsam und getragen heranrollen sieht und inmitten dieser flutenden Bewegung auf das eine schnell vor-

beieilende Schiff wartet, dem es den Weg zeigen soll. Ich fühlte nur noch einen Wirbel der Leere, die grau und schwarz in meinen Eingeweiden, vor meinen Augen kreiste und schließlich das ganze Depot umtanzte und zusammenfaßte. Erst die inhaltlose Öde des Dastehens läßt mich ganz unser neues Dasein als entmenschte Menschen, als von der Seele und dem Geist, dem Fühlen und dem Wollen entleerte, ausgepumpte Körper empfinden. Erst in der stehenden Masse fühlt man, was man nun ist: ein leeres Gefäß.

22. VIII. 15

Vormittags Kirchengang und Fahneneid! Oder Zynismus und Vergewaltigung. Tragikomödie in zwei Akten mit dem Motto: Wer nicht schwört, wird behandelt, als ob er geschworen hätte!

Fühlt niemand von den Millionen Männern, die sich so bedingungslos nicht nur dem Vaterland und der Nation, nein, diesem Staat und seinem Herrscher verkaufen, daß ein solcher Eid ihre Person, den Staat und die Religion verschandeln? Wie kann man das tiefste und unaussprechliche Mysterium des Herzens zum Hohn auf jede Heiligkeit des Lebens so in endliche und irdische Zwecke hinabspotten? Darf der Staat Meineidige geradezu züchten, indem er Soldaten ohne Erlaubnis zum Protest zu einem Schwur vergewaltigt auf einen Gott, den sie nicht glauben, und zu einem Gehorsam, den sie niemals verantworten können? Denn was dürfte mich an den Staat binden, sobald er mich zu Zwecken mißbraucht, die meiner Selbstbestimmung und dem Sinn der Sittlichkeit überhaupt entgegen sind? Gewiß, der Staat muß sich des Einzelnen versichern, weil dieser seine Pflicht aus freiem

Entschluß vielleicht nicht restlos tun würde. Aber gibt das dem Staat das Recht, eine bedingungslose Gefolgschaft zu beanspruchen, die im sittlichen Willen nicht gegründet ist, diesen vielmehr verneint? Wie gering muß der Wille zur echten Sittlichkeit in einer Welt sein, in der ein gegen alle menschliche Freiheit abgezwungener Eid auch nur den Schein moralischer Gültigkeit haben kann! Weiß eine solche Welt überhaupt noch, was Sittlichkeit ist? Ich fühle, daß dieser Morgen etwas in mir gebrochen hat, was kein Denken und kein Wollen, was nur die reinigende Tat wieder aufrichten kann. Und ich werde sie suchen!

Meine »Eidgenossen« feierten diesen denkwürdigen Tag mit einem Spaziergang ins Markgräflerland zu einem guten Schoppen Wein. Der Weg führte quer über den Tüllinger Hügelrücken, auf dessen Höhe, der sogenannten Luke, sich ein fesselnder Blick ins Kandertal bot. Da es mir unter dem zerdrückenden Gewicht des Erlebten nicht gelingen wollte, das Schweben zwischen den starken Kontrasten der blauen Schwarzwaldberge und des lichten Rheintals in mir festzuhalten, verweilte ich länger. Als ich mich wieder zur Korporalschaft gefunden hatte, saßen recht zweifelhafte Weiber bei ihnen, und es war ein lustiges Lärmen: die Auskehr ihrer animalischen Instinkte aus dem leeren Nichts ihrer Seele. Ich muß sie wohl bei der Betäubung ihrer inneren Stimme gestört haben. Denn alle fielen über mich her mit Forderungen, natürlich Gleichheitsforderungen. Ein jeder hat das selbstverständliche Bewußtsein, daß nur ein Idiot anders sein kann als er. Dieser über die Maßen normale Durchschnittsmensch weiß nichts von dem Grundgesetz alles Lebens: daß es sich in jedem Wesen zu dessen eigener Frucht vollenden will. So sicherten sie sich, indem sie mich beschimpften,

ihr gutes Recht und ihr gutes Gewissen – auch nach dem Fahneneid!

23. VIII. 15

6²⁰ Uhr Antreten zum Exerzieren. Danach fotografiert. Nachmittags ab 3²⁰ Uhr Exerzieren. Völlige Ermattungs- fast Schwindelgefühle im Kopf, als ob ich am Ende meiner physischen Kräfte wäre. Nachts 11³⁰ Uhr Bomben französischer Flieger. Alles aufstehen! Durcheinander. Lebenssicherheit in mir.

24. VIII. 15

Exerzieren wie gewöhnlich. Zum Stubendienst kommandiert. »... Ein Stubendienst tuender Krüppel sitzt heute, wo wir zum ersten Mal bis 10 Uhr frei ausgehen dürfen, allein in dem großen Quartiersaal und sucht sich für diesen Brief zu sammeln, der dieses Stück meines Tagebuches begleiten soll. Wie anders ist es geworden, als ich ursprünglich dachte! Nimm es nicht übel auf, daß ich in die allgemeinen Schmerzen nun meine persönlichen Klagen mische. Sie sind ja nicht die Ausgeburt meiner Selbstsucht, und so werden sie Dir das typische Schicksal des geistigen Menschen darstellen können.

Ich frage mich immer wieder, worin das Positive der soldatischen Ausbildung liegt. Die Anspannung aller Körperfunktionen, das Geschmeidig- und Gelenkigmachen aller Glieder, die Exaktheit der Bewegungen – kurz: die Erziehung des Körpers auf der einen Seite, auf der anderen die Sammlung und Biegung des Willens, das Zusammenstimmen so vieler Einzelner zu einer großen und einheitlichen Gruppe – das scheinen mir die eigentlichen »Werte« des Dienstes zu sein.

Die Möglichkeiten des Körpers sind mir stärker zu Bewußtsein gekommen und ich sehe darin eine dankenswerte Förderung. Die einzelne Übung hat offenbar zum Ziel, die geforderte Bewegung in der ganzen vorgeschriebenen Weise mit Leichtigkeit auszuführen. Sie steht zwischen Schönheit und Starrheit mitten inne. Wenn ich z. B. mit der rechten Hand an der Mütze nach links grüße, wird die Bewegung schlecht, wenn ich auch mit der rechten Schulter der Linksbewegung nachgebe; besser hingegen, wenn ich sie hemme; am besten, wenn ich mit einer Rechtsbewegung der linken Schulter der Linksbewegung des Kopfes entgegenarbeite. Durch diese Spannung des Kontrastes, wenn sie unauffällig ist, wird die Bewegung schön. Dagegen fehlt ihr das andere Merkmal der Schönheit; die gefühlsmäßige, seelisch freie Lebendigkeit; man findet gerade das Gegenteil: automatische Genauigkeit, die schließlich die mögliche Schönheit verschlingt.

Auch gebe ich gern zu, daß aus dem Zusammenleben eine Kameradschaft hervorgeht. Diese ist die werktätige Hilfe zwischen innerlich fremden Menschen, um die einzelnen Aufgaben eines Pflichtkreises zu überwinden, in den man zwangsweise hineingestellt wurde. Sie steht weit tiefer als die Gemeinschaftsform der Freundschaft, die das fördernde Nebeneinanderstehen zweier gleichartiger Menschen in dem Grund einer einzigen Weltanschauung bedeutet, aus dem aufwachsend jeder von beiden den Kreis seiner persönlichen Idee vollendet. Immerhin könnte man diese gesteigerte Gemeinschaftsfähigkeit des Einzelnen beliebig hoch zu Gunsten des Militarismus in Anschlag bringen, wäre dieser nicht auf die Vernichtung der Individualität überhaupt gerichtet.

Ich fühle, daß ich keinen rechten Brief zustande bringe. Die dunkle Welt des Raumes zieht mich aus mir selbst her-

aus, so daß das Empfinden des inneren Sinnes irr-wirr auf und nieder flattert, ohne einen Halt zu finden. Ich kann die Feindseligkeit dieses Raumes nicht niederkämpfen, der mich an jedem neuen Morgen mit dem Grauen des ersten schüttelt. Den Erwachenden, vom Schlaf erquickten überfällt er mit seinem Gestank und verstummt den Gesang des Herzens, das nach alter Gewohnheit die Tore des Weltgeheimnisses umkreisen möchte, hier aber, sobald es die Augen aufschlägt, zu einem Punkt zusammengepreßt wird, den eine suggestive Kraft, gegen die es kein Besinnen und keine Rebellion gibt, vom Morgen bis zum Abend herumhetzt. Ich habe zu viele Organe zum Empfangen, zu viel Hang zum Grübeln, zu große Selbständigkeit im Wirken, um als Soldat brauchbar zu sein, dessen Tugenden sind: nichts zu empfinden, nichts zu denken und blindlings zu folgen. Du weißt, daß mein Leben von Jugend an Unterordnung unter eine Idee war, eine Unterordnung bis zur Selbstaufopferung, aber eine freie und mich befreiende Unterordnung. Hier ist aber nur Gewissenszwang und Abtöten der einzigen Kraft, die mich über diese zynische Komödie hinaus heben, mich von ihr erlösen könnte: der schöpferischen. Könnte ich sie stürmen lassen, sie sollte einen Orkan empörter Menschlichkeit gegen dieses System brausen! Aber nun, da ich das organische Leben des Geistes freiwillig in Fesseln zwingen, vertrudelt es sich zu einem Wirbel, der mich unfehlbar in tausend Stücke zerreißen muß. Wenn ich aber je den Tag der Abrechnung erlebe, will ich diesen Staat mit Donner, Blitz und Schwefel segnen!

Es wird laut. Die »Kameraden« stellen sich ein, mit Nüssen beladen, die sie den Bauern vom Felde gestohlen haben. Wie schnell aus Soldaten Soldateska wird, selbst im Volksheer und im eigenen Land! Vor dreizehn Tagen

noch ehrliche Bürger, heute schon Diebe, morgen vielleicht schon Brudermörder – wenn's befohlen wird...!
(aus einem Brief an C.L....)

25. VIII. 15

Morgens 6 Uhr Antreten. Beim Exerziermarsch, gleich nach der Pause, Atemnot, Schwindelgefühl. Der Unteroffizier brutal höhrend: Was brauchen Sie Luft in der frischen Luft?«

Während des Ausruhens von Leutnant R..., Stadtbaumeister in L..., angesprochen und auf dem Heimweg bis dicht vor das Quartier über künstlerische Dinge ausgefragt. Ich sagte unter anderem: »Der völlige Tiefstand ihrer Kunst, namentlich in dem produktivsten Lande Frankreichs, bewies schon vor dem Kriege, daß die abbauenden Elemente stärker waren als die aufbauenden. Jede Zeit, welche Gesinnung, Weltanschauung, Kultur hervorbrachte, hat eine eigenartige Architektur gehabt, und zwar im weitesten Sinne als Organisationsform jeder Kunst. Wir aber besaßen das aus unseren Notwendigkeiten geborene Gefüge des Dramas, das System der Philosophie ebensowenig wie die Architektur des Bauwerkes, des Bildes oder der Statue. Wir waren geistig schon baufällig, ehe dieser Krieg kam, der nur vollendete, was er vorfand: die Desorganisation der Werthierarchie in die Mechanisierung des Lebens.

Abends bin ich durch die Stadt an die Wiese gegangen, um meine Sehnsucht nach dem Wasser zu befrieden. Der Ort macht einen abscheulich zwiespältigen Eindruck: zwischen Stadt und Land, zwischen Gebirge und Ebene, zwischen Deutschland und der Schweiz, zwischen Tradition und völliger Kulturlosigkeit. Was für Menschen müssen

aus diesem schwankenden Grenzgebilde aufwachsen! Keiner wagte mich fest anzuschauen, als hätte jeder ein schlechtes Gewissen. Ich sah kein schönes oder auch nur reizvolles Mädchen. Was kann eine solche Stadt der Häßlichkeit moralisch wert sein?

26. VIII. 15

6²⁰ Uhr Antreten zum Exerzieren. Neben den alten Übungen Gewehrgriffe, Wachdienst, Freiübungen, Marschbewegungen, zum ersten Mal die Schießstellung, welche ein vertretungsweise mitfungierender Unteroffizier vorzüglich instruierte. Nachmittags Exerzieren. Abends zum Handtuchwechseln abkommandiert.

Nichts beweist, wenigstens für mich – die innere Verlogenheit und Unsittlichkeit des Militarismus so krass, wie die unsaubere Behandlung der Sprache. Während alle Übungen auf peinlichste Genauigkeit zielen und das leiseste Nachklappen im Tempo bei einem Gewehrgriff als Kapitalverbrechen angekerbt wird, werfen diese streng richtenden Unteroffiziere und Feldwebel nicht nur mir und mich durcheinander, die ganze Deklination und Konjugation ist ihnen gleichgültig, und einen richtigen Satz kann offenbar überhaupt niemand sprechen, keiner so wenig wie der Bataillonskommandeur, der Typ eines versoffenen Kavalleristen, dem gewiß Pferde, Wein und Weiber näher standen und stehen als die deutsche Sprache.

27. VIII. 15

Ab 6²⁰ Uhr Exerzieren und Instruktion. Streit des Gefreiten H. . . . von der 12. Korporalschaft mit dem Küchengefreiten wegen einer verweigerten Portion.

Seit einigen Tagen anvertrauen verschiedene Kameraden mir als ihrem »Geistlichen« die sorgenvollen Bewegungen ihres Herzens. Obwohl sie hier Essen, Trinken, Kleidung, kurz alles, wofür sie sich im Zivilleben abplagen, ohne allzu große Anstrengungen erhalten, sind sie unzufrieden und sehnen sich nach ihrem früheren Leben, mag es noch so ärmlich gewesen sein. Mit welchem chauvinistischen Stolz sie auch ihr Vaterland lieben und die Pflicht begreifen, diesen Staat zu verteidigen, der die Voraussetzung ihrer ganzen Existenz ist, so fühlen doch alle, daß das Wenige, was sie selbst mit Mühen und Plagen geschaffen haben, mehr Glücks- und Erlösungsmöglichkeiten enthielt als der jetzige Zustand, welcher sie zu entmenschten Mitteln für überindividuelle Zwecke erhöht oder erniedrigt. Sie alle wollen wissen, warum man das etwas Große und Erhabenes nennt.

Ich halte mich ihnen – mein Selbst wohlverwahrt – als leere Tafel hin, auf die jeder seine äußere und innere Not schreiben kann. Aus meinem unpersönlichen Echo formt sich jeder nach dem Maße seines eigenen Wesens ein falsches Stückbild von mir zurecht, das ich mit Willen und Bewußtsein gelten lassen muß. Denn wie könnte ich für mich und mit den andern leben, wollte ich meine Welt auf ihre Tafeln schreiben! In mir erweckt diese geduldete Lüge einen Ekel, der mich aus der Gemeinschaft fortreibt, in der ich glaubte, nur auf diesem Wege leben zu können.

28. VIII. 15

Ab 6²⁰ Uhr Exerzieren und Instruktion, Gewehrreinigen, Gewehrrappell, Gewehrrevision.

Wo drei Kameraden zusammen sind, diskutieren sie die

Schuldfrage des Krieges, ganz offenbar um dadurch die in ihrem Innern aufsteigende Frage nach dem Sinn ihres jetzigen Lebens zu beschwichtigen. Sie suchen einen verantwortlichen Sündenbock im Bereiche der Veranlassungen und ahnen nicht, daß die wahren Wurzeln in dem intellektuellen und praktischen Materialismus liegen, dem sie schon längst rettungslos verfallen sind. Unter der Maske der allgemeinen Bildung und der geringsten Zahl der Analphabeten herrschte allein das Idol des Besitzes und der Macht, das einen immer höheren Preis seelisch-geistiger Werte forderte und immer mühseliger zu erlangen war. Gäbe es auch nur die kleinste ideelle Ursache für diesen Krieg, es wäre nicht zu begreifen, warum die herrschende Klasse sich die Mühe nahm, ihren freien Lohnsklaven gleiches Recht und gleiche Pflichten vorzuspiegeln. Eine kapitalistische Tyrannis wird sich am Menschenblut festsaufen und der Materialismus wird über den Leichen Hurra schreien. Darüber muß ich mir ganz klar sein: Ich bin Soldat, weil der Kapitalismus es fordert, und um den Materialismus zur Weltherrschaft zu bringen.

29. VIII. 15

6²⁰ Uhr Instruktion und Exerzieren. Nachmittags ab 3²⁰ Uhr das erste Schießen. Starkes Rebellieren der Kopfnerven, große Mattigkeit.

Wenn diese Schießübungen ernst werden! Ich gehöre nicht zu denen, die das Töten unbedingt für eine Sünde halten, ja, ich wäre der erste, der einen Tyrannenmörder verherrlichen, ihn einen Märtyrer nennen würde, wenn ihn die Rache der Gewalt erreichte. Nicht daß wir *töten*, erscheint *mir* unsittlich, sondern, daß wir *totschlagen* –

gezwungen und verantwortungslos. Aber gerade dies könnte den andern zur Rechtfertigung dienen, weil sie sich von jedem egoistischen Motiv mit Recht frei wissen als technisch gesteigerte Körperkraft, die allein von dem Willen beseelt ist, eine andere technisch geschulte Körperkraft zu entfernen. Totschlagen ist für sie nicht unsittlich, weil sie es nicht als Mensch, sondern als Teil einer Massengewalt tun. Ich aber fühle, daß ich den anderen hindere, *den* Tod zu finden, der aus seinem Wesen, es vollendend, herauswächst. Das eigene Leben fordert seinen eigenen Tod.

30. VIII. 15

Dienstreier Sonntag. Vormittags allein auf der Burg-
ruine Roetteln; nachmittags auf dem Hühnerberg und in
den Wäldern.

Endlich konnte ich einmal aufatmen! Nachdem ich wo-
chenlang mein Gehirn mit der Monotonie und dem
Zwang immer gleicher Kommandos, mein Empfinden mit
dem leeren Treiben der Kameraden und dem übelriechen-
den Gemeinschaftsleben habe anfüllen müssen, empfand
ich körperlich, wie in der Stille der Landschaft diese
Dinge allmählich von mir abfielen.

Auf dem Hühnerberg hatte ich eine fesselnde Aussicht
auf das schmale Wiesental, das den Schwarzwald zur
Rheinebene führt. Die Weite des Sees und die im Dunst
gelösten Uferhügel gewohnt, fühlte ich diese großen, voll-
wirklichen Massen beengend auf mir lasten. Gern wandte
ich das Auge von diesen dem Gefühl fremden Bergen den
Grat der Tüllinger Höhe entlang ins offene Rheintal, das
ein Mittleres war zwischen dem ungewohnt Fremden und
dem ersehnt Bekannten. Aber er kehrte auch immer wie-

der zurück zu diesen blauen Massen, gefesselt von ihren Formen, und gewann schließlich Freude an dem Tüllinger Höhenrücken, der mit heiterer Gemächlichkeit die Lasten der dunkelblauen Berge in die Weite des Rheintals hinauszog.

Das stille Glück dieser Stunde wollte mich bereden, daß das ganze Soldatsein erträglich werden müßte, sobald es mir gelänge, mein geistiges Vermögen an ihm zu verhaften und es dadurch zu einem Teil meines Wesens zu machen. Aber bei jedem Versuch, von der restlosen Hingabe an den gegenwärtigen Augenblick zu leben, den Vorgängen im Dienst, der neuen Gemeinschaft meine ganze Aufmerksamkeit, Verstand, Gefühl, Tatwillen zu widmen, gleitet mein Werben fruchtlos ab. Denn irgend eine geistige, sich hingebende, verarbeitende, entäußernde Tätigkeit ist unmöglich bei einem unpersönlichen, ja unmenschlichen Dienst, der die menschlichen Kräfte weniger gebraucht als verbraucht. Nur die Aufmerksamkeit ist ständig in Anspruch genommen, um darüber zu wachen, daß keine andere geistige Funktion die Genauigkeit und Pünktlichkeit der klappernden Maschine hindert. Ich erschaure bei dem Gedanken, wie ich den alten Tiefpunkt des Lebens wiederfinden soll, da er nur auf einem völlig anderen Wege zu erreichen sein wird, als auf dem ich jetzt, gewaltsam wie ein Korb voll Holz an einem Kran, aufgezogen, entleert, abgelassen, gefüllt und wieder heraufgezogen werde in den Kraftspeicher des Staates, wo ein Oberleutnant mit ängstlich beschränktem Pflichteifer abmißt, ob das Holz nun bald ausgetrocknet genug ist, um mit Erfolg in den großen Weltbrand geschüttet zu werden. Der seiner Schaffensinstinkte sichere Geist wird sich seine Bahn gegen alle Widerstände ebnen, aber welchen Preis wird er nun noch von mir verlangen?

Ich soll offenbar einmal mit buchstäblicher Wahrheit von mir sagen können: *Omnia mea mecum porto*.

31. VIII. 15

Exerzieren und Schießen: freistehend und kniend.

Abends kam der Gefreite H... aus dem Arrest und wurde mit freudigem Hallo begrüßt. Niemand hatte das Empfinden, daß die strenge Ahndung seines »Verbrechens« ihn herabgewürdigt hat, daß die militärische Strafe überhaupt etwas Entehrendes ist. Der Fall wirkt ja auch auf ein naives Rechtsempfinden nur grotesk. H... war aus dienstlichen Gründen in die Korporalschaft gekommen, als das Mittagessen bereits verteilt war; man hatte ihn irrtümlich anwesend geglaubt. Er ging in die Küche und bat um eine Ersatzportion, wobei es zwischen ihm und dem Küchengefreiten zum Streit kam. Der Depotchef erklärte auf eine Beschwerde hin, daß – seit der dem Streit vorhergehenden Nacht – der Küchengefreite im Rang eines Feldwebels stehe und der Vorgesetzte aller Mannschaften sei. Ob H. das begriffe? Auf die prompte Antwort »Nein, Herr Oberleutnant!« bekam er zwei Tage Mittelarrest.

So also fabriziert die Macht je nach Bedürfnissen und Umständen Recht, unbekümmert darum, ob es im Rechtsempfinden gegründet ist. Man sagt mir, daß der Staat jetzt den hier an der Grenze blühenden Schmuggel beschützt und fördert, den im Frieden jeder als ein schweres Verbrechen hat büßen müssen. Es werden von Staats wegen Waren verkauft, für deren Angebot im Frieden jeder Kaufmann wegen Übertretung der Lebensmittelgesetze belangt worden wäre. Dem Zivilisten gegenüber hebt der Staat das geltende Recht einfach auf, uns umgibt

er noch dazu mit neuen Paragraphen wie mit einem Netzwerk, in das wir uns verfangen müssen, sobald wir uns rühren. Das sogenannte Recht ist also nur die heuchlerische Phrase einer Macht, die möglichst ungestört ihren eigenen Nutzen eintreiben will.

1. IX. 15

Ab 6²⁰ Uhr Exerzieren und Instruktion. Nach dem Essen zum Kartoffelschälen abkommandiert. (Kartoffelschälen, Rübenputzen und -schneiden, Kesselputzen). Nachmittags Instruktion und Exerzieren. Brest-Litowsk gefallen.

Wie war ich froh, als endlich der Abend erlaubte, den freudig erregten Menschen und Straßen zu entfliehen! Selbst der größte Philister hat heute alle seine Bagatellen an Sorgen und Freuden vergessen und berauscht sich maßlos an dem siegenden Nationalbewußtsein. Der kriegsfreiwillige Dichter singt seinen Schwanengesang: »Die herrliche Stunde soll leben, soll leben« und läßt sich totschießen. Und die Glocken läuten Preis und Ruhm dem Morden! Empfinde ich allein dies Gebimmel als Hohn auf Christum? Hehlt die Kirche nicht den herrschenden Materialismus und die vollkommene Anarchie? Ja, rechtfertigt sie sie nicht geradezu, indem sie die ausziehenden Mörder und Schlachtopfer segnet? Und über dem Meer von Blut der feindlichen Kinder läuten die Glocken, die dem Dienst des ihnen allen gleichen Gottes geweiht sind! Hat nur vor *meinem* Gefühl eine solche Staatsdirne von Kirche alles Daseinsrecht verloren?

Ich klammerte mich in meiner brennenden Erregung an die Dinge, die in der Landschaft um mich waren: an die Bäume, die ihre weiten Kronen über die grüne Erde

hinwölbten, an die Rebäcker, Felder und Wiesen, die in einem anmutigen Spiel den Tüllingerhügelrücken in Breite und Höhe bis an die rahmenden Gratwaldungen erbauten. Das Tal, halb in die Dunkelheit der Nacht, halb in die milde Helle des Mondlichts getaucht, lag in einer schwangeren Stille, die durch das fließende Wasser bald stürmisch rauschend, bald hell plätschernd erläutert wurde. Die Nacht, die das vielgestaltige Dasein in ein paar einfache Linien, in ein deutliches Verhältnis von Flächen und Massen zusammendrängte, beruhigte mein wirbelndes Empfinden und ließ mich für einen Augenblick wohlthätig vergessen, daß das gegenwärtige Leben jählings in den Abgrund strudelt. Aber wer wagt das zu sagen, da der Fall von Brest-Litowsk ein großer Sieg ist?

In den gemeinsamen Schlafsaal zurückgekehrt, fand ich die Kameraden bei einer eigentümlichen Siegesfeier. Der Bauer aus dem Schutterwald – ein noch nicht vierundzwanzigjähriger Vater von drei legitimen Kindern – tanzte im Hemd, das Käppi schief auf dem Ohr, das Koppel umgeschnallt – tanzte, vom Säbel umbaumelt, einen urkomischen Walzer. Die andern »bogen sich vor Lachen«, und er selbst gefiel sich in der Rolle des Clowns so gut, daß die Szene kein Ende finden wollte. Schließlich ließ er sich hinreißen, die Erlebnisse seiner Hochzeitsnacht zu erzählen, die von einer so unbezähmten Gier zeugten, daß die eben so von ihm belustigten Kameraden sich abfällige Urteile zuzutuscheln begannen. Ich sah diesen kleinen Kerl plötzlich bis auf den Grund seiner Ausgelassenheit: er hatte Heimweh nach seinem Weib. Was mag mancher von ihnen im stillen durchmachen, bis sie die Sieger von Brest-Litowsk um die polnischen Mädchen beneiden und selbst einen solchen Ersatz herbeisehnen?

Exerzieren und Instruktion. Nachmittags bei Leutnant R... Abends im Wiesental.

Leutnant R. gab mir die Abschrift eines Briefes des kriegsfreiwilligen [Emil] Lask [am 26. 5. 1915 gefallen], dieser größten Hoffnung der Philosophie: »Ich bin nicht fürs Militär geboren. Sehr große Dienste werde ich nicht leisten. Trotzdem will ich dabei sein, mir kam es lediglich darauf an, irgendwie mitzuhelfen im Bereich der Kugeln.«

Nach einem Schweigen sagte ich: »So dürfte kein Vagabund schreiben, geschweige denn ein Philosoph!«

– »Sie haben recht. Man sollte meinen, ein guter Professor sei allemal besser als ein schlechter Musketier.«

– »Durch einen Kriegertod« sagte Frau R... »verliert jede Familie gleich viel, denn es stirbt immer ein Vater, Sohn oder Bruder, und es ist doch gleichgültig, ob er zufällig Professor, Maler, Schneider oder Bauer war.«

– »Für die Familie gleichgültig. Aber die Welt verliert das eine Mal einen schöpferischen und unersetzlichen, das andere Mal einen unschöpferischen und in Millionen Exemplaren vorhandenen Menschen. Und das finde ich durchaus nicht gleichgültig. Denn die geistige Schöpferkraft ist das einzige Merkmal, das den Menschen wirklich über das Tier hinaushebt. Wenn sich niemand mehr den Luxus leisten wird, allein für dieses Ziel zu leben, dann wird der tiefste Sinn der Menschheit getötet und ihre Würde begraben sein. Daß Staaten auftauchen und verschwinden, daß Völker um ihre Existenz ringen, gilt ein Großes in *der* Geschichte, die beschränkte Menschenhirne schreiben, aber ein Kleines vor dem Geist der Menschheit. Wehe, wenn die Not oder der Übermut des Leibes zwingt, mit dem Geiste Schindluder zu treiben!«

Ich ging dann in einer heftigen Erregung das Wiesental

hinauf. Es wurde mir klar, daß Lask aufgehört hatte, ein »guter Professor« zu sein, weil ihn die Verzweiflung gepackt hatte, nicht das leisten zu können, was ihm als das notwendige Ziel alles Philosophierens vorgeschwebt hat. Aber warum denn nicht das reine Nichts, jenes Nichts, das aus der Verzweiflung gefolgt wäre auch ohne diesen Weltkrieg? Warum dann die Reinheit des geistigen Wollens mit dem Moloch Macht maskieren?

Allmählich beruhigte mich die Landschaft. Ich habe nie so herzerreißend die Zwiespältigkeit des Menschen gefühlt, und daß sie gerade auf *der* Kraft beruht, die ihn über alle Naturgesetze hinaushebt: auf seinem Streben zum selbstgeschaffenen Gesetz. Aber dieses Streben ist ein Wandeln auf einem steilen Gratweg über doppelten Abgründen: Hochmut des Triebes und Reflexion, Unbestimmtheit und schematisches Bestimmtwerden, Willkür und Zwang, Beschränkung auf eine egoistische Gruppe und Aufgehen im All. Die meisten Menschen – nicht schwindelfrei genug, den schmalen Gratweg zu gehen – werden über ihn hinweg von einem Abgrund in den andern geschleudert, von Extrem zu Extrem. Andere, denen auch diese Schwungkraft fehlt, bleiben in einem der beiden Abgründe, dem reinen Materialismus oder dem reinen Spiritualismus wie erstarrt liegen. Beide sind, losgerissen aus der gebundenen Notwendigkeit des Naturgeschehens, die zufälligsten und disharmonischsten Wesen der Welt. Aber gerade darum darf ich vor keinem Menschen mehr die Augen schließen, mag er mir auch fremder sein als Sand und Stein, mag er seine Freiheit noch so sehr dazu mißbrauchen, den Odem Gottes in sich zu ersticken, so daß in ihm weniger davon ist als in den totesten Dingen. Ich will den Menschen ertragen lernen.

6²⁰ Uhr Antreten, Instruktion, Vorbesichtigung durch den Oberst (mit dem Spitznamen »von Leichenstein«), der zufrieden war. Nachmittags baden, abends Mantelappell.

Ich wurde heute so durch den Dienst erschöpft, daß ich das Gefühl hatte, in ein völlig unmenschliches Joch eingezwängt zu sein. Während ich so aus den letzten Atemzügen Rebellion keuchte, erschienen plötzlich feindliche Flieger über L. . . und ich mußte mich fragen, ob dieser Militarismus nicht zu billigen ist als das Mittel, welches das schöne Land vor der Zerstörung bewahrt. Ich fühlte mich selbst in das Lebensniveau der sinnlichen Empfindungen und des materiellen Besitzes hinabgleiten, auf dem die Menschen diese Frage instinktiv bejahen müssen, da in dem opferbereiten Einstehen für das soziale Ganze eine Erlösungsmöglichkeit liegt, der gegenüber dem aus seiner Vereinzelung Herausstrebenden die Mittel gleichgültig sein können. Im Gegenteil: je unmenschlich zwingender sie sind, um so erhabener werden sie auf ihn wirken. Er wird unbedenklich jauchzen! Nieder mit der Moral! Es lebe der Krieg!

Und darauf läuft es hinaus. Der Militarismus vernichtet, um den Menschen zu einem unpersönlichen Mittel für einen überindividuellen Zweck zu dressieren, die lebendige Sittlichkeit an ihrer Wurzel: daß sich der Mensch – sich selbst gegenübergestellt – sein Ich zum Gegenstand der formenden Kraft seines Ich macht. Der Militarismus beseitigt dieses Selbstbewußtsein, er verkehrt und mißachtet die menschliche Natur von ihrer Sinnlichkeit bis zu ihrer metaphysischen Berufung, um durch Egalisierung und Uniformierung die Seele zum Mechanismus umzubil-

den. Wir haben nur die Wahl zwischen der Würde unserer Menschheit und dem System des Militarismus.

5. IX. 15

Exerzieren und Instruktion. Stubendienst.

6. IX. 15

6²⁰ Uhr Antreten. Instruktion und Exerzieren. Beim Exerziermarsch mußte ich wegen Schmerzen in den Unterschenkeln aussetzen. Nachmittags Schießen.

7. IX. 15

Exerzieren wie gewöhnlich.

»... Ich schreibe Dir heute einige Geleitworte – völlig aufgebraucht durch die körperliche Anstrengung des Dienstes, und in den seelischen Erschütterungen nur aufgehoben durch die Aussicht, morgen für drei Tage in die Tiefen des Schwarzwaldes reisen zu dürfen. Dort werde ich endlich zu mir selbst kommen und einen Ausweg aus dieser Lage suchen können, in der ich von inneren Konflikten förmlich zerrieben werde. Wohin ich mich wende, sehe ich nichts als Anarchie. Ich werde im Innersten gebrannt, daß der Staat Macht Recht und Zerstörung Pflicht nennt, daß Priester, Künstler und Philosoph sich diesem Materialismus freiwillig verkaufen, daß ich nun selbst gezwungen werde, die heilige Ordnung, welche die große Natur als reinen Abglanz in mich warf, zu verleugnen. Jeder Möglichkeit beraubt, die gesteigerten Diskrepanzen des Lebens selbsttätig zu verarbeiten, verwirren und verstricken sich meine künstlich gestauten Kräfte und rennen mit unaufhaltsamer Gewalt dem Wahnsinn zu.

Aber ich werde eher meinen Körper als meinen Geist umbringen.

Erschrick nicht! Noch glaube ich fest, daß ein paar Ruhetage einen Weg zeigen werden, auf dem ich meine Pflicht gegen den Staat und meine innere Berufung werde erfüllen können. Denn was wäre diese, vermöchte sie sich nicht in der Gemeinschaft der Menschen zu verwirklichen? Aber jetzt ist das Dasein vollkommen trost- und hoffnungslos. Ich wage mich nicht einmal mehr auf die Straße hinaus, denn ich könnte, in mein angeborenes Sinnen vertieft, einen Vorgesetzten zu grüßen vergessen und dafür drei Tage eingesperrt werden. O dieses Grüßen! Bei jedem Gruß fühle ich noch: Ich, der ich mein Dasein zwischen Tod und Leben selbst zum Schaffen geführt, der ich meinen an der Welt des freigewollten Sollens gereinigten Instinkt und mein auf jede Abweichung vom Wege lauernendes Selbstbewußtsein zu Lenkmeistern meiner Kraft gemacht hatte – ich bin heute zu unfruchtbarem, sinnlos konventionellem Sklavendienst verpflichtet jedem Unteroffizier, jedem Feldwebel – nein, nicht Menschen sondern Puppen einer Institution, die unfaßbar und doch unheimlich gegenwärtig und lebendig auf mich zukriecht, mich zwischen ihren Fängen hin und herdreht, bis ich, schwindlig und besinnungslos, eine leichte Beute ihres unendlichen Hungers bin.

Wozu diese Leiden? Ich sage mir täglich, daß es ein Mittel ist für die Zwecke des Vaterlandes. Aber was will denn dieses Vaterland? Sich selbst erhalten, indem es alle seine Bürger hinmordet, seine Würde als moralisches Wesen preisgibt, sich als Rechtsstaat aufhebt? Und wenn dieser ganze unerhörte Preis wirklich nur dafür gezahlt wird, daß dieser Staat größerer Macht habhaft wird, daß der Reichtum einzelner und der Materialismus aller noch

stärker aufwuchert? Wird dann dieses Erdulden nicht zum Verbrechen? Und wenn es wirklich nur um die Verteidigung, um die Erhaltung des nackten Lebens des Vaterlandes ginge – müßte ich selbst dann das Fundament mit der Waffe verteidigen, das doch nur durch Menschen meines Schlages einen tieferen Sinn erhält? Der famose Privatdozent schreibt: »Wer sich nicht seiner selbst begibt und unter das Schicksal stellt, kann blödsinnig werden und verdient es eigentlich auch. Es geht ja doch nichts verloren auf Erden!« Schade für mich, daß ich mit diesen törichten Weisheiten eines Opfertieres gar nichts anfangen kann. Denn ich weiß, daß in mir eine Kraft lebt, die ihre eigene Aufgabe in der Welt hat, die kein anderer erfüllen kann und die erfüllt werden muß . . .« (aus einem Brief an C. L.)

Titisee, 8. IX. 15

Vormittags Exerzieren wie gewöhnlich. Mittags nach vielen Hetzereien Abreise nach Titisee zu einem dreitägigen Urlaub.

Als ich hier oben im Bühlhof eine bäuerliche Unterkunft gefunden hatte, die mich vor den Offizieren unten in den Hotels rettete, herrschte bereits jene Stunde des sterbenden Tages, die mir am See immer eine der liebsten gewesen war, jene Stunde, in der das hereinflutende Nachtdunkel das Leuchten der Welt noch einmal, wie auf einen Schild klar und rein heraushebt, um es dann mit zwiefachen Armen zu umfassen, zu zermatten und über ihm zusammenzuschlagen. Die Erinnerung an das frühere Leben vermehrte noch die Last auf meiner Brust, bezwang sie aber schließlich und ließ mich das Glück fühlen, wieder frei atmen zu können, allein zu sein, drei Tage

für mich zu haben! Während ich in die dunkle Landschaft sah, habe ich mit schwermütiger und andächtiger Wollust in diesem Urstoff Zeit geformt, der mir so ganz abhanden gekommen war, daß ich unter dem neuen Eindruck seiner leeren Weite und unberechenbaren Lebendigkeit fühlbar erschauerte. Ich habe leicht den Plan meiner Wünsche in ihn eingezeichnet und bin bereit, mich seinen tieferen Gesetzen und Bedürfnissen zu fügen, wie sie sich mir offenbaren werden.

9. IX. 15

Das gewohnte frühe Erwachen ließ mich heute aufstehen, als es noch dunkel war. Am tiefblauen Himmel – hinter dem schmerzenden Schwarz der Nacht – stand der große Wagen. Ich schloß die Augenlider, und das gespannte Ohr hörte nur ein gleichmäßig feines Sickern der Feuchtigkeit von Laub und Gras. Wie tief und weit scheint die nächtliche Erde von uns entfernt, wenn sie als eine zusammengeballte Masse, in die Bewegung der Gestirne eingezogen, in ihrem einigen Grunde schwebt. Und doch offenbart sie uns, welche die Finsternis umwogt, in ihrem fühlbar gewordenen Atem den kosmischen Rhythmus des seiner Mannigfaltigkeit entkleideten Lebens.

Die Gestirne erblicken an dem milchig werdenden Himmel. Das feine Atmen der Erde verlor den harmonischen Klang des schwingenden All, stockte und wurde unhörbar mit dem Erlöschen der Sterne. Ein wirres Grauen zog auf und legte sich um die Bäume. Losgerissen aus dem Schoß der Dunkelheit, noch nicht verfestigt zu neuem Leben, glich sie schwebenden Schemen, die in einem wogenden Raum auf und nieder wallen. Wie ein erlösender Ruf brach in dieses Dämmern die erste Vogelstimme: ein Ge-

schöpf war erwacht und lobte flügge den jungen Tag, der sich mit grauenhafter Mordkraft in die Nacht eingeklammert hatte und die Welt in Wehen und Entsetzen schüttelte. Schon pfeift und trillert und zwitschert ein ganzer Chor in Kampf und Krampf und Wirrwarr hinein mit lichten süßen Melodien! Der Raum wurde über und über angefüllt mit Jauchzen und Preisen, bis das Grauen keinen Platz mehr in ihm hatte. Die ganze Welt war jublierender Vogelsang.

Und das Licht des aufdämmernden Tages stieg tiefer in das kalte Grauen, in dessen unerreichbaren Grund sich das Geheimnis der Nacht zurückgezogen hatte. Die Waldstämme lösten sich aus den sie umfangenden Hüllen und traten auseinander, die Zweige öffneten sich, und durch die vom Dunkel der Nacht befreiten Blätter rieselte der junge Tag. Der Raum wurde weit und ließ die Luft durch alle seine Poren rinnen. Zwischen ihnen tat sich Laub, Astgewirr und Stamm zu dem neuen Lebewesen des Baumes zusammen, der mit einem zarten Flaum aus Kühle und Nacht dem Tag entgentaute.

Jetzt stieg über dem bläulichen Hauch ferner Höhenzüge die junge Sonne herauf und goß ihr warmes Licht auf den See und seine Waldhänge. Das Grün der Wiesen jubilierte in seinem hellsten und reinsten Klang den schwarzblauen Wäldern zu. Und drüben im Westen rötete die Sonne die schwarzen Föhrenstämme und machte das starre Holz zum geschmeidigen Spiegel ihres goldenen Glanzes. Wohin war die grauenvolle Bleiche der Dämmerung, wohin die Weltgeheimnis kündende Schwärze der Nacht? Versunken und verhallt! Der ganze Raum unter dem lichten Himmel war mit heiterer Anmut erfüllt, die, dem Kinde gleich, den Zwiespalt der Welt lachend und spielend verbirgt.

Plötzlich zogen mit dem Steigen der Sonne Wolken auf, immer dunkler und massiger. Wind jagte sie von Ost nach West. Sie verlagerten die Sonne, daß sie nur als weißblasse Scheibe durchschien und schließlich schwand. Nebel senkten sich immer enger um die Berghöhen herab und blieben als dichte Hüllen ihrer Häupter und Leiber stehen. Ein Tag, der leuchtend angefangen hatte, schien zu einem Dasein voll grauer Traurigkeit verdammt.

Als ich ins Haus zurückging, fiel durch das halbe Frei- und Wachsein der Erde eine Frucht vom Baum, Nacht und Dunkelheit hatten gezeitigt, was die Sonne nicht zu reifen vermochte, und die leichte Bürde des Tauens wirft die schlafgeriffte Frucht dem Leben zu.

Ich sitze auf einer Höhe über einer Kultur junger Tannen und taste mich an das Wesen dieser Landschaft heran, die, Hügel auf- und abschwellend, dunkel und schwer bis in die verdunstenden Fernen, so grundverschieden von dem lebenglühenden und fruchtsprühenden Bodensee ist. Gegen sein läuterndes Spiegeln des ewig wechselnd vorüberziehenden Lichtes ist hier dunkel verhaltenes Ruhen, das irgendwie an Nacht und Tod gemahnt, Aufstreben aus umwucherten Gründen und Grüften zur reinen Anschauung des Äthers und der Sterne. Aber wie weit außer mir und meinem wirkenden Gefühl stehen diese Dinge noch, die ich sehe! Und doch fühle ich mich auch in dieser fremden Natur dem treibenden, wirkenden, sich verwirklichenden Leben nahe, von dem ich wie durch einen Tod geschieden war.

Man hatte mich in die Welt des Sozialen – nein, des Unschöpferischen gebannt. Das Soziale ist wie das Individuelle eine notwendige Form allen Lebens; nur soweit die Wesen sozial sind, sind sie individuell, und nur soweit sie individuell, sind sie sozial. Darum trägt das Soziale in sich

selbst keine Schuld an dem Zustand, der den Menschen umbringt. Aber als Soldat, d. h. als ein Ding, das gewisse Machtverhältnisse der Realität durch die Gewalt des Leibes und seiner Hilfsmittel ändern soll, bin ich aus der Welt des Wesens in die des zufälligen Scheins hinübergeschoben worden. An die Stelle der Abgeschlossenheit als Voraussetzung zur Empfängnis tritt nivellierende Gemeinsamkeit; an die Stelle des Verarbeitens zum einigen Grunde der individuellen Idee Zwang durch mechanischen Drill; aus organischem Wachsen wird blinder Gehorsam auf undurchsichtige Befehle; aus der unersetzlichen Erfüllung einmaligen Berufes völlige Bedeutungslosigkeit zur Erreichung eines zufälligen und momentanen Zieles, das nur die Nation und nicht die Menschheit angeht. Der schöpferische Mensch ist zu sehr Kämpfer, als daß er Soldat sein könnte. Er fühlt stärker als irgend ein anderer die Disharmonien, welche die Welt zerreißen, weil er selbst nichts anderes ist als die menschliche Verkörperung eben dieser Kontraste und Diskrepanzen. Ist ja der Künstler, der das Soziale in seine vollendete Gestalt der Menschheit formt, als Mensch für jedes soziale Leben unbrauchbar, der völlig Fremde, dem die Welt ein Schauspiel ist, an dem er verblutet; endet doch er, der die Last des Absoluten wie kein anderer trägt, verfemt als ein Gottloser auf dem Scheiterhaufen oder am Kreuz; er, der die Welt in ihrer Totalität bildet, muß all die kleinen Dinge, an denen sein Herz hängt, aus den Händen rollen sehen; er ist der hartnäckigste Arbeiter und König zugleich, Priester und Gottesleugner, der fanatischste Wahrheitssucher und Komödiant. Aber gerade darum kämpft er ununterbrochen um Einheit und Erlösung: in sich selbst um die Aufhebung seiner Sinnlichkeit in seine Sittlichkeit, mit der Welt um die Einheit von Schein und Sein,

von Endlichem und Unendlichem, von Hingabe und Tätigkeit. Er ist der geborene Kämpfer um die Erlösung der Menschheit, die er an den Fluch des Zweifels und des Glaubens, der Willkür und der Askese, der Gosse und des Himmels gebunden sieht. Und als Kämpfer wird dieses groteske Bündel von Kontrasten, das sein Leben lang auf dem schmalen Grat über den Abgründen aller Extreme hingeht und stündlich Tod und Wahnsinn streift – wird dieser schöpferische Mensch der einzige, der uns von der Verzweiflung der Skepsis und vom Quietismus des Religiösen zugleich zu befreien und damit unsere wahrhaft menschliche Existenz überhaupt erst zu begründen vermag. Was sind gegen diesen Kämpfer von Natur aus Soldaten, Schlachten und Völkerkriege? Episoden der Materie! Und die sollten mich bezwingen dürfen?

10. IX. 15

Eine Morgenstunde, wach verträumt, zeigte mir die Möglichkeit eines Ausweges. Die Tatsache des Soldatseins reihte sich aus ihrer zufälligen Vereinzelnung heraus an eine Folge früherer und bildete mit ihnen eine wohlgegliederte Gruppe, deren Sinn sich mir als Aufbau meines sozialen Lebens offenbarte. Indem ich diese Erlebnisse immer wieder durchging und ihre Entwicklung an meinem inneren Sinn vorbeiziehen ließ, schien mir, daß ihre Folge den gleichen Rhythmus und die gleiche Zielrichtung zeigt wie die vorhergehende Epoche, die mit dem Tage des erwachenden Selbstbewußtseins begonnen und mit dem Buche geendet hatte. Ich ahnte zum ersten Mal, daß die seelisch-geistige Entwicklung des Menschen an bestimmte, periodisch wiederkehrende Jahreskreise gebunden ist, deren jeder in sich die gleiche Folge von Erlebnisformen

hat. Diese führen von der Konzeption in der Vorstellung über das Durchkämpfen derselben in der sinnlich-sozialen Gegebenheit zur Gestaltung im Werk. Ich begriff plötzlich, daß der Dienst, in dem ich ganz Mittel zum Zweck geworden schien, vielmehr ein Mittel für den Zweck meines Schaffens ist, indem er mir erlaubt, meine Konzeption mit Wirklichkeit zu füllen. Je reicher dieses Mittel selbst an Stoff und Schmerz ist, zu einer um so gehaltvolleren Erfüllung im Endzweck des Schaffens wird es führen. Ich fühle jetzt den Dienst in meinen Händen, unter meinem Geist, der ihm Maß und Ziel bestimmen kann.

Schon der Nachmittag findet mich bedenkend, ob der Morgen wirklich den Konflikt zwischen dem inneren Beruf und der im Dienst geforderten Pflicht gegen den Staat gelöst hat. Denn ich fühle und weiß, daß die Erfüllung dieser letzten mich zum Henker der ersten macht, wenn nicht in mir selbst, so doch in der Welt. Was ist denn Sittlichkeit, daß sie das äußere und innere Gebot so unlösbar gegeneinander stellt? Nach einem langen Grübeln ist mir wenigstens dieses klar: Sittlichkeit ist nicht die Befolgung fertiger Gebote, die dem Menschen gegenüberstehen mit dem Anspruch, unter allen Umständen und für jedermann verbindlich zu sein, weil eine solche Nachahmung sie zu einer mechanischen Tätigkeit erniedrigen würde, welche keine noch so absolute und sakrosankte Autorität von außen heiligen könnte. Sie ist vielmehr das Streben nach dem Gesetz des Handelns überhaupt wie der einzelnen Handlung, das Erschaffen dieses Gesetzes aus der Materie der Sinnlichkeit durch den freien Willen aufgrund einer Selbstbesinnung und Selbstbestimmung, in die der Mensch das Ganze seines Wesens hineingenommen und mit dem Total der Welt in Harmonie gebracht

hat. Aus dieser von Fall zu Fall geschaffenen Sittlichkeit ist die geltende Moral durch einen Prozeß der Vergesellschaftung entstanden, der aus dem eingeborenen Willen zum Gesetz eine Autorität über und außer dem Menschen, aus der Sittlichkeit das sozial Zweckmäßige, aus dem schöpferischen Streben nach Gesetzmäßigkeit den Gehorsam auf Gebote, aus der tragischen Schuld rechtliche und überirdische Vergeltung, aus der selbstgeschaffenen Erlösung zuteilwerdende Glückseligkeit gemacht hat. Die menschliche Gemeinschaft und der Staat schufen auch hier eine Lebensebene, die, zwischen schöpferischer Freiheit und Impotenz, der Welt des Sollens und des Seins angehört; ihr Recht und ihre Moral sind zahlenmäßig allgemein geltendes, unschöpferisch gemachtes, nivelliertes, paragrafisiertes, als Begriff vor die Tat gesetztes, nachahmbares Schattenbild des echten Ethos. Darum kann in einem Konflikt der schöpferischen und sozialen Sittlichkeit die Berechtigung der letzteren nur so weit gehen, als sie mit der Kraft zum echten Ethos, mit der schöpferischen Freiheit verträglich ist. Diese bestimmt die Grenze dessen, was von den Staats sitten und dem Staats egoismus noch sittlich ist. –

Nach einer Wanderung, auf der ich – von inneren Vorstellungen und Gedanken über und über beladen – an der Landschaft dauernd vorbeisah, weiß ich nun, daß der Feldberg das Wahrzeichen dieser Gegend geworden ist, weil er in der gesteigertsten und reinsten Form darbiëtet, was drunten dumpfer und verhaltener überall lebendig wirkt. Er ist ein stundenweites Höhenplateau, auf dem es nur die eine Wirklichkeit des Todes gibt. Auf mit Heidekraut und dürrem Gras bewachsenen Flächen erscheint das Leben durchsichtig bis auf den Grund seiner Vergänglichkeit, und wo es sich nur leise mit seinem Dasein

spreizt, enthüllt es seine ganze Komik. Es ist wesentlich das Gleiche, ob ich den Menschen hier oben oder gegen die Wand des Todes oder drunten gegen die des Sollens gestellt erlebe. So nahe sind sich höchstes Leben und vollkommener Tod! Ich erschauerte bis ins Mark meiner Seele, daß Selbstvollendung eigentlich nur ein Euphemismus für Selbstvernichtung ist. Formen heißt: eine Materie noch durch ihren Tod hindurchgehen lassen! Form haben: vom Tode auferstanden sein. Aber wenn man diesen Tod nicht überwindet, ist dann Lebensgestaltung nicht Selbstmord?

Freiburg, den 11. IX. 15

Freund A. führte mich durch die Sammlung der Anatomie. Eine Drillingsrunde, im fünften Monat aus dem Mutterleib geschnitten, lehrte, wie früh jedes Wesen mit individuellen Formen begabt ist. Jedes Kind hatte eine andere Nase, Stirn, Mund, Kinn – einen anderen Gesichtsbau und Gesichtsausdruck. Es war ergreifend zu sehen, wie selbst der innigsten Blutsgemeinschaft die Besondere eingeboren ist, so daß schon im Mutterleib fremd sich stößt, was im Leben nie zusammenfindet. Von der ontogenetischen Sammlung führte er mich in die phylogenetische. Sie gab eine gute Vorstellung, wie der physische Mensch mit der übrigen tierischen Natur zusammenhängt, aber sie ließ nicht begreifen, warum die bestehenden Unterschiede von der Wissenschaft nicht ebenso bis in die letzten Konsequenzen bejaht werden:

»Der Zusammenhang aller Naturwesen ist mir im Gefühl sicher, aber die ihn ausdeutenden Hypothesen der Entwicklungsgeschichte befriedigen mich nicht. Gewiß ruhen die Wurzeln des Menschen tief, tief unten in den

Anfängen der Natur, aber kein Wesen treibt zu solchen Früchten wie der Mensch. Er hat sich kraft seines Selbstbewußtseins und bewußten Wollens stärker als irgendein anderes Wesen aus dem Zusammenhang mit der Ureinheit herausgelöst. Auf diesem Punkt, wo das Leben im Selbstbewußtsein des Menschen zur Reflexion über sich selbst kommt und sich in dem ganzen Umfang seiner Individuation erschaut, negiert er sich selbst. Niemand kommt anders aus seiner Vereinzelung heraus als durch seine produktive Kraft, die in dem selbstgeschaffenen Gesetz der Moral, Religion, Philosophie und Kunst die Aufgabe zu erfüllen sucht, das Leben von sich selbst zu erlösen, ohne es zu verlieren. Das Genie herabzuwerten und es dem Wahnsinnigen gleichzustellen, ist ebenso unnatürlich wie den Menschen als übersinnliches, ewiges Wesen zu behandeln.«

»Legen Sie damit nicht eine fundamentale Scheidung in das Menschengeschlecht selbst hinein, da doch die meisten Menschen allein von der Möglichkeit leben, einem fertig dargebotenen Lebenssinn gehorchen zu können?«

»Dem Höheren gehorchen zu wollen ist auch ein freier und schöpferischer Entschluß, wenn auch von niederer Art. Man kann die Gleichheit der Menschen leugnen, ohne die Einheit der Gattung aufzuheben. Denn man kann ihre Glieder nach dem Grade der Intensität der schöpferischen Kraft ordnen, d. h. nach der Fähigkeit, sich auf seine Naturbestimmung zu besinnen und das aufgezwungene Gesetz des Lebens durch seinen freien Willen zu einer notwendigen Gestalt selbst zu schaffen.«

Der junge Mediziner hatte für diese Anschauung nur das Lächeln des Gläubigen, dem die Wahrheit seines Dog-

mas durch die Autorität des Lehrers verbrieft ist. Auch die freie Naturwissenschaft ist wieder einmal so etwas wie eine allein seligmachende Kirche geworden. –

Das Münster vermochte nicht, mein religiöses Empfinden in Schwingung zu setzen. Wie fern liegt der Tag, an dem ich beladen mit der brennenden Erkenntnis, daß unser eigenes Ich uns ebenso unbegreifbar ist wie Wald und Wiese außer uns, die Schwelle des Doms zu Passau überschritt und Jesum auf mich zukommen fühlte, um mir göttig abzunehmen, was mich bedrückte! Ich habe indessen begreifen gelernt, daß Gott in den Kirchen nur ist, soweit ihn das die Kathedrale und die Messe formende Genie dorthin zu bannen vermocht hat. Denn der in der Seele des Einzelnen geborene Glaube hat keine Form der Verwirklichung, die ihn unverfälscht und rein erhält und doch zu einer allgemein geltenden Erlösung macht. In dem Maße, in dem seine Wirkungsweite zunimmt, verstofflicht sich der religiöse Gehalt, wird leer und formelhaft, so daß noch jede Kirche nicht nur die lebendige Verneinung ihres religiösen Schöpfers geworden, sondern auch für jedes in seiner Innigkeit selbständige Gemüt äußerlich und zufällig ist. Das bildnerische Tun muß zwar an die dogmatische Materialisierung des Glaubens anknüpfen, führt dann aber von diesem Weg des Götzendienstes fort, indem das künstlerische Genie, das durchaus nicht der ästhetische Ketzer ist, als den ihn gutgläubige Priester verbrennen oder unreligiöse Seelen vergöttern, die götzendienerische Erscheinungsform auflöst und an jenes Urerlebnis des religiösen Genies knüpft, das er mit ihm teilt. Denn das religiöse Genie nimmt ja nicht wie der Laie die sozialisierte *confessio* und Kirche hin, sondern es schafft die Erlösung in einem neuen bekenntnislosen Glauben gegen den alten, in dem einen unaussprechbaren

Gott gegen die angebeteten Götzen. Wir brauchen die Legenden nur ihres äußeren Gewandes zu entkleiden, so finden wir in ihnen den realpsychologischen Kern, der allen schöpferischen Menschen gemeinsam ist und die Einheit des Genies erweist, an welchen Stoffen es sich auch betätigen mag. So leiht die Kunst der Kirche eine Würde, die sie als Materialisierung der religiösen Idee nicht haben kann. Freilich der Durchschnittsmensch macht auch diese reinste Form des Gottsuchens zu einem Mittel, mit dem er Gott versucht und für sich verbaut.

Auf dem Weg zum Bahnhof kam mir plötzlich der Gedanke, warum mein Gefühl nie durch die Frage beunruhigt wurde, wie dieser Krieg mit der Güte, ja überhaupt mit der Tatsache Gottes zu vereinbaren ist. So ungenügend ich die Erklärung finde, Gott strafe auf diese Weise seine sündigen Völker, so unberechtigt scheint mir, aus diesem Zwiespalt einen reinen Atheismus zu folgern. Denn Gott als Lenker der Schlachten oder verantwortlicher Schöpfer der Welt ist selbst eine notwendige Schöpfung der menschlichen Seele – notwendig, damit sie nicht von der Rätselhaftigkeit des Lebens erdrückt werde und den Kampf ihrer widerstreitenden Anlagen zur vollendeten Notwendigkeit durchführe. Während der schöpferische Mensch sich bewußt bleibt, daß Gott das Setzen des Nichtsetzbaren ist, gibt ihm der unschöpferische Mensch alle Prädikate, die zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erforderlich sind, ein wirkliches Dasein und eine materielle Wirkungskraft, so daß Gott von Stufe zu Stufe jener berüchtigten Kirsche immer ähnlicher wird, die so natürlich gemalt war, daß ein Vogel hineinbiß. Denn nun thront das Geschöpf der Seele außerhalb ihrer und der Welt überhaupt in einem Himmel, von dem aus es die Erde leitet, über Recht und Unrecht, Glück und Unglück entscheidet

– nicht unzugänglich für Bitten, Gebete, Versprechungen und Opferschmeicheleien. Der phantastische Glaube an diesen Gott wird zum Verbrechen an der Menschheit, wenn er hilft, die Verantwortung für das Leben abzuwälzen. Nicht der allmächtige alte Herr, der seiner Prädikate doch nicht so ganz mächtig ist, ist mit irgendwelchen geheimen und sinnvollen Endzwecken Ursache und Leiter dieses Krieges, sondern allein und nur der Mensch, der in der Meinung, Gott sei bei der Kirche gut aufgehoben, seine Aufgabe vergessen hat, ihn sich an jedem Tag in seiner Brust als Grundtatsache des unmittelbaren Lebens zu Bewußtsein zu bringen. Es ist eine menschliche Verruchtheit, Gott für jegliches Elend zur Rechenschaft zu ziehen. Denn das Heil ist ja *in* der Welt! –

Mitten in meinen Gedanken wurde ich von einer stierähnlich brüllenden Stimme aufgeweckt. Ein Polizeifeldwebel wollte wissen, warum ich ihn nicht begrüßt habe. »Ich habe gerade über den lieben Gott nachgedacht.« Er bekam offenbar Mitleid mit dem verrückten Kerl und ließ mich laufen.

»...Nachdem ich der Einsamkeit entflohen war, die mir eine Klarheit zu bringen drohte, vor deren Konsequenzen ich erschauerte, ist nun der Wartesaal des Freiburger Bahnhofs die letzte Station meines Urlaubs, denn die Station der Erinnerung wird mir im Drill wohl nicht beschieden sein. Es drängt mich darum doppelt, die umfangreichen Notizblätter dieser wenigen Tage mit ein paar Worten zu begleiten, die Dir das Ergebnis zusammenfassen, auf das Du diesmal begieriger sein wirst als auf den Weg, auf dem ich es gewonnen. Anatomie und Münster haben mir dasselbe gesagt wie Baum und Wiese, daß der Kampf, den ich durchgemacht, der Streit zweier Kräfte war, die sich nicht durcheinander ersetzen, höchstens

schöpferisch versöhnen lassen: der Streit von Geist und Macht.

Macht ist die selbtherrlich gewordene Sinnlichkeit, der höchstmögliche Wert des materiellen Lebens. Der Gewalttätigkeit entsprungen, lebt sie durch Zwang, indem sie mit Furcht und Schrecken, Glanz und Neid, und der Brutalität ihrer Armee den Einzelnen in ihre Fangnetze zieht, noch ehe er sein Selbst gefunden hat. Sie bewegt von außen: Befehl und Gehorsam ist die Form jeden möglichen Handelns, daß ein Sichdrehen zwischen Dingen, ein Beziehen von Sachen aufeinander bleibt. Sie ist ein unfruchtbares Ungeheuer, das in unbegrenzter Gier nach Besitz an sich reißt, was an Dingen da ist, um dann, einmal überladen, die unveränderliche Erhaltung ihrer Habe gegen den Machthunger anderer zu fordern. Aber diese ist ihr versagt. Blind und unversöhnt stoßen sich die Kräfte in ihrem Bereich. Ihre Geschichte ist Aufstieg und Verfall. Wie sie alles in sich hineinschlingt, so verzehrt sie sich schließlich selbst. Sie hat für den Menschen Taumel, aber nicht Erlösung.

Geist aber ist die Überwindung der bloßen Sinnlichkeit aus der Natur selbst. Er ist unscheinbar, hat keinen Körper und keine Organe, durch die er zu zwingen vermag, wem er nicht angeboren ist. Vor ihm ist nichts gegeben, nichts fertig, weder Materie noch Ziel noch Mittel. Sein Ursprung liegt in ihm selbst, und er bestimmt sich selbst als Wille zur Ewigkeit durch Überwindung des Zufalls und der Zwiespältigkeit des Lebens. Er allein vereinigt Körper und Seele, Mann und Weib, Kraft und Stoff, Sinnlichkeit und Sinn. Sein Element ist Freiheit, sein Lebensrhythmus organisches Wachsen und das Gesetz seines Handelns Harmonie, die über Zeit und Raum, über alles Schwanken der Sitten, Konfessionen, Parteien und Natio-

nalitäten hinausgehoben ist, im ganzen Menschen wurzelt und alle Menschen umfaßt. Er erlöst die Welt durch sein Tun in jedem Augenblick seines fortdauernden Wirkens aus der Tiefe, in die sie durch ihre eigene Schwere verfällt. Diese seine unendliche Geschichte ist das sich steigernde Überwinden des Stoffes mit dem Ziel, den Einzelnen von dem Schmerze der Endlichkeit, der Vereinzelung und der Vergänglichkeit zu erlösen.

Die Macht spielt Geist vor, aber es ist nicht der echte Geist, denn er ist einseitig in seiner Wurzel, berechnet als Mittel zu irdischen Zwecken und läßt das Ganze des Menschen verkümmern, den er aus seinem metapyhsischen Fundament losreißt und in die Ebene der Dinge, als Ding unter Dingen festbannt. Selbst da, wo sich die Macht des echten Geistes bedient, erniedrigt sie ihn durch den Zwang ihres Befehles und das Ziel ihres Zweckes. Sie vollendet sich durch ihn mit dem schönen Schein eines über die nackten Bedürfnisse hinaus repräsentierenden Prunkes, aber sie kann niemals ihre Zufälligkeit überwinden und seine Notwendigkeit erreichen.

Der Geist hat seine Macht, aber es ist nicht die Macht der Macht. Sie bleibt in seinen Händen nicht Stoff, wird selbst als Materie Symbol seiner Anschauungen und Ideen. Er reißt ihr die harte Schale der reinen Dinghaftigkeit ab und läßt, indem er sie befruchtet, den Urgrund ihres Seins, den Sinn der Welt auf ihrem Grunde erkennen. Die Macht des Geistes ist seine eigene Tat, sein Werk. Mit ihm gewinnt er eine Herrschaft über die Menschen, die eine reine Macht nie erreicht hat. Der Ruhm des mächtigsten Menschen ist abhängig von dieser Tat des Geistes, während der Geist sich selbst in die Ewigkeit schreibt.

Der Geist der Macht, in die ich zurückkehre, ist etwas

anderes als die Macht des Geistes, unter dem ich stehe. So muß auch der Kampf in meiner Brust wieder anheben, sobald ich im Dienst bin.

Du wirst begreifen, daß ich mit einem sehr bangen Gefühl nach Lörrach zurückfahre, da ich keine Möglichkeit sehe, diesen furchtbaren Konflikt zu lösen, noch weniger eine solche, ihn zu ertragen . . . (aus einem Brief an C. L.).

Lörrach, den 12. IX. 15

Zur Begrüßung fielen die Kameraden in erregtem Chor über mich her, um mir eine Begebenheit des gestrigen Appells zu erzählen. Das ganze Depot hätte entlöhnt auf dem Platz vor dem Bezirkskommando gestanden, ohne daß ein besonderer Befehl gegeben war. Da sei ungesehen Leutnant R. hinzugekommen und hätte sie mit kreisender Stimme in den unflätigsten Ausdrücken angebrüllt, weil sie nicht auf Neben- und Vordermann ausgerichtet waren. Sie konnten sich nicht genug anstrengen, um all die Schimpfworte wiederzufinden, die er gebraucht hatte, und sich in den heftigsten Verwünschungen gegen ihn zu ergehen. Ich sagte ihnen: »Der Militarismus zwingt den anständigsten Menschen zu solchen Unmenschlichkeiten. Der Vorgesetzte, der euch allmächtig, wie der liebe Gott erscheint, ist ja in Wirklichkeit nur ein unselbständiger Wipper, der bald durch den Druck seines Vorgesetzten nach unten gestoßen wird, bald durch die ihm oft gegen seine Natur aufgepfropfte Macht nach oben schnell. Er ist ja ebenso wie wir zu einem Mittel für den Zweck erniedrigt . . .«.

– »Aber warum behandelt er uns dann so?«

– »Eben weil die Zwecke, die er erreichen muß, mit dem Wesen seiner Person so wenig zu tun haben, daß er

seinen Charakter gar nicht in sie hineinlegen kann, dieser würde ihn in der Erfüllung seiner Pflicht nur hindern. Er nahm euch als einen seelenlosen Haufen, ihr ihn als tyrannischen Zuchtmeister, weil ihr beide keine Möglichkeit habt, euch als Menschen zu sehen, die ihr eben als Soldaten nicht mehr seid oder sein dürft.«

Meine Worte wollten den Zwiespalt zwischen der mechanisierenden Organisation des Staates und den organischsten Gefühlen der Menschenbrust nicht beruhigen. Nicht immer wird sich der »Gemeine« innerlich zerfleischen, damit die Vorgesetzten von diesem stummen Hinsiechen ihrer Untergebenen leben können. So wird aus der Beziehungslosigkeit der militärischen Rangordnung zur absoluten Weltordnung das katastrophale Ende herauswachsen.

13. IX. 15

Exerzieren vormittags und nachmittags.

Jetzt, nach der Rückkehr vom Urlaub, fühle ich doppelt, wie quälend der Übergang von der mechanischen Beschäftigung zur Einsamkeit ist. Der Druck des Dienstes, der eben durch einen hindurch getrieben wurde, daß der ganze Seelenkörper zerkrachte, hebt sich nur allmählich. Der innere Sinn, der sich wieder zu regen beginnt, findet keinen Stoff bereitet, und verzweifelnd über das leere Klappern der Maschine, ergreift er die Verzweiflung selbst, nur um sich betätigen zu können, wenn auch in seiner Selbstzerfleischung. Aber wenn man sich dann das Stroh endlich aus dem Kopf gezogen hat und bis zur abgeschiedenen Freiheit, diesem Quell aller Freuden und allen Schaffens, durchgedrungen ist, ruft die Uhr wieder zum Dienst, und der Druck des Drills beginnt sich von neuem

in einen hineinzupressen. Stillgestanden! Augen rechts! Schon duckt sich der Gedanke und das Gefühl, die eben noch lebendig waren. Im Gleichschritt marsch! Man ist gefangen und in Fesseln gelegt. Schon weht der Schweiß und der Verdauungsgeruch der Korporalschaft auf einen zu. Der Ekel würgt. Bald ist der selbständige Mensch, der aus sich selber dachte, in sich fühlte, durch sich wollte, ist der Geist, dessen Körper man fortschleppt, erdrosselt, nein, in einen Mechanismus verwandelt, der eingeschaltet ist, und tun muß, was befohlen wird, bis man wieder ausschaltet. Dann beginnt von neuem das Bemühen, aus dem Schaltwerk einen Menschen zu machen, der dann wieder zum Schaltwerk entmenschet wird. Und so fort, vom Vormittag zum Nachmittag und vom Nachmittag zum Abend – alle Tage.

Diese Art zu leben ist ein langsam aber qualvoll verzehrendes Leiden. Ein anderes Leiden gibt es, ein Leiden am Dasein selbst, das uns mit disharmonischen Wirklichkeiten belastet und dann unsere schöpferische Kraft auslöst. Dieses habe ich mein ganzes Leben lang an jedem Tag bis in den Grund der Seele bejaht und geschult als das unumgängliche Mittel zur Verjüngung, zum Gebären, zum höheren Leben. Aber diese sinnvolle Leidensfähigkeit, die uns um so reicher macht, je schwerer wir an den Dingen tragen, ist ja das gerade Gegenteil des Leidens an undurchsichtigen Sinnlosigkeiten, die hier durch unüberwindbare Widerstände die aufwachsende Kraft hemmen, unterdrücken und schließlich brechen. Aber wenn dieses Leiden unser *Wesen* vernichtet, so lebten wir besser nicht!

Der Lebende fühlt, wie der Fluch dieses Daseins bis in den Schlaf hinein giftet. Nichts wächst mehr, wenn das Bewußtsein in den Fluten der Ruhe badet, und kein Morgen beschenkt mit einer Frucht, um deren Reifen man sich am

Tage bemüht hat. Es wird mir immer mehr zur Gewißheit, daß der Geist wie jedes andere natürliche Organ Nährboden, Luft, Sonne und Betätigungsspielraum zum Atmen, zur Ernährung, Verdauung und Produktion nötig hat, und daß er, wenn man ihm diese entzieht, verdorrt wie ein Apfelbaum, dem man die Wurzeln abgräbt. Jeder nicht ganz vertierte Mensch hält es für eine Sünde, eine schwangere Frau zu schlagen, zu vergewaltigen oder zu töten. Warum aber und mit welchem Recht nennt man es heute moralisch, das keimende Leben des trächtigen Geistes zu ersticken, erwürgen, erdrosseln? Welche Erlösung wäre der Tod!

14. IX. 15

Morgen kommt die Exzellenz zur Besichtigung. Da gab es heute ein Probeexerzieren der ungewöhnlich großen Nervosität aller Vorgesetzten bis zum Depotführer. Die ängstliche Wichtigtuerei wirkte trotz des Schnauzens und Brüllens überaus erheiternd, so komisch kam oft das Allzumenschliche des Einzelnen zum Ausdruck. Heute war zum ersten Mal ich der Zuschauer, und wenn diese betroffenen Herren das Spiel meiner Vorstellungen aus meinem immer wieder Nahrung findenden Lächeln hätten erraten können, sie hätten mich gewiß dafür eingesperrt, daß ich sie so unehrbietig durch meine Phantasie tanzen ließ. Wie schade, daß man all die Schweißtropfen des heutigen Tages nicht zu einem Berg aufhäufen und morgen der Exzellenz zur Begutachtung vorlegen kann. Es würde ihr viel tiefere Aufschlüsse geben als unser Exerzieren.

Abends war ich bei Leutnant R. Ich erwähnte gelegentlich den Fall H.

»Der Mann war uns aus seinen Papieren als Sozial-

demokrat bezeichnet, da haben wir die Zügel straff anziehen müssen.«

– »Und der Satz: ich kenne keine Parteien mehr«?

»Kürzlich hat der uns vorgesetzte Major einen Juden in ein Ersatzbataillon strafversetzt, bloß weil er eine antisemitische Anrempelung gemeldet hat, die ihm auf Posten von halbwüchsigen Burschen zugestoßen war. Was soll...«

– »Ich begreife: das untergebene Depot kann in der Verdrehung des Kaiserwortes nicht weniger eifrig sein als das Bataillon.«

Welch eine krasse Kluft zwischen Wirklichkeit und rhetorischer Phrase!

15. IX. 15

Vormittags Besichtigung durch die Exzellenz, die sehr zufrieden gewesen sein soll.

Nun bin ich ein fertiger Soldat! Fünf Tage hätten statt der fünf Wochen genügt, um mir die tatsächlichen Kenntnisse mitzuteilen, in deren Besitz ich heute bin. Aber man wollte mir nicht nur dieses oder jenes beibringen, sondern mich durch den Drill zu einer bestimmten Gesinnung erziehen. Würde man mich auch 5 Monate oder 5 Jahre ausbilden allein zu dem Zweck, mich aus einem freien Menschen in ein willenloses und gefügiges Werkzeug zu modeln, es sollte vergeblich sein!

Heißt das die Pflicht gegen den Staat verweigern? Nein, und dreimal nein! Denn die Vaterlandsverteidigung ist ja doch nur *eine* der staatsbürgerlichen Pflichten und der Militarismus *eine* ihrer möglichen Formen. Und – wie mir immer klarer wird – nicht die zweckmäßigste sondern die schädlichste.

Der Militarismus bezieht Kräfte in sein System, auf die er keinen begründeten Anspruch erheben kann: die Jugend und den schöpferischen Menschen. Auf die Jugend hat der Militarismus keinen Anspruch, weil allein ihre unverminderte Zeugungskraft den gesunden physischen Fortbestand des Staates in einem zureichenden Nachwuchs sichert, dann aber auch, weil die Einbeziehung geistig unmündiger Kinder ins Heer oder gar in die Kampffront eine seelische Vergewaltigung bedeutet, die moralisch und politisch weit schlimmer ist als die Notzucht. Denn diese ließe sich nach dem Grundgesetz jeder sogenannten Staatsmoral damit rechtfertigen, daß sie zur Bevölkerungsvermehrung führt, während jene eine mittelbare und unmittelbare Schädigung des Volksbestandes zur Folge hat, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem Nutzen, den siebzehn- und achtzehnjährige Kinder noch einem Staate bringen können, der alles übrige »Menschenmaterial« bereits aufgeboten hat. Den schöpferischen Menschen aber darf man nicht in das Zwangssystem des Militarismus einbeziehen, weil dieses dem Staate dienen, jener aber ihn beherrschen sollte. Denn der Staat ist durch den schöpferischen Trieb aus der sozialen Anlage des Menschen herausgebildet worden und kann durch ihn allein gegen jede Art von Auflösung und Verfall erhalten werden. Indem der Militarismus mit der Individualität des Menschen auch seinen schöpferischen Trieb vernichtet, macht er alle diejenigen Erzeugnisse in seinem Bereich unmöglich, die nur aus jenem wachsen können: die wahrhafte Kunst, die wahrhafte Religion und – was die unmittelbarsten und einschneidendsten Folgen für das praktische Leben hat – jede wahre Sittlichkeit. Darum muß er den Einzelnen nicht nur als einen unselbständigen, sondern als einen bösen Willen, als widerstrebenden

Verbrecher behandeln. Er drängt ihn so auf die Lebens-
ebene des Schwindels, auf der allein die unterdrückte Sitt-
lichkeit – freilich nur um den Preis der eigenen Reinheit
und der Achtung vor den umgangenen Rechtssätzen – ihre
dringendsten Bedürfnisse ausleben kann. Darum muß
der Militarismus dem Staat notwendig den Boden des
Rechtes entziehen, das die durch den Staat realisierte
Moral sein sollte. Das auf Macht allein gegründete Recht
züchtet die Rebellion und Perversität der besten mensch-
lichen Instinkte, ohne die der Staat mit unabwendbarer
Sicherheit zerfallen muß. Wer den Militarismus als die
wirkende Kraft und greifbarste Gestalt der Idee des Macht-
staates verteidigt, der höre deutlich sein Feldgeschrei:
Tod dem Staate, es lebe der Militarismus!

Der schadenfrohe Trost, der in dieser Erkenntnis liegen
könnte, zwingt mich erst recht zu fragen, wie man diesen
Militarismus völlig und endgültig von dem gewaltsam
okkupierten Stuhl hinabstoßen kann. Es scheint mir ein
Irrtum, daß er durch die Macht umzubringen sei. Diese
könnte wohl einen militärisch organisierten Staat aus der
Geschichte mehr oder minder ausschalten, nicht aber den
Militarismus an sich, dem sie ja indessen selbst verfallen
ist. Das erkannte schon Christus: »So denn ein Satan den
anderen austreibt, so muß er mit ihm selbst uneins sein;
wie mag dann sein Reich bestehen . . . So ich aber den Teu-
fel durch den Geist Gottes austreibe, so ist ja das Reich
Gottes zu euch kommen. Oder wie kann jemand in eines
Starken Haus gehen und ihm seinen Hausrat rauben, es
sei denn, daß er den Starken binde, alsdann ihm sein Haus
beraube.« Jesus gibt uns das einzig wirksame Mittel: den
Starken durch den Stärkeren, die Macht durch den Geist
zu bändigen, d. h. den Staat zu bekämpfen und zu über-
winden, überall da, wo er als Selbstzweck auftritt; ihn zu

erkennen als ein Mittel, die von den höchsten Einzelwesen in ihm hervorgebrachten schöpferischen Werte in allgemeine Kulturwerte umzusetzen; ihn aufzubauen als eine Institution, in der alle Kräfte des Menschen, gestuft nach der metaphysischen Wertordnung, sich zu einem lebendigen Ganzen zusammenfügen, das ein notwendiger Durchgangspunkt zur Menschheit ist. Dann wird der Militarismus in sich zusammenbrechen. –

Abends ging ich ins Café. Ich hatte kaum Platz genommen, als zwei Landstürmer eintraten, von denen der eine nach kurzem Besinnen auf mich zukam:

»Gell, Sie sind der Herr R.? Seit Ihr erster Brief durch die P.U. ging, wollte ich Sie aufsuchen. Mein Name ist G., Schriftsteller aus Ü. a/See.«

Er stellte mir seinen Begleiter J. vor, einen Philosophen, der auf der O.U. arbeitet.

»Nun wie fühlen Sie sich in dieser Kleinstadt? Glauben Sie ja nicht, daß sie so schläfrig ist, wie sie aussieht. Alle Frauen sind zu haben: Offiziersgattin, Bürgerin, Bureau-mamsell und Kellnerin. Vor allem aber sollten Sie den Stammtisch der Honoratioren ansehen: ein geiles, versoffenes und verlogenes Spießbürgertum. Sie müsen einmal mit anschauen, wie diese Zurückgestellten und Unabkömmlichen einen Sieg feiern, indem sie Hindenburgs Strategie durchschauen, Welteroberungspläne entwerfen und schließlich alle krottevoll mit besoffener Stimme durcheinandergrölen.«

Wir sprechen von gemeinsamen Bekannten, immer von einem zum andern springend. Zwischendurch erzählte G. belustigende Anekdoten aus dem Dienst: Er hätte einmal zwei Maikäfer aus einem Feldpostbrief fliegen lassen, um seinen pedantischen Major zu ärgern. Der Unteroffizier machte dann Meldung, daß sie fortgeflogen

seien. Hochnotpeinliche Untersuchung: wie, wann und wo? »Ich säge Ihnen, ich will gedeckt sein«.

G. verabschiedete sich dann bald. Sein Gang und seine Haltung hatten das bewegliche Auf- und Niederschnellen eines arrangierenden Managers... Wir beiden Zurückbleibenden schwiegen eine Weile. Aber ehe wir von diesem fremden Gespräch fort zu uns selbst kommen konnten, trieb uns der Zapfenstreich auseinander. Ich nahm ein volles, aber beängstigendes Vorgefühl mit fort auf den Strohsack, dessen Flöhe heute doppelt kräftig bissen.

16. IX. 15

Vor- und nachmittags Appell. Herumstehen. Die Zeit bricht über die nicht mehr zu Beschäftigenden herein. Unsere spätere Verwendung ist unentschieden. Der übliche Heimaturlaub wird vorläufig gestrichen.

Wie schnell löst sich der einzige Zusammenhang der Korporalschaft auf, nachdem die Anspannung auf Ziele nachgelassen hat. Der Korporalschaftsführer mißbraucht die Charakterlosigkeit einiger Kameraden zu allerhand Zwischenträgereien, so daß eine zersetzende Atmosphäre des Mißtrauens entsteht. Es bilden sich kleinere Gruppen, und mancher steht allein und doppelt vereinsamt in dem aufgezwungenen Gemeinschaftsleben. Mach' ich doch an mir selbst die Beobachtung, daß ich mich in ein beschauliches Alleinsein mit meinem Selbst fast kindlich zurücktasten muß, wenn ich eine Zeitlang fast ausschließlich mit den andern gelebt habe. Wie leicht ist es, Hurra zu schreien, wenn Tausende Hurra schreien! Zu beten, wenn Tausende beten! Nachzuplappern, was unbezweifelte Autoritäten zurechtgemacht haben! – vorausgesetzt immer, daß man keinen Mittelpunkt in sich selbst

hat, der einen zwingt, nach dem Grunde für jedes Hurra, nach der Gesinnung bei jedem Gebet, nach der Berechtigung jeder Autorität zu fragen. Man brauchte nur einen Augenblick gewaltsam vergessen zu wollen, daß man »Auch Einer« ist, sogleich wurde man von allen Seiten gehalten und gestützt. Jetzt aber wo diese Kraft zerbröckelt, stinkt die Gemeinschaft wie ein stehender Pfuhl und verpestet alle Nerven.

17. IX. 15

Ausmarsch, ohne zu wissen, wohin. Ganz auf das Affenmäßige in sich beschränkt werden. Stundenlang nachtreten, wie ein Kamel in der Halfter – eine neue Abscheulichkeit des Dienstes.

Ich sah die Schokoladenfabrik von Suchard. Welch eine Fülle von Schweiß, von schmerzhaftem Nervenverbrauch, von kümmerlichstem Sklavendasein zur Herstellung einer Süßigkeit! Unter diesem Anblick möchte man sie mit einer Handbewegung aus dem Konsum der Menschen streichen. Aber schließlich ist sie ja nur ein Symbol für all die vielen Gegenstände, die einer über die nackte Notdurft hinausgedrungenen Menschheit zur Befriedigung eines mehr oder minder gesteigerten Luxus dienen und einen beträchtlichen Teil der ganzen Industrie ausmachen, um derentwillen der größte Teil der Kriege geführt wird. Sollten doch jene Asketen recht haben, welche die Menschen auf einen natürlichen Urzustand zurückführen wollen, um ihnen solche grauenhaften Ausgeburten ihrer Zivilisation zu ersparen? Es gibt im Leben kein Zurück und kein Aus-der-Geschichte-heraus. Aber wie weit haben die ungeformten Energien der Gesellschaft die schöpferischen Kräfte außer Spiel gesetzt, damit dieser Krieg möglich werden konnte!

Es kann für uns keine dringendere, menschlichere Aufgabe geben, als den dunklen Weg zu suchen, der aus diesem Irrsinn für immer hinausführt. Aber wie ihn finden? Genügt es, daß der Einzelne, viele Einzelne zur Einsicht gelangen, daß dieser Krieg nicht das Ergebnis einer zufälligen, politischen Konstellation oder des bösen Willens einzelner Menschen oder Völker war, sondern, daß er mit zwingender Notwendigkeit aus dem gesamten Leben folgte, das nicht nur die Staaten sondern auch alle Schichten der Gesellschaft und alle einzelnen Bürger geführt haben? Nur wenn die Menschen aller Staaten zur Scham fähig sein würden darüber, daß ihre den Stoff des Lebens bezwingende Formkraft so verfallen war, daß das Vernunftwidrige die zur Gottähnlichkeit Berufenen zu entmenschten Werkzeugen machen konnte; nur wenn sich alle zu dem Willen aufraffen würden, Macht über die Wirtschaft und die sie bedingenden Verhältnisse zu gewinnen, ihnen Grenze und Ziel mit Rücksicht auf das harmonische Gesetz des Ganzen zu setzen, nur dann wird sich Ordnung und Licht wiederfinden lassen. Woher aber soll den Menschen Scham über ihre Unfreiheit kommen, da sie nicht Scham genug besitzen, nicht um das goldene Kalb zu tanzen? Der Obergötze Mammon, den sie geschaffen haben, ist stärker als ihre Scham und erzeugt in ihnen, bis hinab zum Munitionsarbeiter und zur Prostituierten eine Gier nach der Materie, aus der nur noch die eine Verzweiflung spricht: *Après nous le déluge!*

18. IX. 15

Ich war vom Depot abkommandiert worden, Leutnant R. zur Erledigung eines dienstlichen Auftrages ins Wiesetal zu begleiten. Als ich sah, daß ich zu dem angegebenen

Zweck gar nicht benötigt war, dankte ich ihm für den schönen Tag: »Ich hoffe, daß es Ihnen keine Mühe macht, diesen Verstoß gegen den heiligen Geist des Systems zu verantworten!«

– »Wie meinen Sie das?«

»Sie haben eine Ausnahme gemacht. Denn Gerechtigkeit heißt heute doch nicht mehr wie bei Plato: Jeder das Seine! und Jedem das Seine! Jeder das Gleiche! und Jedem das Gleiche!«

– »Warum sprechen Sie so verächtlich von der Demokratie?«

»Weil sie zugleich Ursprung und Wirkung kapitalistischer Gesinnung ist, weil sie die Maske darstellt, unter der der Militarismus erträglich gemacht werden soll, weil sie als die undurchsichtigste Verzerrung des Geistes die Organisation der Mittelmäßigkeit gegen den Geist darstellt.«

– »Das sind viele – aber erlauben Sie – unklare Gründe.«

»Durchaus nicht. Wenn alle Menschen gleich *sind*, kann es keinen geben, der von Geistes Gnaden anders ist als andere; wenn alle Menschen gleich sein *sollen*, kann der einzige Wertmaßstab niemals das höchste, sondern nur das tiefste Niveau sein. Dieses Verhängnis der Gleichheit wird durch den Grundsatz der Auslese nach Tüchtigkeit und Begabung nicht aufgehoben, sondern findet in ihm gerade seine tragische Erfüllung. Indem er über die soziale Stellung des Menschen entscheidet, wird er notwendig zum technischen Apparat für vitale Wohlfahrt des Ganzen und derjenige, der geistige Kräfte ins Spiel setzt, wird nach der Norm der Brauchbarkeit für Erhaltung und Förderung dieser Wohlfahrt als das minderwertigste Individuum gelten müssen. Denn was hat Tüchtigkeit mit

Tugend, was »Begabung« mit Geist zu tun? Was will man mit dem Menschen anfangen, der, sein Leben aus einem Zentrum auf seine eingeborene Idee beziehend und mit dem Anspruch Abgesandter Gottes zu sein, sich nicht das eudämonistische Ziel des höchsten Anteils steckt? Wie will man Platz für einen solchen Störenfried haben, dessen bloßes Dasein jeder »segenreichen Ordnung« Hohn spricht? Wie wird man sich endlich gegen ihn wehren, wenn er seine »Scharlatanerien« überbietend, sich verzweifelt an der geheiligten Welt der Demokratie vergreift? Zucht- und Tollhäuser wird die von ihm bedrohte und darum gegen ihn organisierte Mittelmäßigkeit für ihn bauen, damit er die Harmonie dieses Elysiums nicht sprengt!«

– »Aber sind nicht Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit Grundhaltungen des schöpferischen Menschen?«

»Sie übersehen den Bedeutungsunterschied über die Gleichheit der Worte. Denn für das Genie ist Freiheit als Grundlage seines Schaffens die selbsttätige Verwirklichung der individuellen Bestimmung, welche die Natur ihm gesetzt hat, in Harmonie mit dem Ganzen seines Wesens und der Welt. Als Ziel bedeutet sie ihm die Befreiung des Menschen von den Lasten und Schmerzen der sachlichen und persönlichen Individuation zugunsten einer inneren Reinheit, die ihn in ein Spiel aller seiner Kräfte und Vermögen zu Wesenserlebnissen zu führen vermag. Für den Demokraten aber ist Freiheit die virtuelle Möglichkeit zu allem erdenklichen Tun, bei tatsächlicher Unfähigkeit zu einer noch so kleinen echten Handlung. Denn das handelnde Individuum ist einerseits in Empfindungsreihen zerstückelt, die der Einheit des Bewußtseins, der Verknüpfung des Ich mit dem All, der Notwendigkeit ihres Soseins und ihres Verlaufs entbehren, andererseits ist es

in allen seinen Lebensäußerungen in ein schematisches Gesetz gezwungen, das zu restlosem Gehorsam verpflichtet. Das Ziel dieser Freiheit ist das Haben, das Besessen sein und Besitzen von Materie, Recht, Macht, Geltung, also gerade dessen, was das Genie im Menschen aufhebt. Die eine Freiheit geht auf das Ganze, Notwendige, Absolute, die andere auf das Materielle, Zufällige und Relative.«

– »Und welche Partei ist Ihrer Meinung die Partei des geistigen Menschen?«

»Keine von allen, die bestehen, und wahrscheinlich überhaupt keine Partei. Denn diese ist ihrem Wesen nach immer eine Angelegenheit allein der Welt der Beziehungen und der Macht, aus der sie ein Auffälliges von den Umständen abhängiges Stück abbröckelt, um dieses in der Regierung des Landes bis zur Befriedigung ihres egoistischen Machthungers durchzusetzen. Das Geistige ist ihr nur ein Kampfmittel für den Zweck, aus der Funktionsstellung zwischen Volk und Regierung selbst zur Regierung zu kommen. Als ein unklares Gemengsel von sozial-wirtschaftlichen, politischen und geistigen Strebungen ist die Partei Einseitigkeit und Dogma, beschränkt und intolerant, geist- und charakterlos, unmoralisch und unzweckmäßig. Das politische Genie hat keinen Platz in ihr; sie zwingt es, sich vor aller staatlichen und politischen Tätigkeit zu verkriechen und gewährt den von Geld- und Machtgier hin- und hergeschüttelten und unverantwortlichen Managern der Masse einen beherrschenden Einfluß. Die Partei zwingt die Regierung zu einem ewigen Kuhhandel; sie demoralisiert alles soziale Leben *in* den Staaten und *zwischen* den Staaten. Der Mißstand unserer Politik findet in der Tatsache der Partei den stärksten und greifbarsten Ausdruck.«

– »Sie glauben also auch, daß die heutigen Staaten reformbedürftig sind?«

»Bis auf den Grund der Eiterbeule, die sie heute als absolute Macht- und Nationalstaaten darstellen. Denn das Nationale ist eine Beschränkung auf das nur Individuelle, die wir an einem Einzelnen als Egoismus zu brandmarken pflegen. Es scheidet den Staat aus der Menschheit, aus den sozialen Zusammenhängen, verkümmert ihn als Rechtsstaat und macht ihn zu einem egoistischen Wesen, das nur auf sein Wohlergehen und seine Macht sinnt. Dieses krüppelhafte Geschöpf windet sich aus dem Stufenbau der Weltordnung heraus und bläht sich durch seine physische Macht zur höchsten Form, zum Endzweck des Menschen auf. Der absolute Herrscher ist tot, der absolute Staat ist an seine Stelle getreten mit der Devise: »Le dieu c'est moi.«

– »Und was hat der Einzelne nach Ihrer Meinung in dieser Situation zu tun?«

»Der Einzelne? . . . Vielleicht nichts!«

Ich erschrak über dieses Wort, denn ich hatte sagen wollen: das Seine! Zuerst glaubte ich, daß ich plötzlich unser militärisches Verhältnis wiedererkannt und dies das Wort im Mund verwandelt hatte. Aber es dürfte der Wahrheit näher kommen, daß es ein Bild war, das unerwartet in mir aufgetaucht und halb erloschen die Schwelle zwischen Bewußtsein und Unterbewußtsein gestreift hatte: ich sah mich – 10 Jahre jünger – in eine kleine Kneipe meiner Vaterstadt eintreten, hörte die Diskussion streikender Zigarrenarbeiter, und hörte mich selbst, wie ich ihnen meine Hilfe in ihrem Kampf anbot. Ich entsinne mich, wie spontan das alles geschehen war und mit welchem Enthusiasmus ich mein Versprechen gehalten habe. Ich habe täglich ihre Wohnungen besucht, in ihre Hirne

und Herzen geschaut. Als sie gesiegt hatten, war ich der Besiegte, denn ich glaubte begriffen zu haben, daß diese Menschen mit ihren Kleinbürgeridealen nie eine Revolution zu machen imstande seien. So kam ich zu l'art pour l'art. Aber wie, wenn diese Arbeiterschaft durch den Krieg zu einer Revolution aufzurütteln wäre. Wenn wir Geistigen nur darum so öhnmächtig sind, weil wir an einer entscheidenden Wegkreuzung auf die falsche Straße geraten sind – ich denke, das Vorbild war Baudelaire nach der Enttäuschung von 1848 – und nun nicht ohne Hybris tapfer weiter in die Sackgasse rennen?

19. IX. 15

Morgens nach einer Instruktion Wachdienstübungen im Wiesetal. Nachmittags Exerzieren.

Abends ging ich zu J. Wir sprachen zum ersten Mal über den Krieg. Er sagte:

»Ich bin seit der Kriegserklärung Englands fest überzeugt, daß Deutschland diesen Krieg verlieren muß – nach zwei historischen Gesetzen. Erstens hat England noch nie mit einer europäischen Kolonialmacht gekämpft, ohne diese als Konkurrenten zu beseitigen. Und dann ist die ganze deutsche Geschichte erfüllt von dem Gesetz, daß die zerstreuten Einzelstaaten zu *einem* Reich gesammelt werden, daß die Nachfolger in einem Machttausch zu Eroberungen schreiten, die über alle Volkskraft hinausgehen und so das neue Reich in Ohnmacht führen. Dem Geschick der Karolinger und Hohenstaufen werden auch die Hohenzollern unterliegen.«

– »Diese Zwangsläufigkeit macht noch unbegreifbarer, wie sich der geistig schaffende Mensch in den Krieg als in

eine Welt der Tat und noch dazu allein eine erlösende stürzen konnte.«

»Er hatte übersehen, daß dieses scheinbar potenzierte Geschehen gar nicht in der Welt der Tat liegt. Der Einzelne kommt niemals zum Handeln, wenn wir darunter nicht ein mechanisches Tätigsein verstehen; aber Tat ist doch die Verwirklichung eines Entschlusses durch diejenige Person, welche ihn mit selbständigem und freiem Willen aus einer übersehbaren Materie gezogen hat und imstande ist, ihn bis in die letzten Folgen seiner Realisierung zu verantworten.«

– »Aber selbst wenn sich der Geist hierin nicht getäuscht hätte, so kann ich mir doch keine Tat vorstellen, die mehr Tat ist als die künstlerische, philosophische Schöpfung, weil jede andere nur mit fertigen Bruchteilen der Welt wirtschaftet, diese aber auch die Weise ihrer Äußerung erst formen muß, also von einem Anfang anhebt, und auf ein Ende zuschreitet, die keine andere Tat auch nur ahnt. Die kriegsfreiwilligen Hochverräter am Geist konnten also gar nicht die Welt der Tat suchen, sondern nur die Tat ohne Verantwortung. Und da kam der Teufel zu Belzeub, wie der Zusammenbruch des Völkerrechts beweist.«

»Waren Sie je naiv genug, hinter diesem Völkerrecht etwas anderes zu sehen als einen egoistischen Vertrag zwischen Einzelnen? Wirkliches Recht folgt aus der wahren Sittlichkeit, indem deren für ein soziales Gebilde zweckmäßige Ergebnisse vergesellschaftet und durch die Macht des Ganzen jedem Einzelnen als verbindlich vorgeschrieben werden. Nun existiert aber weder eine schöpferische Sittlichkeit, noch eine internationale Moral und Sitte, noch die Möglichkeit, die Ergebnisse einer solchen zu vergesellschaften, noch eine absolute Autorität über den

Staaten. Das Völkerrecht ist nur eine fata morgana des falschen Idealismus.«

– »Wenn Sie das eben begrabene und hoffentlich nie mehr auferstehende Völkerrecht meinen, so stimme ich Ihnen bei. Ich glaube aber nicht, daß darum ein echtes Völkerrecht überhaupt möglich ist. Denn da sein Wesen weniger auf die Bestrafung schon geschehener als die Verhütung gewisser von freien Willen abhängiger Handlungen zielt, so ist mehr als eine Machtautorität eine moralische Autorität vonnöten.«

»Das ist eine wahrhaft utopische These angesichts des kläglichen Zusammenbruchs des Geistes und der zynischen Heuchelei des Machtstaates.«

– »Trotz alledem! Denn die Überstaatlichkeit des Ethos ist so tief im Wesen aller Sittlichkeit verwurzelt, daß man sie dem Menschen nur von neuem begründen muß, um das Streben der Gemüter zum internationalen Gesetz hinzuleiten.«

»Aber jedes Wort, jede Tat unserer Zeit zeugt davon, daß das schöpferische Ethos den Menschen verloren gegangen ist.«

– »Sie besitzen es doch!«

»Nicht um ein Buch darüber zu schreiben, das beim Alt Händler enden wird, ohne aufgeschnitten zu sein.«

– »Schämen Sie sich nicht, mir das zu sagen?«

J. hob ironisch die Schultern, und ich ging.

19. IX. 15

Abends begegnete ich G. Ich fühlte, daß er die geistige Haltung J.'s posierte, offenbar aus dem Instinkt heraus, sich so am schnellsten an mein Wesen heranpirschen zu können. Ich verbaute seiner unanständigen Neugierde

sehr schnell den Weg, indem ich ihn nach seiner Tätigkeit auf der P. U. fragte.

»Das Lesen der Briefe ist so langweilig, daß man nur Stichproben macht. Immerhin gibt es kleine Ergötzlichkeiten. Heute schrieb ein Held von der Front an ein Mädchen, das er im Urlaub verführt hatte: ›Leugne, so lange Du leugnen kannst, und wenn Du nicht mehr leugnen kannst, dann leugne ich.‹ Das ist doch hübsch für einen Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse, als den er sich selbst auf der Absenderadresse bezeichnet.«

Dann zeigte er mir einen der sogenannten Kettenbriefe: In den Wolken gehangen seit dem Jahre . . . vom Himmel gefallen am 1. August 1914 usw. in einem höchst abergläubischen Text: »Wer mich abschreibt, bewahrt sein Vieh im Stall und seine Angehörigen im Felde vor Krankheit, Pest und allerlei Kugeln. Wer mich auf seiner Brust trägt und abschreibt und weiter abschreiben läßt, ist gefeit gegen den Tod. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

»Solche Segensbriefe gehen zuweilen fünfzig bis hundert Stück am Tag durch die Post.«

»Man begreift da plötzlich die Möglichkeit der großen Zeit.«

»Ja, diese große Zeit wäre unerträglich langweilig und albern, machte man sich nicht selbst von Zeit zu Zeit einen Spaß, um seine lahmelegte Phantasie zu beschäftigen. Heute habe ich gelacht, wie seit langem nicht. Es sind uns von einem stellvertretenden Generalkommando des . . . Armeekorps drei photographierte Briefe zugegangen zum eingehenden Studium, wie Spione schreiben. Der Major hat sich natürlich mit höchster Pedanterie in das Wesen dieser Schrift vertieft, eine hochwichtige Instruktion bei verschlossenen Türen abgehalten und dann

eigenhändig die Bilder an die Wand genagelt. Und diese Briefe habe ich selber geschrieben, der Landsturmmann E.A.G., um mir einen Jux zu machen mit dem langen Leichenstein und dem ganzen bürokratischen System.«

Er zeigte mir einen Abzug der drei Briefe, die z. T. mit Zitronensäure geschrieben waren, und zwar zwei mit einer Damenhandschrift, ein dritter mit der eines halb-wüchsigen Burschen. Sie enthielten die dicksten Lockungen, um Köpfe, die durch ihren Beruf gierig darauf eingestellt sind, an einen Spionagefall glauben zu machen.

»Die Herren der O. U. sind tüchtig hineingegangen – mit der ganzen Aufopferungsfähigkeit von Staatsbeamten, die sich vor der Front drücken und noch das eiserne Kreuz zu ihrer späteren Beförderung brauchen. Die Telegramme flogen nur so durch Deutschland. Eine ganze Kompanie mußte drei Tage und Nächte durchs Wiesetal patrouillieren, zwei Geheimpolizisten reisten nach Berlin und Frankfurt, während auf der O. U. 200 Aktenseiten beschrieben wurden. Dieser Spaß hat den Staat etwa 1500 M. gekostet, nicht mit eingerechnet die Photos, die heute vom G. K. gekommen sind.«

Die Erzählung hat mich peinlich belustigt. Es ist das eine merkwürdige Art, sich mit den Dingen abzufinden, die einen zu erdrücken drohen. Aber warum soll der geistigen Notwehr nicht erlaubt sein, einen Vorgesetzten zu foppen, wenn die körperliche den Gegner sogar töten darf? Diese Leute auf der O. U. sterben gewiß nicht an der Lächerlichkeit, in die sie G.'s Zynismus gebracht hat.

20. IX. 15

Von Morgens 7 Uhr an Rucksackpacken, da wir fortkommen sollen. Nachmittags wieder auspacken und exerzieren.

Ich begegnete auf dem Rückweg von meinem Abendgang G., der mit dem Schritt des lächelnden Schürzenjägers auf mich zuwippte.

»Sind Sie auch schon auf der Fährte der schönen Ruth? Eine rasend schöne Bestie das, aber eine Bestie, mein Lieber, zu der man die Peitsche braucht... Was machen Sie für ein feierliches Gesicht?«, rief er dem vorübergehenden J. zu, »als ob Sie mit der Ehre des ganzen deutschen Soldatenstandes und noch dazu mit der ganzen Würde dieser großen Zeit zu Stuhle kämen! Kein Hund glaubt Ihnen mehr, daß Sie selbst noch Achtung vor dem Gegenstand haben, der Sie geworden sind, seit Sie im Waffenrock stecken. Fühlen Sie denn nicht, daß es lächerlich macht, als ein Stück Menschenmaterial Sittlichkeit zur Schau zu tragen? Und was nützt denn Ihre ganze Moral, wenn sie Sie zum Schweigen verpflichtet, während der Unrat dieser großen Zeit zum Himmel stinkt? Oder ist es kein Unrat, daß die obenauf sitzen, die fleißig Hurra schreien und dem Staat helfen, seine Bürger zu beschwindeln, ihre Hysterie zu stacheln und ihren Lustmordinstinkt zu beschönigen, während unersetzliche und eigenartige Menschen weggeknallt werden wie leere Luft? Daß die Völker auf die Schlachtbank geführt werden, um die Machtgier, den Geldhunger und den Ehrgeiz einiger Verbrecher zu befriedigen, die daheim sitzen und zucht- und schamlos ihre Henkerrolle vor allem Volke preisen? Daß alles niedergehalten und vergewaltigt wird, was seit Beginn der Geschichte die Würde des Menschen ausmachen soll, während alle tierischen Leidenschaften sich entfesseln, die Kinder verströchen, die Frauen verhurten, die Männer sterben und die Menschheit versklavt wird? Daß der Staat nur noch die eine Sorge kennt, immer neue Mittel zu finden, die seine Macht gegen die Selbstbesinnung

der Menschen sichern? Daß die Kirche sich prangend und prahlend einem solchen Staate verkauft, als sei sie nicht das Gefäß Gottes, sondern eine Dirne? Daß der Geist, pervers geworden, die Macht umwirbt und nach Tod schreit, während der Staat ihn durch schwarze Listen und eine schamlose Zensur knebelt? Wohin führt sie denn, Ihre verflucht geduldige Moral? Zum Selbstmord, zum Desertieren oder zum langsamen Absterben! Sehen Sie denn nicht, daß Sie damit das Geschäft der Macht betreiben? Gegen diesen größten Schwindel der Weltgeschichte kann man sich nur mit Schwindel behaupten. Wenn man nicht mehr Mensch sein darf, muß man eben Gaukler oder Intrigant werden, um sich oben zu halten. Das ist sicherlich praktischer als ihre moralische Würde, an der Sie krepieren, ohne der Moral zu nützen. Leben Sie, um die Jugend zu erziehen, daß eine solche große Zeit nicht mehr möglich wird!«

– »Das nenne ich einen konsequenten Zynismus« sagte ich zu J., nachdem G. sich verabschiedet hatte.

»Er predigt die Revolution und ahnt nicht, daß sie nicht einmal mehr im Bereich des Möglichen liegt seit der Kapitulation der Sozialdemokraten am 4. August 14. Es gibt überhaupt keine Heilung mehr. Die Autorität Gottes ist mit der Kirche zerstört. Die des Staates zu zertrümmern, sind wir geistigen Menschen verpflichtet, nachdem er die Weltordnung aufgehoben hat. Wer kann da berechtigten Mut zu dem Glauben haben, daß Bedürfnis und Macht eine neue Konkretisierung des Geistes nicht ebenso mißbrauchen werden? Mir scheint oft, wir sind berufen, Europa vollends zu vernichten.«

– »Das Ende aller Dinge ist der Tod. Der Jüngling setzt sein Selbst ungreifbar hoch über sich, der Mann wirkt in der Realität, der Greis aber durchschaut, daß das Gesetz

und die Wirklichkeit nicht außer uns, sondern in uns sind. Wir können diesen Kreislauf der Natur nicht ändern, aber wir können ihren Perioden durch die Kraft des Geistes eine Größe geben, vor der neue Geschlechter anderer Erdteile so bewundernd stehen müssen wie wir heute vor den Wahrheiten Indiens oder der Plastik Ägyptens.«

»Das alles ändert doch nichts an der Tragik, daß wir, indem wir zu bauen glauben, zerstören, ohne es zu wollen; daß wir die durch den Staat heraufgeführte Disharmonie nur beseitigen, um einen größeren Raum zu schaffen.«

– »Haben Sie je einen Menschen gesehen, der unschuldig blieb dadurch, daß er nicht handelte? Schuld ist in jedem angehaltenen Atemzug. Dürfen wir darum vor diesem Chaos die Hände in den Schoß legen? Oder unsere schöpferische Kraft, unbekümmert um den Notstand der Zeit, einen eigenen, sich selbst auffressenden Haushalt führen zu lassen. Wir müssen das Leben hinnehmen, wie es nun einmal ist, und den Mut haben, durch einen Strom hindurchzugehen, aus ihm heraus und in ihn hinein die eiserne, ewige Burg unseres Geistes zu bauen.«

»Das ist sehr schön gesagt, aber ich bin weggespült worden bei dieser Herkulesarbeit. Ich wünsche Ihnen mehr Glück auf dem weiten Weg vom Wort zur Tat. Alles Gute!«

Damit reichte er mir plötzlich die Hand und verabschiedete sich eilends.

21. IX. 15

Morgens dreistündiger Marsch unter Regen in Richtung Adelshausen. Nachmittags Sachen trocknen und reinigen.

Die Kameraden sind wütend – teils über die schwankende Ungewißheit unserer allernächsten Zukunft, teils über die Verschwendung ungenützter Zeit, während daheim Obst und Kartoffeln zu ernten sind. Aber ich habe den Verdacht, daß sie, den Hunden gleich, nur bellen, weil sie gewiß sind, niemanden beißen zu können. Da dieser Zustand nicht nur in der Stimmung der Kameraden, sondern für die Ernährung des ganzen Volkes Schaden stiftet, darf man wohl fragen: wer trägt die Verantwortung? Der Kompagniechef ist gedeckt. Ihm wurde gesagt, daß der Befehl über unsere Verwendung jeden Tag eintreffen könne, und er hält in ängstlicher Pflichterfüllung seine Leute in Bereitschaft. Der Bataillonskommandeur weiß nichts. Der Regimentskommandeur wartet auf Befehl. Die Exzellenz wartet wahrscheinlich auch. Wer befiehlt nun? Und kann dieser Generalstabschef Befehle verantworten, deren Verwirklichung nicht von ihm, sondern von einer sehr großen Anzahl von Zwischengliedern abhängt? Es wird unter diesen immer Mittler geben, welche die Leitung von oben nach unten hemmen, indem sie die Befehle mißverstehen und unvorhergesehenen Zufällen nicht gewachsen sind: oder andere, welche die Leitung von unten nach oben unterbrechen und durch den Mißbrauch ihrer so unkontrollierbaren Macht eine Stimmung erzeugen, die dem Willen des obersten Leiters nicht gefügig ist. Wir stehen vor dem moralischen Monstrum, daß der Militarismus Handlungen von unübersehbarer Tragweite für die Existenz des Einzelnen und des Staates erzeugt, die im eigentlichsten Sinne herrenlos sind, so daß niemand für sie zur Rechenschaft gezogen werden kann.

Gewehrappell. Löhnungsappell. Mantelappell.

Ich ging abends nach dem Dienst zu Leutnant R. Er kam sehr bald auf unser politisches Gespräch von neulich zurück.

– »Sie müssen mir Rede stehen. Wenn ich im Krieg für den Staat mit meinem Leben einstehen soll, muß ich im Frieden dafür sorgen, daß ich dieses Opfer vor meinem Gewissen verantworten kann. Da ich aber in dem gegenwärtigen politischen System keine Möglichkeit zu einer wirksamen staatsbürgerlichen Betätigung finde, habe ich mich gefragt, ob man nicht eine Partei gründen müsse, die den geistig schaffenden Menschen erlaubt, das politische Leben mitzugestalten.«

»Ich bezweifle, daß eine solche Partei des Geistes überhaupt möglich ist, da sie bereits einen Widerspruch im Begriff enthält. Denn der Geist, der auf Allseitigkeit und Reinheit geht, kennt aus sich selbst Partei, d. h. Zerstückelung zu vorurteilsvoller Beschränktheit so wenig, wie die Partei fähig ist, den Geist auch nur zu beherbergen.«

– »Sie klammern sich an die Form, die ich dem weit allgemeineren Gedanken gab: daß der Geist Einfluß über die Macht gewinnen, Geist und Macht sich vereinigen sollen, um gemeinsam das politische Leben zu gestalten.«

»Eine solche Vereinigung von Macht und Geld scheint mir nicht realisierbar, weil der Geist, der politisch werden will, sich verunreinigen muß.«

– »Warum?«

»Wie wir eine Blume brechen, ein Tier schlachten, alles Leben erst töten müssen, ehe wir es gebrauchen können, so wird die Tat des Genies erst nach ihrer Nivellierung für die Gesellschaft des Menschen verwendbar. Es ist immer die geistig feinere, der reinen Idee näher liegende Form,

die im Wettkampf um die soziale Verwirklichung verworfen wird, weil jedes soziale (und damit das staatliche) Gebilde nur möglich ist dadurch, daß sich einzelne Eigenschaften, Kräfte, Bedürfnisse mehrerer Menschen zusammen tun, also auf Kosten der qualitativen Vollständigkeit des Einzelnen.«

– »Sie halten also den genialen Menschen für unsozial?«

»Durchaus nicht. Im Gegensatz zum Bürger, dessen soziale Beziehungen sich in der schematischen Hohlform vorgezeichneter Konventionen bewegen, besitzt das Genie die Fähigkeit, seine Beziehung zu dem Menschen aus den jeweiligen Bedürfnissen und Charakteren heraus lebendig zu gestalten. Es treibt so die geprägten Formen durch die Energie, mit der auf ihre ursprüngliche und notwendige Gestalt hingelebt wird, bis zu Konsequenzen, die dem Normalmenschen völlig fern liegen; und es schafft darüberhinaus eigenartige und neue Sozialgebilde, für die der auf fest benennbare Formen angewiesene Bürger kein Verständnis hat. Aber warum will der geistige Mensch seinen Sozialtrieb direkt in der Wirklichkeit betätigen? Vermag er doch, in seiner vollkommenen Schöpfung der realen Gesellschaft ein unerreichbares Vorbild gegenüberzustellen, weil nur im Sozialgebilde des Kunstwerkes alle Glieder selbstvollendete Herrn und freiwillige Diener zugleich sind. Und wenn auch nicht jeder diese auf der gewollten Einheit des Menschen in der Menschheit ruhende Gemeinschaft nacherleben oder gar verwirklichen kann, so ist doch niemand imstande, sie zu erschüttern oder zu vernichten. In einem solchen Werk gewinnt das Soziale die vollkommenste Form, in der sich der größte Umfang und die größte Reinheit der Wirkung decken. Indem das Kunstwerk allen materiellen Besitz bis auf die persön-

lichen Inhalte unseres Denkens auslöscht und dafür in uns aufruft, was uns nicht als Einzel- sondern als Menschheitswesen eigen ist, tilgt es alle persönlichen, konfessionellen, gesellschaftlichen und nationalen Unterschiede, vereinigt es Freund und Feind in eine höhere, in die höchste Gemeinschaftsidee: die der Menschheit. Das vollkommene Kunstwerk erwirkt jenes ideale Sozialgebilde, an dem alle andern nur stückweise teilhaben können, obwohl ihre wahrhaft menschliche Würde, das was sie von Tiergesellschaften wesentlich unterscheidet, allein darauf beruht, daß sie an ihm teilhaben. Es allein aber faßt *alle* Menschen in *eine* Einheit. Und über diese hinaus, die immer nur für kurze Zeit lebendig wird und dann wieder zerfällt, verwirklicht das Genie den vollkommensten Sozialorganismus in der Gemeinschaft der schöpferischen Menschen. Diese mag dem Laien nur vermöge des Ruhmes zu bestehen scheinen, den er aus der Welt der Wirklichkeit und des Staates ihren Trägern zollt. Aber dieser Ruhm ist nur der soziale Abschaum einer Unsterblichkeit, die alle Glieder dieses Reiches selbsttätig errungen haben, so daß sie unabhängig ist von Raum und Zeit und von dem Gekanntsein durch die Menschen überhaupt. Was ist gegen *diese* Sozialproduktivität des reinen Künstlers die Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten?«

– »Ich berufe mich demgegenüber auf Schillers tiefsinniges Wort: Es soll der Sänger mit dem König gehen!«

»Schiller hat keine Vereinigung in dem Sinne gefordert, daß der Literat Politik und der König Gedichte macht, denn das gäbe zwei höchst schädliche Dilettanten. Weit eher dürfte es im Sinne Schillers sein, daß der Sänger im König das ihm entgegengesetzte Prinzip der Macht nicht mehr in seiner stofflichen Gebundenheit, sondern in seiner die sozialen Verhältnisse bestimmenden Formkraft er-

faßt, der König dagegen im Sänger nicht nur den Träger irgendeines sozialen Berufes, sondern die reinste Verwirklichung des schöpferischen Triebes überhaupt verehrt. So wird die Macht des Herrschers ihres Gewaltcharakters entkleidet, und der Geist des Sängers in das Reich der Macht hinübervermittelt. Die Vereinigung von Macht und Geist kann allein darin bestehen, daß die Ergänzung nicht durch Betätigung im Gebiet des andern, sondern durch die Erfüllung des eigenen Gebietes mit der Tätigkeit des andern gesucht wird.«

– »Aber mit alledem bleibt die Frage offen, wie ich mich am politischen Leben so beteiligen kann, daß ich die Verantwortung für das von mir geforderte Opfer meines Lebens vor meinem Gewissen zu tragen vermag?«

»Ich glaube nicht, daß ein solches Teilnehmen des geistigen Menschen am praktischen Leben möglich ist, und zwar nicht zuletzt aus dem Grunde, weil der Geist, wenn er sich um des Staates willen seiner Reinheit begibt, auch die Autorität über die Wirklichkeit verliert.«

– »Sie fordern also gerade die vollständige Trennung von Macht und Geist und verewigen damit diese entsetzliche Zeit der geistlosen Realpolitik, die doch im Grunde sehr unreal und unreell war.«

»Gewiß, sie muß unter allen Umständen endgültig aufhören. Aber nur ein spezifisch politischer Geist kann die hierzu nötigen Mittel und Wege finden und ein haltbares soziales Leben gestalten. Ich verstehe von diesen Dingen nicht das Geringste und werde mich hüten da hineinzupfuschen. Nur dies eine ist mir ganz klar, daß vor allem die Verantwortungslosigkeit für die staatsbürgerliche Betätigung aufhören muß; jeder – vom letzten Bürger bis zum Fürsten – muß sie rechtfertigen in dem Maße seines Einflusses und seiner Stellung im Staatsganzen. Wie kläg-

lich für die Gattung Mensch, daß Hans Kunz Jedermann seine allgemeine Unzufriedenheit dadurch ausdrücken darf, daß er einen sinnlos opponierenden Menschen in den Reichstag wählt! Wieviel kläglicher noch, daß Leute ein ganzes Volk regieren oder auch nur zu regieren scheinen wollen, die von dieser schwierigen, ich möchte sagen heiligen Kunst nichts verstehen. Die Leitung des Staates muß endlich in die Hände derer gelangen, die hierzu ein angeborenes Talent haben.«

– »Was kennzeichnet Ihrer Meinung nach den wahren Herrscher?«

»Er unterscheidet sich von anderen Staatsbürgern dadurch, daß er fähig ist, die in der Entwicklungstendenz des gesamten bisherigen sozialen Lebens liegende Idee zu konzipieren und die Kräfte für ihre Verwirklichung heranzuziehen. Er muß den der Idee innewohnenden dynamisch-natürlichen Drang, alle Kräfte an sich zu reißen und einseitig zu herrschen, mit der Gesamtheit der Bedürfnisse und Aufgaben des Staates, mit der Stellung des Staates im Ganzen der Menschheit in Einklang zu setzen vermögen.«

23. IX. 15

Ein bis zum Stumpfsinn ermüdender Tag endet mit einem zynischen Gelächter. G... war abends mit strahlendem Gesicht zu mir gekommen.

»Hier haben Sie eine Originalerinnerung an die ›große Zeit‹.« Er gab mir einen Akt der O. U. und ich las:

Verhör:

Der Gemeine Fleck sagt aus: Ich bin bei Kriegsbeginn freiwillig aus der Schweiz eingerückt und jetzt aus dem Felde hierher beurlaubt. Meine Frau, die ich über die Grenze habe kommen lassen, erzählte mir, daß sich drei flüchtige

Bekannte oft nach mir erkundigt hätten, seitdem sie erfahren haben, daß ich Urlaub bekomme. Dem bei uns wohnenden Konsulatsbeamten fiel das auf, und er beredete meine Frau, sich mit den Leuten einzulassen, um zu erfahren, was sie wollten. Sie brachte heraus, daß sie verbotene Bücher nach Deutschland einschmuggeln und bis in die Schützengräben verteilen wollen. Ich solle ihnen helfen, weil ich die Grenze sehr gut kenne. Wenn man mir erlaubt, mit meiner Frau die Grenze zu überschreiten, um in der Schweiz einige dringende Familienangelegenheiten zu erledigen, bin ich bereit, die verdächtigen Personen der deutschen Grenzbehörde zur Festnahme zuzuführen.

Beschluß:

Weiterleitung des Aktes an das stellvertretende Generalkommando des . . . Armeekorps.

Beschluß des G. K.

Der Mann soll die Grenze überschreiten, die Frau ist unter Bewachung eines Geheimdetektivs diesseits der Grenze zu halten. Die Angelegenheit ist aus politischen Gründen möglichst geheim zu behandeln.

Beschluß:

- 1) Anweisung des Detektivs W. gemäß Beschluß des G. K.
- 2) An die Wache St.: am 25. d. M. sind zwischen 1½ und 2 Uhr die Posten der Strecke 3–5 zu entfernen, ebenso an den folgenden Tagen bis auf Widerruf.

Bericht des Geheimdetektivs W.

Als ich an der Grenze dem Gemeinen Fleck die Verfügung der O. U. eröffnete, erklärte er, daß er ohne seine Frau nicht arbeiten könne und darum auf die Sache verzichte. Als ich ans Telephon ging, um darüber hierher zu berichten, sagte die Frau, daß sie allein hinübergehen werde, um die Schmuggler zunächst bis an die Grenze zu locken. Sie kam am nächsten Tag mit der Nachricht zu-

rück, daß die bewußten Personen drüben in der nächsten Wirtschaft waren und auf ihren Mann warteten. Dieser erklärte immer noch, daß er ohne seine Frau nicht arbeiten könne. Während wir besprachen, was geschehen soll, nahm die Frau ein Spiel Karten, legte sie und verkündete, daß wir alle drei über die Grenze gehen müßten, um die Schmuggler zu fangen. Dann würde ich das eiserne Kreuz bekommen. Drüben erst merkte ich den Betrug. Da sie drohte, mich bei der schweizerischen Polizei zu denunzieren, bin ich schnellstens allein zurückgekommen.

Beschluß:

Weiterleitung an das stellvertretende G. K. des ... Armeekorps.

Beschluß des G. K.

1) Der Soldat Fleck ist vom Militärdienst befreit und zu besonderer Verwendung an die Bahnhofskommandatur S. versetzt.

2) Mitteilung an die Bahnhofskommandatur S., daß dem Fleck durch Vermittlung des Konsulatboten täglich 5 M. Sold auszuzahlen sind.

Beschluß:

1) An Fleck.

»Nachdem Sie zur Bahnhofskommandatur S. versetzt sind, habe ich mit der bewußten Angelegenheit nichts mehr zu tun. Auch von hier aus steht daher Ihrem Verbleiben in der Schweiz nichts mehr im Wege. Ich habe von allen weiteren Schritten abgesehen in der Annahme, daß es Ihnen ernstlich darum zu tun ist, gute Dienste zu leisten.«

2) An die Wache St.

Die Wache auf Strecke 3-5 ist wieder regelmäßig zu besetzen.

Ich gab G. das kostbare Dokument zurück.

»Nun, ist diese Geschichte des Muskoten, der durch Ver-

fügung zur Fahnenflucht gezwungen wird und dafür 5 M. Tagessold bekommt, nicht wert, der Nachwelt überliefert zu werden?«

24. IX. 15

Exerzieren wie gewöhnlich.

Auf meinem abendlichen Spaziergang traf ich J.; wir pilgerten zusammen nach Oetlingen und kamen sehr schnell in eines jener Gespräche, welche unser Selbst von allen Hüllen und Masken befreien. Und im Grund unseres Wesens fanden wir eine Gemeinschaft der Anschauungen, die in wenigen Minuten alle Fremdheit beseitigte, einen Rausch von Zusammengehörigkeitsgefühlen über uns brachte und uns schließlich mit einer tiefen Melancholie erfüllte. Der alte, von Jugend auf gefühlte Fluch, daß wir geistig Schaffenden keinen Platz in der Gemeinschaft der Gegenwart und des Vaterlandes haben, kam mir deutlicher als je zum Bewußtsein. Und wann sind wir auch heimatloser gewesen als in dieser großen Zeit?

»Oh, diese herrlich große Zeit – diese vollständige Umkehrung der Weltordnung!« höhnte und klagte J.

»Da sind Sie kein guter Patriot.«

»Um aller guten Geister willen, machen Sie keine Phrasen! Ist man denn nur ein Patriot, wenn man mit der Einzigartigkeit und dem absoluten Wert seines Vaterlandes vor allen Vaterländern auf der Straße herumprahlt wie dumme Jungens mit ihrer ersten Liebe?«

»Haben Sie keine Angst! Ich weiß, daß die Vaterlandsliebe ein Geschenk ist, mit dem man nicht hausieren kann. Denn ob ich mit dem Lande meiner Geburt zu jener Einheit komme, die mir erlaubt, mit ihm und in ihm ein über uns beide hinausreichendes Werk zu zeugen, das ist wie alle Liebe ein Mysterium, das allein schon dadurch

entweicht wird, daß man darüber prahlerische Worte macht.«

»Sie haben ganz recht: Chauvinismus ist die erbärmlichste Art von Schamlosigkeit. Und überdies: der geistige Mensch hat viele Vaterländer, ja, auf dem Gipfel seiner Vollendung ist die ganze Welt sein Vaterland, gerade weil er in ihr überhaupt nur zu Gast ist.«

Dann schwiegen wir im Steigen. Droben löste der Wein allmählich seine Zunge. Er erzählte die Geschichte seiner Dienstzeit, die ein ununterbrochener und grausamer Kampf einer innerlichen und geistigen Natur gegen das System des Militarismus und des Machtstaates ist. Dieser wehe und leidenschaftliche Schrei eines verblutenden Geistes hat mich so ergriffen, daß ich ihn aufzeichnen möchte, wie er sich meinem schweigsamen Zuhören eingepreßt hat:

»Ich war Soldat geworden, nicht kriegsfreiwillig, aber auch nicht gezwungen, sondern mit dem Bewußtsein, daß es meine soziale Pflicht, wohlverstanden: eine aus meinem freien Willen von selbst folgende, nicht von außen aufgezwungene Pflicht sei, mein Vaterland zu verteidigen. Ich habe im Staat zwar niemals die vollkommenste und absolute Verwirklichung unseres moralischen Triebes gesehen, aber doch einen überpersönlichen Wert, von dessen Erhaltung mir eine damals nur unklar gefühlte Summe von notwendigen Gütern abzuhängen schien. Ich schätzte diese so hoch ein, daß ich, der Größe und des Wertes meiner produktiven Kraft nicht sicher, den Konflikt der Pflichten zugunsten der Forderung des Tages löste und Soldat wurde beim ersten Ruf, der an mich erging.

Sie werden mir glauben, daß ich als Feldsoldat schauerliche Dinge gesehen habe. Ich mag diese blutigen Bilder jetzt nicht heraufholen. Sie sind das Grauen meiner

Träume und schlaflosen Nächte. Aber nichts, was ich mit den äußeren Augen gesehen und mit den Ohren gehört habe, erregte mich so wie die Erkenntnis, daß der Staat überhaupt keine moralische Währung ist, jedenfalls nicht dieser Staat, dessen Erhaltung ich meinen inneren Beruf – vielleicht schon in der nächsten Minute für immer – geopfert hätte, um – ja, wozu? Ich sah plötzlich durch diese Geschehnisse hindurch und erkannte, daß alle diese Kugeln durch Tag und Nacht geschossen werden, nicht um möglichst viele Leiber umzubringen, sondern um etwas zu treffen, was zwischen beiden Gegnern lag: die Liebe, den Geist, die Menschheit. Ich sah sie sich schmerzgequält zwischen den Gräben aufrichten und fühlte mich von ihnen gerufen und gepeitscht, bis mein Wille zu wirken, die Menschen von diesem Wahnsinn zu erlösen, so stark gegen die Fesseln schlug, daß man mich wegen eines Nervenleidens in die Heimat bringen mußte.

Sie werden sich gewiß keinen Begriff machen können, was es heißt: am Wahnsinn entlang gehen. Aber schließlich erholte ich mich soweit, daß man mich in ein Ersatzbataillon nach F. schicken konnte. Ich mußte dort wie ein Rekrut den ganzen Tag in der Kaserne hocken. Nachts konnte ich in diesem Massenquartier voller Flöhe nicht schlafen. In jeder zweiten Nacht mußte ich Wache stehen, so daß ich ohne jeden Schlaf, wachend geplagt von den erlebten Bildern und der Angst vor dem Wahnsinn, bald wieder völlig entkräftet war. Ich meldete mich ins Revier mit dem Gesuch, außerhalb der Kaserne schlafen zu dürfen.

»Sie simulieren«, sagte der Oberstabsarzt, ohne mich zu untersuchen.

»Wenn Sie Ihre Pflicht nicht erfüllen, werde ich auch die meine nicht mehr erfüllen!«

»Das werden Sie büßen, sie unverschämter Kerl!«

Der Bataillonskommandeur, ein einsichtiger alter Aristokrat, fand aber, daß man mich nicht gut vor ein Kriegsgericht stellen könne, und so erhielt ich drei Tage Mittelarrest. Ich habe damals gelernt, daß mir selbst eine Pritsche, auf der man sich in kalter Nacht die frierenden Glieder blau und wund liegt, daß selbst Wasser und Brot als Nahrung genügen, wenn ich nur Ruhe und Abgeschiedenheit habe, um zu mir selbst zu kommen. So war der Arrest also keine Strafe für mich sondern eine Erlösung, nach der ich es als harte Plage empfand, wieder tagaus – tagein sinnlos zwischen Dingen herumgeführt zu werden, die mich nichts angingen, die Seele verschütteten und töteten.

Ich war damals noch immer überzeugt, für den Staat, ja, innerhalb des bestehenden Systems arbeiten und schaffen zu können. In dem Glauben, daß eine Vermenschlichung des Militarismus möglich und eine Tat sei, welche Deutschland die moralische Achtung der Völker zurückgewinnen und den in seinem Innern anwachsenden Haß gegen das System gegenstandslos machen könne, habe ich damals ein Gesetz propagiert, das die Vorgesetzten zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Untergebenen zwingt. Man hat mir aber sehr bald bedeutet, daß dergleichen Gedanken sehr unpatriotisch seien, indem man mich noch strenger beaufsichtigte und mir mitteilte, ich müsse jede zur Veröffentlichung bestimmte Arbeit meinem Kompagniechef vorlegen, falls ich mich nicht von neuem strafbar machen wolle. Als ich nun endlich das wahre Gesicht des Staates: seine brutale und untermenschliche Machtnatur ganz durchschaut hatte, war es für mich persönlich zu spät, denn ich hatte keine andere Freiheit mehr als die, welche mir das Gewehr gab: die Freiheit zum Selbstmord.

Da wurde ich plötzlich hierher versetzt. Ich fand in Feldwebel N. den anständigsten Vorgesetzten, den ich je gehabt habe und den ein Soldat nur haben kann, einen Mann, der in unbestechlicher Gerechtigkeit die Rücksicht auf den Einzelnen, dessen Natur und Bedürfnisse, soweit gehen ließ, als es eine ordentliche Diensterfüllung nur irgend ermöglichte. Trotzdem ließ sich mein auf freies Schaffen gestellter Charakter nicht mit dem Druck dieses sinnlosen Daseins vereinbaren. Ich mußte vor der Tür der Oberleitung Portiersdienste tun und leere Töpfe Tag und Nacht bewachen. Mit dem Frühling wuchs dann meine Produktionskraft, und das wurde mir zum Verhängnis. Ich schrieb auf Posten den Aufriß meines Staatsdialoges nieder, der mir gerade in dieser Stunde reif geworden war; die Frucht eines Jahres langer Mühen, die ich nun im Herbste ihres Werdens auffangen mußte, sollte sie nicht am Boden aufschlagen und zerschellen. Sie werden wissen, daß in solchen Stunden der Gnade die Welt für einen verschwindet und man ganz das hingebende Instrument der großen Stimme ist, die in uns spricht. Sie kam mit einer solchen Gewalt über mich, daß ich nicht einmal vorsichtig genug war, mich hinter einer der vielen Baracken zu verstecken, so daß ich dem vorbeireitenden Major geradezu Zielscheibe stand. Ich sollte wegen Wachvergehens, d. h. mit drei Wochen Mittelarrest bestraft werden. Ich habe damals ein Gesuch auf psychiatrische Untersuchung eingereicht, um zu beweisen, daß ich unter einem psychischen Zwang gehandelt habe. Aber es gehört zu den raffiniertesten Finessen des Systems, wie es unerwünschte Gesuche erledigt, ohne sie weiterzugeben. Ich wurde anstatt zum Psychiater zum Bataillonsarzt geschickt, der mich – neben vielem andern Unsinn – fragte, ob ich sicher sei, daß ein Neger, vor das Freiburger Mün-

ster und vor einen Kuchen gestellt, jenes diesem vorziehen würde. Mein Bemühen, die absolute Gesetzmäßigkeit des ästhetischen Urteils zu begründen, hieß er die Quadratur des Kreises suchen und kam dann zu dem Schluß, daß ich zwar nicht ganz so verrückt sei wie z. B. der Theosoph Steiner, daß es aber bunt genug in meinem Gehirn aussähe. Solche Konfusion herrschte in dem Kopf des Mannes, der den Zwang meiner Begabung feststellen sollte. Überhaupt war dieser ganze Konflikt so typisch, daß ich ihn Ihnen nicht ausführlich genug erzählen kann. Bei den Verhandlungen sagte ich einmal zum Bataillonsadjutanten:

»Aber ich bin doch auch Mensch!«

»Nein, Sie sind nur ein Glied einer Kette, nichts weiter.« Ich wurde dann in ganz unzulässiger Weise mit einem Tag Mittelarrest bestraft. Ich war entschlossen, über die Grenze zu gehen, weil ich glaubte, diese Bestrafung für die Betätigung des Besten in mir nicht erdulden zu dürfen. Aber schließlich überwand mein fatalistischer Glaube an meine Produktionskraft auch diese Schmach.

Da kam das Furchtbarste: ich wurde auf die O. U. abkommandiert, um einen beurlaubten Schreiber zu vertreten. Sie werden begreifen, daß es ein absolut tödliches Gift für mein Fühlen und Denken war, von morgens bis abends Beschlüsse und Berichte abschreiben zu müssen: gleichgültiges, fremdes, inhaltloses Zeug – immer mit dem Bewußtsein, daß diese Zeit verloren ist für das, was ich und nur ich an unersetzlichen Werten zu geben habe. Aber noch schlimmer als dieses mechanische Abschreiben war der »gebildete Deutsche«, der mir hier begegnete. Staatsanwälte, Oberamtsrichter, Landgerichtsräte – Leute, die so ganz in ihrer sozialen Funktion aufgegangen waren, daß ihnen an persönlichen Charaktereigenschaf-

ten nur noch der Abschaum des Individuellen anhaftet: unterirdisch wühlender Ehrgeiz, dem alles feil ist, prahlrische Einbildung und krankhafter Machtdünkel. Ich lernte hier zum ersten Mal in diesem Krieg Menschen kennen, die *von* der Macht und *für* die Macht lebten; gedungene Knechte, die sich mit der Rolle spreizten, welche sie in der großen Zeit spielen durften. »Völkerrecht haben Sie studiert?« fragte z. B. einmal der Landgerichtsrat einen Rechtsstudenten. »Das ist ein veraltetes und überflüssiges Kolleg. Sehen Sie« – und er zeigte auf seinen Degen – »da steht das Völkerrecht«. Der Geist aber – das war ihnen eine zur Not überflüssige Annehmlichkeit des Lebens, für jeden Fall der Rock, der ihnen nicht so nahe war wie das Hemd des Staates. Wie sollten sie begreifen, daß er mir näher ist als das Hemd, daß er das Blut ist, welches durch meinen Körper kreist, da sie selbst unter dem Staatshemd nur einen zwiespältigen Egoismus haben, der mit dem Staat um Gehalt, Ehre und Orden schachert? Ich begriff zum ersten Mal mit einer aufreibenden Deutlichkeit die mehr als individuelle Ungleichheit der Wesen innerhalb der Gattung Mensch. Denn diesen Leuten ist das Leben nicht ein Zeugungs- sondern ein Verdauungsprozeß: sie empfangen es nicht, sondern nehmen es hin; sie verarbeiten es nicht, sondern verzehren es; sie gebären es nicht, sondern werden von ihm verzehrt. Es ist überhaupt nicht ein Leben aus einem einigen Grunde zu Zielen, die notwendig aus ihm fließen, sondern ein sich Abfinden mit der Umgebung, ein besinnungsloses Hasten, Taumeln und Torkeln oder ein mühseliges Schleichen und Schleppen zwischen Dingen, Menschen und Zufällen, die alle den seligen Abgrund der individuellen Idee verdecken. Und diese unüberbrückbare Kluft wollten sie aufgrund ihrer Bildung nicht nur wegwischen, sondern umzudeuten

versuchen, indem sie sich herabließen, mich, den Landsturmmann, als gleichberechtigt zu behandeln. Diese Unsauberkeit verursachte mir einen peinlichen Ekel, zu dem dann noch aus der Tätigkeit auf der O. U. der Eindruck kam, ganz Deutschland sei ein Schmuggler- und Verbrecherviertel, das zur Aburteilung in die Hände weniger Menschen gegeben ist, die nur darum nicht zu den Verbrechern gehören, weil sie zufällig auf dem Richterstuhl sitzen.

Sobald der Schreiber zurück war, meldete ich mich um Zurückkommandierung in die Kompagnie:

»Warum wollen Sie fort?«

»Von morgens bis abends abzuschreiben, kann ich weder körperlich noch moralisch aushalten.«

»Aber warum denn nicht? Sie sind doch Schriftsteller!«

Ich erhielt die Aufgabe, aus den 3000 Akten der O. U. eine Statistik des verarbeiteten Materials und der Art der Erledigung zu machen. Sie haben natürlich keine Vorstellung, was das heißt. Ich will Ihnen nur sagen, daß in der wichtigsten Rubrik auf mehr als 1600 Fälle leeren Spionageverdachts 3 Fälle wirklicher Spionage kommen und daß über diese letzteren nicht 10 Seiten Akten bestehen. Wie ich darunter gelitten habe, seit Wochen und Monaten mit brachgelegtem Selbst dieses leere Stroh dreschen zu müssen, kann ich Ihnen nicht schildern. Ich bin an dieser Arbeit zugrunde gegangen. Hebbel sagte einmal: daß er als dieser Mensch nur leben könne, so lange er sich entwickle; werde aber alles in ihm mit einer eisernen Faust zusammengedrückt, so sei sein Leben nur noch ein langes, langes Sterben. Das ist mein Fall. Seit Wochen habe ich kein Gefühl mehr für meine Gegenwart, keine Beziehung zu meiner Vergangenheit, kaum einen Wunsch für meine Zukunft. Mögen Sie niemals erleben, wie die Weite der Zukunft verschwindet vor der einen nächsten

Stunde, die alle Zeit überhaupt in sich hineingetrunk
hat, so daß man mit dem Grauen der Endlosigkeit vor ihr
steht wie vor einem Graben, über den man nicht hinweg-
springen kann, ohne hineinzufallen und die übrige Welt
nicht mehr zu sehen.

Als ich einmal eine solche Bemerkung gegen meine
Vorgesetzten fallen ließ, hielten mir diese hochmütig blinden
Pharisäer das Beispiel der kriegsfreiwilligen Dichter
und Philosophen vor, deren Tat natürlich nicht als Fah-
nenflucht gebrandmarkt, sondern als höchster Patriotis-
mus verherrlicht wurde, von Leuten, die sich mit allen
Mitteln vor der Front drücken. Dieser Tag wurde mir zum
Verhängnis, denn ich begriff an ihm, daß der Glaube, die
andern Menschen durch meine schöpferische Tat erlösen
zu können, ein Wahn ist. Was ist von Goethe und Kant
verstanden, was von dem Verstandenen gelebt worden?
Ist nicht der größte deutsche Geist, ist nicht Meister Ecke-
hard völlig vergessen gewesen? Und hätte er die Welt auch
nur um ein wenig bessern können, da selbst Jesus Christus
nichts anderes erreichte, als daß seit 2000 Jahren in seinem
Namen Verbrechen über Verbrechen gehäuft werden?
Und mag meine Arbeit noch so notwendig sein, ist je-
mand bereit, sie aufzunehmen? Ich fühlte das Furchtbare
der Wahrheit, daß der Schaffende heute an der Unfrucht-
barkeit seiner Arbeit erstickt – erstickt, verstehen Sie?

Meine Verzweiflung suchte noch einmal einen gewalt-
samen Ausweg – aber ich mußte erkennen – daß meine
Kraft nicht nur zum Denken, sondern auch zum Handeln
untergraben war. Ich war zum Selbstmord wie zur Fahnen-
flucht zu schwach geworden. Damals habe ich meine Be-
gabung verfluchen und meine Arbeit hassen gelernt. Sie
hatten mich mit ehernen Krallen und lockenden Lügen
gehindert, anständig und mit der Würde als Mensch zu

sterben. Jetzt lebe ich, mir selbst abhanden gekommen, wie ein Hund, den man tritt, wie ein Schuft, den man wie dreckige Wäsche auswingt. Ich bin nur noch ein lebender Leichnam, der nichts sehnlicher wünscht, als einzuschlafen und nicht mehr zu erwachen.«

25. IX. 15

Morgens Ausmarsch nach dem Weidhof. Felddienstübungen. Leutnant R. will sich dafür einsetzen, daß ich hier in L. bleibe.

Wild peitscht J.'s Bericht mein Blut, daß es gärt und kocht, um dann plötzlich seine ganze Leidenschaft in ein Wort zu strudeln, das mich vor allen andern packte, und nun wühlt und frißt und nagt . . . Ich schließe krampfhaft die Augen, wenn es herangetanzt kommt, denn es will ahasverisch ruhelos durch die Welt jagen. Aber es hilft nichts. Unheimlich nagt das Wort und zernagt mir alle Heimat, allen lieben Besitz . . . Fahnenflucht! — In mir tobt und brandet Pflicht gegen Pflicht, Wunsch, Wille, Neigung wie eine sturmgepeitschte See. Ich weiß nicht, wie ich wieder zur Ruhe kommen soll. — Ich weiß es und will es nicht wahr haben . . . Furchtbar, uferloses Wogen! Furchtbarer das Land der Zukunft — Fahnenflucht: heimatlos, lieblos, verlassen und allein im endlosen Raum, in endlosen Schmerzen. Nein! Nein? . . . Chaos, geliebtes Chaos bleib! Flieh! Flieh!

26. IX. 15

Morgens und nachmittags Exerzieren. Jetzt heißt es, daß wir Donnerstag fortkommen. Abends, bis tief in die Nacht hinein, die gemeinsten Gespräche unter den Kameraden.

» . . . Der Bericht J.'s hat die letzte Schranke fast weggestoßen, die sich künstlich genug der inneren Stimme entgegengestemmt hatte. Ich muß ihr folgen. Wirst Du mich verstehen oder wird sie uns auseinanderreißen? Ich weiß, daß Du die Liebe für den letzten Wertmaßstab des Lebens hältst. Aber sie ist nur ein Teil des Weges von der Materie zur Gestalt. Es ist dem Manne nicht gegeben, durch das Weib erlöst zu werden, es ist die Tragik seine Liebe, über das geliebte Wesen hinaus zu müssen zu seiner Schöpfung. Wie könntest Du mich mit dem banalen Argument trösten, der Krieg muß bald zu Ende sein und dann wird mit einem Schlag alles anders werden? Für mich wird das Ende des Krieges gewiß nicht das Ende des Kampfes sein, sondern der Friede der Anfang der Entscheidungsschlacht gegen den allmächtigen Staat. Und ich allein kann beurteilen, ob dieser Kampf so weit hinausgeschoben werden kann. Ist denn der Geist, der in uns lebt, wie eine Pfauhenne, die nach Wunsch von ihren Eiern aufstehen kann? Oder die Kultur, für die wir einzustehen haben, ein Wasserhahn, den man nach Belieben auf- und zudrehen kann? Will ich denn nur mein Leben fristen, das ohne meine Arbeit ein Absterben aus Zweifel und Verzweiflung ist? Ich weiß, daß ich auf der Welt eine Pflicht in jeder Minute und Sekunde zu erfüllen habe, und dort, wo ich über mein Leben Rechenschaft ablegen muß, brennen alle diese vergeudeteten Stunden und Tage wie ein verzehrendes Feuer. Ist es da nicht gleich, ob ich vier Wochen oder vier Tage zu rechtfertigen habe? Wer ist im Stande, mir diese Verantwortung abzunehmen? Wer hat also das Recht, sie mir aufzubürden? Ich sage: Niemand! *Pereat res publica, crescat mundi vis creatrix.*«

(aus einem Brief an C. L.)

Vormittags Spaziergang nach Sonnenbad. Die Auflösung des Depots, die in Aussicht stand, ist wieder auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben worden.

Abends ging ich zu J., um sein Gemüt mit allen Mitteln und um jeden Preis aus der stumpfen und falsch überlegenen Gleichgültigkeit aufzurütteln. Ich hatte den mittelalterlichen Parzival mitgenommen in dem Glauben, diese reinste Darstellung des schöpferischen Menschen werde ihn tiefer zu sich selbst verpflichten als alle meine Worte.

»Stecken Sie es weg!« schrie er mich an. »Ich kann in kein anständiges Buch mehr hineinsehen, weil jede Zeile mir spiegelt, was ich nicht getan habe und was ich hätte tun sollen. Sehen Sie«, er zog ein Schubfach auf, »da liegt seit Wochen die Bibel begraben, denn ich bin dem nicht mehr gewachsen, mir das ganze Elend meines Daseins mit solchen Peitschenhieben auf den Leib schlagen zu lassen.«

»So will ich es Ihnen durch die Eingeweide treiben, daß Sie aufschreien vor Schmerz, der größer sein soll, als jeder andere, den Sie bisher erlitten haben, denn Ihre Apathie ist eine Sünde an der Menschheit.«

»Hüten Sie sich vor der Verantwortung, die Sie mit Ihren Worten auf sich nehmen.«

»Warum denn? Will ich Ihre Instinkte und Ihren Beruf verwirren? Sie zu einer schlechten Tat verleiten? Wo der Geist ist, kann die Gemeinheit keinen Platz haben.«

»Sie treiben mich zur Verzweiflung.«

»Wofür Sie mir morgen schon dankbar sein werden. Denn sie wird Sie diesmal nicht zum Selbstmord führen.«

»Weil ich zu schwach bin zur Tat.«

»Nein, weil Sie eines solchen Verbrechens gegen die Menschheit, welche Sie braucht, nicht fähig sein können!«

»Ein Verbrechen, ein physisches Dasein zu beenden, das seine moralische Berechtigung verloren hat?«

»Zum mindesten solange Sie die Möglichkeit zur Fahnenflucht haben, die Ihnen hier an der Grenze in jedem Augenblick offenstünde, wenn Sie sie nicht für unsittlich und unerlaubt halten.«

»Was soll denn daran unsittlich sein, von einer Fahne zu fliehen, die nicht meine Fahne ist, die überhaupt nicht die Fahne einer anständigen Sache ist, sondern die Maske, hinter welcher die Mächtigen und Herrschsüchtigen ihr wahres Gesicht verstecken, um die Unterwürfigen und Dummen für sich hinzuschlachten ad majorem potestatis gloriam?«

»Dann leben Sie also mit einer doppelten Moral.«

»Das zu sagen haben Sie kein Recht nach dem, was ich Ihnen erzählt habe.«

»Gerade darum habe ich es.«

»Sie vergessen, daß der Kampf um die Behauptung meines inneren Berufes die schöpferische Kraft selbst aufgelöst und mich einer chaotischen Welt gegenüber allein gelassen hat, verzweifelnd und hilflos.«

»Ich glaube nicht, daß das Leben die formende Kraft zersetzen kann.«

»Obwohl ich Ihnen als lebendiges Beispiel gegenüberstehe.«

»– das sich selbst mißversteht. Ihr Kampf ist gehemmt, unterdrückt, nicht zersetzt und verloren. Sie müssen das Äußerste versuchen, um sich dem Geiste wieder dienstbar zu machen.«

»Und wenn uns dann die Zukunft nicht rechtfertigt?«

»So haben wir unsere Pflicht verletzt für einen Traum, der groß genug war, gelebt zu werden, und es bleibt uns noch immer die Freiheit, aus dem Gefühl unserer Verant-

wortung heraus unsern menschenwürdigeren Tod zu sterben, während Sie hier elender als ein Luder verrecken.«

Dann zeigte ich auf die Bibel und sagte:

»Da steht geschrieben: ›Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben; aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben. Und wer etwas redet über des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt.«

Damit ging ich, sicher, daß er diesen Abend nicht vergessen wird.

28. IX. 15

Morgens 6²⁰ Uhr antreten. Instruktion über Spionage durch Leutnant R. Ausmarsch nach Tülingen. Nachmittags ab 3 Uhr Instruktion und Exerzieren.

Das Versagen der Künstler und Philosophen bei Ausbruch des Krieges muß auch in ihren Werken als schöpferisches Manko zum Ausdruck kommen, denn der geistige Mensch übernimmt kleinere Aufgaben nur dann, wenn er den größeren nicht mehr gewachsen ist. Welch ein Gedächtniswerk könnte man der großen Zeit schaffen, legte man die völlige Unfähigkeit dieser Nationalpatrioten zu einer echten Gemeinschaft aus ihren Werken bloß, zeigte man auch in diesen selbst die Komik auf, die der Autor der »Weber« als Ordensbruder Rudolf Presbers für schlechte Kriegsgedichte bietet, der Verfasser der »Zwei Menschen« als kriegsfreiwilliger Leutnant mit dem eisernen Kreuz, Wedekind als Verteidiger des Geistes in den 42 cm-Geschützen, der Jude Bergson als geistiger Bannträger der antisemitischen Camelots du Roi, der kokette Talmudist Simmel als Lobredner auf den allein des Mannes würdigen Schützengraben. Wie herzlich würden künf-

tige Geschlechter über die Komik der großen Zeit lachen!
Und die geistige Entwicklung der Welt wird davon abhängen, ob sich in jedem Lande ein solcher Kritiker findet, der die Kraft und den Mut hat, den Augiasstall des Geistes auf diese Weise zu reinigen.

29. IX. 15

Tagesausmarsch. Felddienstübungen.

Abends bekam ich einen Brief von P., daß er sich kriegsfreiwillig gemeldet hat. Erschütterung und Wut.

30. IX. 15

Ins Revier gemeldet wegen eines wundgelaufenen Fußes.
Dienstfrei.

Mein lieber Freund und Maler,
Ihr Brief hat mich bis ins Tiefste erschüttert. In dem Augenblick, wo ich erkenne, daß Militarismus und Machtstaat nur als unmoralische Anstalten möglich sind, daß ich als Soldat dem Materialismus verschrieben bin, wollen Sie freiwillig diesem Krieg, diesem Militarismus, diesem Staat dienen. Nachdem die Welt des Geistes schon zu Beginn der »großen Zeit« wie ein baufälliges Haus in sich zusammengesunken und manchen durch diesen Sturz mitbegraben hat, den ich als ein Stück Ewigkeit andächtig verehrt hatte, greift nun dieses Zusammenbrechen in den Kreis meiner nächsten Freunde und reißt mir den von der Seite, dessen Kraft und Reinheit im Leben ich mehr vertraut habe als meiner eigenen. Aber aus dem tränenvollen Schmerz über diese Enttäuschung riß mich bald die peinigende Frage, ob ich als Einzelner und allein recht haben könnte gegen die vielen freiwilligen Mitschwätzer und Mitkämpfer aus der Welt des Geistes, recht haben nun auch gegen Sie, der Sie Ihren Entschluß nicht sinnlos und

unter der Gewalt des ersten Eindrucks gefaßt haben? Ich suchte mich ganz in Sie hineinzufühlen und alle nur erdenklichen Motive Ihres Handelns aufzufinden. Aber dieses bleibt meinem Verstand nach einer durchgrübelten Nacht so unverständlich wie meinem Instinkt in der ersten Minute. Und doch: habe ich mir nicht alles gesagt?

Ich stellte mir zunächst Ihr bisheriges Leben vor. Wie Sie eines Tages Ihren Eltern erklärten, daß Sie Maler werden wollten, weil eine innere Stimme Sie trieb, so der Verzweiflung über das Geschick der Menschheit zu entrinnen und ihr eine neue Erlösung aufzubauen; wie Sie ihnen davonliefen, als sie sich widersetzten, unruhig und hastig durch die Welt rannten, bis Sie den einen Quellpunkt Ihres Wesens befriedigen konnten; wie Sie durch die äußerste Not und Erniedrigung gingen, jeder Aussicht auf Reichtum und Wohlleben entsagten; wie Sie aus den Grenzen Ihres Vaterlandes gingen, jene wahre Heimat zu suchen, die Ihnen deutlich vorschwebte und nirgends war als in der ideellen Gemeinschaft der Künstler; wie Sie schließlich das Letzte opferten, was noch zu opfern blieb: den Glauben der Konfessionen, den Gott aller Kirchen. Und dann standen Sie in einer aufgelösten Welt, völlig jenseits alles Geschaffenen und Gewissen und aller festen Gestalten, allein mit Ihrer schöpferischen Kraft in dem Sie umwogenden Chaos. Ja, Ihr Selbst war nur in dem Maße, in dem Sie arbeiteten, weil erst die Arbeit die Welt in Ihrem Inneren erbaute, erst die Arbeit alle Ihre auf höchste angespannten Anlagen zur Einheit fügte und entfaltete. Sie lebten nur als der ewig marschierende Weg zur Erlösung Ihres Selbst und der Menschheit.

Was hat der Staat und das Volk in diesem Kampf für Sie getan? Sie haben Ihnen ermöglicht, eine Akademie zu besuchen, die Ihnen, der Sie die Gegenwart in ein ewi-

ges Gesetz formen wollten, Rezepte, Irrtümer und billige Clichés der Vergangenheit anbot. Sie haben Ihnen die Aufgaben gezeigt, die zu erfüllen waren, um sie dann von den Leuten ausführen zu lassen, die den Namen der Kunst und des Künstlers verschandeln. Hat Ihnen der Staat auch nur das gegeben, was jeder andere Bürger von ihm mit Recht beansprucht und erhält: persönliche Achtung, Schutz vor unlauteren Konkurrenten, Brot- und Erwerbsmöglichkeit? Waren Sie nicht allen Strolchen der Straße, allen zusammenklaubenden, aber preisgekrönten Dieben und Schmeichlern preisgegeben? Haben Sie, der unermüdliche Arbeiter durch Tag und Nacht, nicht in Fasten und Hungern leben müssen, da Ihnen der Empfänger Ihrer unermüdlichen Arbeit fehlte? Wo Sie große Kunst gaben, verlangte man Unterhaltung; Naturreproduktionen wurden Bildern, Kinematographien dem Theater, Journalisten den Philosophen, Techniker dem produktiven Menschen vorgezogen. Wie oft haben Sie mit Recht darüber geklagt, daß Sie inmitten eines vergesellschafteten Kunstbetriebes dastehen einsam in Ihrem Volke, verlassen von Ihrem Staate.

Wenn ich bedenke, daß Sie ein Leben, welches Sie mit Bewußtsein um einen hohen Preis zu einem noch höheren Ziel geformt haben, hingeben wollen für einen Staat, der Ihrem Streben immer feindlich war, sich töten lassen wollen für eine Nation, die nichts nötiger gebraucht als Ihre lebendige Kraft und vollendete Tat, für eine Welt, die, in materiellem und nationalem Irrwahn befangen, sich selbst zerfleischen will – Welch ein zwingendes und bisher völlig unerhörtes Muß wird da vor Sie hingetreten sein, daß Sie Ihren Lebenswillen freiwillig umkehren und wieder in die Welt jener Realität zurückspringen, die Sie schon am Ausgangspunkt Ihres Lebens durchschaut und

überwunden hatten? Ich habe Sie in stiller Zwiesprache inbrünstig nach dem neuen Geheimnis Ihres Herzens gefragt und Sie haben mir geantwortet:

Ich schaffe nun länger als 20 Jahre, ohne daß mir je voll zum Bewußtsein kam, wieviel ich hierbei meinem Volke schulde, das die Voraussetzung und das Ziel meiner Kunst ist. Als dieser Krieg ausbrach, begriff ich nicht nur, daß unsere Nation gehindert werden sollte, die ihr eigentümliche Kraft zur Vollkommenheit auszuleben, sondern ich sah ein, daß, würde sie in ihrer Existenz erschüttert, auch mein Schaffen sinnlos würde. Es wurde mir klar, daß die ins Ungeheure anwachsende Materie nur dadurch überwunden werden kann, daß der geistig schaffende Mensch an diesen Ereignissen teilnimmt, daß nur durch eine enge Verbindung von Geist und Macht das Volk auch durch dieses Morden hindurch auf eine höhere Stufe der Kultur geführt werden kann. Ich fühlte mich aus dem innersten Sinn meiner Kunst heraus moralisch verpflichtet, mich dem Vaterland als Soldat sofort und darum freiwillig zur Verfügung zu stellen.

Ich habe Ihnen erwidert: Gewiß wird dieser Krieg sich vor der Geschichte allein dadurch rechtfertigen können, daß er den Menschen in ein höheres Dasein führt. Aber das wird niemals zu erreichen sein, wenn sich auch die schöpferischen Menschen *unter* die Dinge stellen. Wenn Sie in den eigentümlichen Anlagen einer Nation Werte verehren, die rein als naturhafte Elemente sich auszuleben berechtigt sind, ohne durch den schöpferischen Akt von ihrer egozentrischen Beschränktheit befreit und zu einem Gliede der Menschheit geläutert zu werden, so verkaufen Sie Ihre Schöpferkraft an die Natur. Auch geben Sie sich einem unsachlichen und falschen Idealismus hin, wenn Sie glauben, in der Realität selbst eine Einheit von

Macht und Geist herstellen und so das Menschenlos bessern zu können, was allein durch das Werk möglich ist. Auf diesem Weg verwirken Sie Ihr Schöpferrecht über die Materie und versinken aus Ihrer Fruchtbarkeit in die stoffgebundene und zufällige Wirklichkeit. Sehen Sie denn nicht, daß Sie Fahnenflucht, Überlauf und Hochverrat am Geist begehen, indem Sie glauben, der Nation zu einem Idol von Glück verhelfen zu müssen?

Verzeih, Bester, aber mein Herz blutet über die Frage: Du oder ich? Denn einer von uns beiden ist Verräter! Du am Geist oder ich am Staat. Ich entsinne mich der Stunde, da wir vor den Bildern von Munch die völlige Diskrepanz unseres Urteils überwandten, weil es uns gelang, diese einzelne Erscheinung auf ein Gesetz zu beziehen, das uns beide als die Urform aller künstlerischen Gestaltung heilig und unantastbar war. Auch hier haben wir ja eine ganz bestimmte Materie vor uns: Setzt die Berufung den sozialen Ort des Einzelnen notwendig mit oder können ohne Rücksicht auf sie die sozialen Pflichten vom Staat willkürlich anbefohlen werden? Da ich weiß, daß auch Du nur *ein* moralisches Gesetz anerkennst, so müssen wir, wenn es uns gelingt, die zwischen uns strittige Frage auf dieses zu beziehen, auch heute wieder zu einer unpersönlichen und unwiderruflichen Entscheidung kommen, wer von uns beiden auf dem schmalen Pfad des Heils, wer auf dem Weg der Sünde ist.

Der Staat ist eine Ordnungsform gewisser Gegebenheiten des sozialen Triebes. Er erfaßt die praktisch vitalen Bedürfnisse in den Beziehungen der Menschen, deren Zahl so groß geworden ist, daß sie die unumgänglichen Erfordernisse ihres Lebens nur durch wechselseitiges Geben und Nehmen nach dem Prinzip der Arbeitsteilung und der Machtgliederung befriedigen können. Die Ord-

nung dieser mannigfaltigen Verhältnisse entsteht nicht durch einen Akt berechnenden Verstandes, sondern durch diejenige schöpferische Kraft, die alle Vermögen des Menschen im sozialen Trieb sammelt. Diese drängt, sobald einmal die Materie gegeben ist, notwendig auf den Staat hin, weil dessen Urform dem Sozialtrieb eingeboren ist. So gehört der Staat zu den ursprünglichen, nicht erst aus der Existenz anderer hergeleiteten sozialen Gebilden und ist eine unumgängliche Gestaltungsform des sozialen Triebes. Aber diese Notwendigkeit des Formschemas wird niemals zu einer Notwendigkeit der es erfüllenden Inhalte, weil eine absolut gültige Ordnung des Lebens im Leben selbst, auf der Ebene der Wirklichkeit nicht möglich ist. Denn jede Gestaltung des Lebens muß dieses begrenzen und beschränken; sie wird daher von den wirkenden Energien immer wieder als unzureichend zersprengt werden. Andererseits muß die einmal bestehende Ordnungsform, wenn anders sie praktisch werden soll, fixierte und nachahmbare Gestalt annehmen, so daß sie den schöpferischen Trieb, durch den sie entstanden ist, in einen mechanischen Prozeß verwandelt und damit abtötet. So ist der Staat als Leben weniger Leben als die Wirklichkeit, die es umfassen soll, und als Form weniger Gesetz, als der schöpferische Trieb sonst herauszubilden vermag. Er ist ein Mittleres zwischen dem rein naturhaften Leben und der Welt des Sollens, an denen beiden er sich orientieren muß. Nur so kann er Leben sein, ohne Materie zu bleiben, und zugleich ein Gesetz darstellen, ohne das Leben zu vergewaltigen. Diese höchste Stufe seiner Ordnungsform ist erreicht, wenn er einerseits die menschlichen Beziehungen der Willkür des Einzelnen entzieht und unter ein Recht stellt, das nicht aus Macht sondern aus Sittlichkeit hervorgeht, andererseits das in seinem Staatskörper

vereinigte Volk in eine einheitliche Gesamtkultur zu verwurzeln hilft. Dies ist nur möglich, wenn die schöpferische Kraft des Einzelnen in Werte umgesetzt wird, die den Gliedern zugänglich sind in dem Maße, als die kulturelle Höchstleistung es erfordert.

Durch die Kraft des schöpferischen Menschen entsteht also der Staat, wird er zusammengehalten und seinem übermateriellen Sinn zugeführt. Sie reicht – selbst als sozial gebundene – über die Formung des Staates hinaus. Ihre reinste Erscheinungsform gestaltet *das* Genie, welches dem Rätsel der Welt eine so notwendige Deutung gibt, daß aus ihr den Menschen Erlösung von allen Schranken ihrer Endlichkeit und Zufälligkeit zufließt. Das ist neben dem Philosophen vor allem der Künstler, der – in einer ewigen Bewegung zwischen Materie und Gesetz, aus Stoff und Idee gleichzeitig zusammengesetzt – die Aufgabe erfüllt, diese beiden in ein notwendiges und gesetzmäßiges Werk zu vereinen. Der Weg dieses dämonischen Wesens verläuft nun so, daß es zunächst die Gesamtidee seines Lebens konzipiert, d. h. das Ziel, die Art, den Umfang seiner Auseinandersetzung mit der Welt in der Vorstellung bestimmt und sich erst dann zur Verwirklichung derselben in die Welt der Dinge wendet, sie also nach der Vorbestimmung durch jene anschaut und behandelt. Nur aufgrund dieser Welt- und Selbstbestimmung ist der Mensch Künstler, und zwar ein um so größerer, als die Selbstbestimmung das Weltgesetz ist, dieses in ihr Erfüllung wird. Darum ist der Beruf des Künstlers nicht zufällig mit seinem Wesen verbunden; er ist als der aus der höchsten Notwendigkeit: der des freien Willens gesetzte Selbstzweck auch der höchste Wirkungszweck, weil niemand ihm eine Leistung abfordern kann, die mehr als das Ganze seines Wesens umfaßt. Der Künstler kann also zur

Welt der Tatsachen niemals hinauf, immer nur hinabsteigen. Auf der Ebene der Realität gilt der Gegenstand als Dasein und ihn zu haben als Wert; in der Gegebenheit der Dinge, in ihren Beziehungen, in dem blendenden Glanz des Besitzes spielt sich das Leben ab. Auf der Ebene des Sollens ist diese ganze Welt in ihrem Sein und in ihrem Wert in Zweifel gezogen, von ihrem Schein fort in ihre Wurzeln zurückgeführt und in dem Tiefpunkt ihrer Wesenheit mit der Freiheit des Menschen in Einklang gebracht. Als Besitz gilt dem, dem die Wirklichkeit keine Befriedigung mehr gewährt, allein das Streben nach Verwirklichung der erlebten Totalität, der Grad der schöpferischen Kraft. Dieser Unterschied ist so groß, daß jede in der Welt des Sollens herausgebildete Gestalt ihre ursprüngliche Reinheit verliert, sobald sie in die Welt der daseienden Dinge hinübertritt. Aus dem freien Willen zum sittlichen Gesetz wird Pflicht zum Gehorsam, der zwischen Nützlichkeit und Zwang haltlos taumelt; aus der die Abgründe des Lebens überspannenden Kunst wird entbehrliche Dekoration und annehmlische Unterhaltung; aus der Philosophie praktische Weisheit, Wissenschaft und Technik; aus dem »Schaffen« ein »Geschäft« in dem Sinne des Meister Eckhard: »Ein Geschäft betreibt man von außen, aber ein Schaffen ist nur da, wo man, von der Vernunft beschieden, sich betätigt von innen her. Und nur das sind die Leute, die mitten unter den Dingen stehen und doch nicht in sie aufgehen. Sie stehen dicht dabei und halten es doch nicht anders, als ob sie dort oben stünden, am äußersten Himmelskreis, der Ewigkeit ganz nahe. Denn alles Endliche ist nur ein Mittel.« Es handelt sich hier nicht um einen teilweisen, sondern um einen vollständigen Gegensatz: dem zwischen produktivem und unproduktivem Leben, der sich mit dem zwischen organi-

scher und anorganischer Natur vergleichen läßt. Wiewohl sich die ganze organische Welt durch Vermittlung der Pflanze von der anorganischen nährt, so scheint mir doch ein zugleich organisch-anorganisches Gebilde in der Natur ein Unding. Und ebenso in der geistigen Ordnung ein Mensch, der sich durch die Welt der realen Begebenheiten bestimmen oder modeln läßt und zugleich das Dasein durch eine geistige Schöpfung bestimmen und erlösen will, wiewohl auch hier die Welt des Geistes sich immer von der Wirklichkeit nähren muß.

Diese Kluft zwischen den beiden Welten schließt ein beliebiges Austauschen wie ein völliges Verschmelzen notwendig aus, weil man weder den Durchschnittsmenschen zum Schöpfer, noch den Schöpfer zum Durchschnittsmenschen machen kann. Welche der beiden Mächte soll nun den Ort der sozialen Tätigkeit des Künstlers bestimmen: die unfruchtbare und empfangende oder die gebärende und spendende? Die Festsetzung des Staates muß immer unpersönlich sein und ohne jede Rücksicht auf die Selbstbestimmung des Künstlers, dessen Tätigkeit über das naturgebundene Dasein des Staates hinausreicht, diesem so unfaßbar ist, daß er die schöpferische Kraft besinnungslos vernichtet. Das kann selbst im Augenblick der höchsten Not des Staates nicht gleichgültig sein. Denn es verrückt seine Stellung im Ganzen der Wertordnung der Welt, da seine Menschheitsfunktion zugleich mit ihren Trägern vernichtet würde, und erniedrigt ihn zu einem rein auf seine physische Existenz bedachten, materiellen und egoistischen Machtwesen. Dies, nicht mehr eine überindividuelle Autorität, sondern eine unpersönliche Schande, entspräche der Würde des Menschen so wenig, daß gerade die Besten der Nation, deren Wille auf gesetzmäßige Notwendigkeit geht, ihm zu entfliehen suchen müßten.

So würde der Staat, der dem schöpferischen Menschen den Ort seiner sozialen Tätigkeit anzuweisen sich anmaßte, seiner formenden Kraft beraubt, sehr bald eine gottlose, unschöpferische und unmoralische Anstalt werden.

Werden Sie mir entgegenhalten, daß sich in der sozialen und metaphysischen Zielsetzung zwei Prinzipien gegenüberstehen, die sich von der metaphysischen Seite her ebensowenig versöhnen lassen wie von der sozialen? Denn mit der wachsenden Macht des sozialen Ganzen, dem der Mensch eingegliedert ist, nehme die Kraft des Transzendenten ab, die Gemeinschaftsfähigkeit hingegen werde um so lockerer, je mächtiger das Absolute das Einzelne aufsaugt? Dieser Konflikt ist nur scheinbar. Denn das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Staat ist normativ bestimmt durch das Verhältnis der Intensität der schöpferischen Kraft des Einzelnen zu der Intensität der kulturschaffenden Kraft des Staates. Je größer die erste und je geringer die zweite, um so mittelbarer und geistiger ist diese Pflicht.

So wird also der Künstler den Ort seiner sozialen Tätigkeit, seine Staatsbürgerpflichten selbst bestimmen oder vielmehr aus seinem Beruf mit Notwendigkeit folgern müssen. Sie bestehen darin, daß er seinem Werk selbst die notwendige soziale Gestalt gibt, indem er seine Idee vollständig zur Erscheinung bringt; daß er durch die größere Reinheit seines Schaffens die Grundlage für eine Kultur bereitet, die den Staat über die nackte Notdurft hinaushebt und ihm eine Einheit gibt, die alle Bürger mit einem über die materiellen Interessen erhabenen und darum unzerreißbaren Band zusammenfaßt. Und wie er den Staat in sich zusammenhält, so auch die Staaten untereinander, die in der von ihm geschaffenen Welt des Gei-

stes den höheren, sie alle umspannenden Staat ehren und achten müssen. Der Künstler ist in der Gemeinschaft der von Liebe und Haß geblendeten Völker das Gewissen der Menschheit, ohne das sie nichts weiter wären als eine Horde potenziertes Tiere. Bedenken Sie, mein Freund und Maler, daß Ihre Handlungsweise dem Staat eine Möglichkeit geraubt hat, Durchgangspunkt zur Menschheit zu sein, ihm die schöpferische Grundlage seiner Kultur und seines Rechtes entzog zu einer Zeit, wo er zu seiner physischen Selbsterhaltung die vollendete Anarchie organisieren mußte, so werden Sie empfinden, daß Sie ihm seinen Untergang bereitet haben. Denn nur *das Volk* wird wahrhaft gesiegt haben – ganz ungeachtet der Entscheidung auf dem Schlachtfeld –, das sich die nötige Zahl leitender schöpferischer Energien erhalten hat, so daß Schillers Wort: »... daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische seinen Weg nehmen muß«, seine weittragende Bedeutung auch hier bewahrt.

Leben Sie – oder muß ich sagen: sterben Sie wohl! Ich will Sie nicht fragen, mit welchen Empfindungen Sie auf diesem patriotischen Todeswege als Krieger an den Stätten stehen werden, aus denen Sie einst als Künstler die beste Nahrung für Ihr Wesen gezogen haben, mit welchen Gefühlen Sie die Granaten Laon, Reims, Chartres werden zusammenschütten sehen. Nur um dieses Eine bitte ich Sie bei unserer alten Gemeinschaft zum Abschied: Reichen Sie dem ersten Neger, der Ihnen in der Schlacht begegnet, die Hand und sagen Sie Bruder zu ihm – wenn Sie es vermögen ohne Scham und ohne Furcht, daß er Sie zurückstößt in dem berechtigten Glauben, der Träger einer höheren Kultur zu sein als dieses christliche Europa des 20. Jahrhunderts, als diese »große Zeit«. Dann wer-

den Sie wissen, wer von uns beiden die unverzeihliche Sünde gegen den heiligen Geist begangen hat.

1. X. 15

Wachdienstübungen im Wiesetal.

Abends begegnete mir G., der in solchem Sinnen war, daß ich ihn anrufen mußte. Er erzählte mir, halb wie ein Ertappter, halb mit zynischer Eitelkeit, die »verrückteste Geschichte seines Lebens«. Er sei von der Gattin eines Offiziers verführt und dann von ihrer Eifersucht geplagt worden. Diese ging so weit, daß sie sich erschießen wollte, als sie ihn mit einer Kellnerin getroffen. Am andern Mittag habe ihm ein Kamerad, den er ins Haus eingeführt, dieselbe Potiphargeschichte von sich erzählt, und nun sei er Zuschauer, wie diesem seinem Nachfolger der Ersatzmann präpariert werde.

»Das ist doch eine Meisterin, die auffliegen zu lassen sich lohnt. Meine Intrige ist ersonnen, ich werde dem Manne die Augen öffnen, aber so, daß die gnädige Frau gezwungen ist, mich aus dem Spiel zu lassen. Ich habe keine Lust, mich mit ihm zu schießen, er sagt auf den Millimeter genau, wo er hintreffen wird. Indessen habe ich mich bei der Abwehr Süd gemeldet, um als Spion in die Schweiz geschickt zu werden. Sobald das Weib auf der Straße sitzt, ist meine Kriegsaufgabe hier in L. beendet. Von drüben werde ich dem G.K. erfundene Berichte schicken und in Ruhe meinen Roman arbeiten.«

»Nennen Sie ihn ›Casanovas letzte Brücke‹.«

Er lachte und wir trennten uns.

Ausmarsch. Entfernungsschätzen. Wachdienstübungen.

Abends holte mich J. zu einem Spaziergang ab. Er war sehr gedrückt, weil er für morgen früh zu einer ärztlichen Untersuchung ins Revier geladen ist, er allein, was eine sichtliche und kontrollierbare Ausnahme sei. Er vermutet in ihr den Vorwand, ihn aus L. herauszubringen.

Wir sprachen von der heute unbegrenzten Macht des Staates und waren, solange wir uns in Negationen bewegten, so einig, daß ich nicht mehr weiß, welche Grenzsetzungen von ihm, welche von mir stammen. Sobald ich aber positiv wurde, zerbrach die Einheitlichkeit der Anschauungen an seinem nicht zu entwurzelnden Skeptizismus. Ich sagte:

Erstens: die *Schule* aus den Klauen des Staates, damit die Jugend zu einem andern Gott beten lernt, als dem Moloch Macht.

Zweitens: das *Recht* aus den Klauen des Staates, damit sich nicht mehr Gewalt und Gier damit maskieren können.

Drittens: *Freiheit* von der Tyrannis des nationalen Machtstaates, Entsouveränisierung des Staates, damit der Sozialtrieb eine überstaatliche Völkergemeinschaft formen kann.

Er nannte meine Thesen »schwärmende Phantasien eines phantastischen Schwärmers.«

»Sehen Sie denn nicht, daß dieser banale Skeptizismus den einzig erlösenden Schaffensakt selbst aufhebt und alles Gemeinschaftsleben unsinnig, ja, unmöglich macht.«

»Aber, wenn der Natur der Wurf, der ihr in Ihnen gelungen sein mag, nur ausnahmsweise glückt? Wie wollen Sie dann von allen anderen Menschen, die gar nicht zu

schöpferischer Freiheit geboren sind, fordern, daß sie nach ihr trachten? Und woher nehmen Sie das Recht zu dem Glauben, daß die Harmonie, die Sie für sich geschaffen haben, auch den andern Menschen eine solche sein könne oder gar müsse?«

Er schwieg eine Weile, dann sagte er:

»Da ich nicht weiß, ob ich es morgen noch kann, will ich Ihnen das Letzte sagen, was ich über das Leben gedacht habe:

Die Grundaufgabe des Menschen ist, sich vom Leben zu erlösen, ohne es zu verlieren.

Der eine Weg hierzu – sagen die Weisen – sei die Hingabe an ein überindividuelles Ganzes, an das soziale oder kosmische All. Sie übersehen, daß wir uns wohl aufgeben aber nicht befreien; wir werden unserer ledig, aber nicht vom Leben erlöst. Man hat viel Trost darin gefunden, daß zwar der Einzelne stirbt, das Leben als solches aber ewig lebt. Ist das nicht gerade der Fluch? Daß wir, die wir allein so zwingend die Pflicht fühlen, das Leben in uns zu erlösen, sterben müssen, während das Leben ungenesen weiter kreist? Ist das nicht gerade die aufpeitschende Tatsache des Lebens?

Der andere Weg – sagen die Weisen – sei die Erlösung durch die schöpferische Tat, welche den freien Willen in uns und die tiefste Notwendigkeit außer uns, das Einzelne und das All zusammenbindet in eine notwendige Gestalt, die mit ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit zwischen Himmel und Erde steht. Aber sie vergessen, daß diese selbsttätige Erlösung nur im Schaffensakt selber liegt, nicht in seinem Ergebnis, also nur für den schöpferischen Menschen selbst gilt und für diesen nur, solange er schafft. Außerhalb der produktiven Tätigkeit ist auch für ihn nichts als Verzweiflung.

Der dritte Weg – sagen die Weisen – sei der Tod. Sie vergessen, daß er nicht erlösen, sondern nur die Sehnsucht und Pflicht zur Erlösung beenden kann. So der natürliche, noch vielmehr der gewaltsame Tod. Eine Ausnahme macht allein der Selbstmord, wenn er die freigeschaffene Beendigung eines Lebens ist, das seine Erlösungspflicht nicht mehr erfüllen kann.«

3. X. 15

Heute früh, in der Exerzierpause, lief plötzlich das Gerücht um, ein Landsturmmann hätte sich erschossen. Meine Vermutung auf J. bestätigte sich. Da ich bei meinen Nachfragen den Eindruck gewann, daß man hier die Wahrheit absichtlich verheimlichte, bat ich Leutnant R., mit seinem ganzen Einfluß nach den Veranlassungen zu forschen. Er berichtete mir dann am Abend, daß J. mit Beziehung auf eine frühere Untersuchung den Stabsarzt einen Esel genannt haben soll, welche Äußerung diesem vor einigen Tagen durch Dr. . . . hinterbracht wurde. Daraufhin habe der Arzt J. mit Zustimmung der übrigen Vorgesetzten ins Revier laden lassen, ihn kriegsverwendungsfähig geschrieben und seine sofortige Versetzung in ein Ersatzbataillon beantragt. So hat man diesen Menschen aus dem Wege geräumt!

4. X. 15

Ich war abends so früh wie möglich ins Wiesetal hinausgegangen, um meinen durch den Dienst bis zur Unerträglichkeit zusammengepreßten Schmerz endlich auszutoben. Aber bald begegnete mir ein fremder Landsturmmann, der mich wider meinen Willen in ein Gespräch verwickelte.

»Dieser Krieg ist ein Gottesgericht und die sichtbare Erfüllung dessen, was die Bibel verheißen hat: daß die Staaten sich zerfleischen und die Welt in ihren Grundfesten durch Krieg, Pest und Hungersnot erschüttert würde, damit das wahre Reich des Messias, der jüdische Staat, in dem Christus regieren wird, aufgerichtet werden kann. Das hat die Bibel verheißen und die Bibel ist das untrügerische Wort Gottes«.

Darauf ging dieser sonderbare Schwärmer weiter. Wie leicht hat er es doch, in diesem Chaos an einen Sinn zu glauben, da er ihn nicht zu schaffen braucht. Die am Sinnlichen kleben und die im Übersinnlichen schweben – sie beide haben ihre Erlösung; aber der schöpferische Geist schießt sich aus Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf. Welch eine Welt.

In diesen Gedanken stapfte ein mir unbekannter Arbeiter hinein:

»Kennst Du den Landsturmmann, der eben fortging? Das ist die Ordonnanz von der Spitzelzentrale, die uns Kriegsarbeiter kontrolliert.«

»Man bespitzelt Euch?«

»Ja, seit einem Monat wissen wir von der Zentrale. Jedem Denunzianten wird die Befreiung vom Kriegsdienst versprochen, jeder Denunzierte wird in ein Ersatzbataillon geschickt.«

»Um wieviel hat sich Eure Arbeit seitdem verringert?«

Meine Frage machte ihn sprachlos und nach einer längeren Überlegung:

»Verdammich Gott, Du hast mir ein Licht gesteckt!«

»Na, dann paß auf, daß der Spitzel es nicht ausbläst.«

Er schaute sich verlegen, verängstigt nach allen Seiten um und sagte dann halblaut:

»Meine Frau war in der Schweiz – mit dem kleinen

Grenzpaß, Du weißt. Da wurde ihr erzählt, in Bern oder Zürich sei ein Russe, der wolle das Proletariat zur Revolution aufrufen, den Krieg beenden, den Kapitalismus erledigen und die klassenlose Gesellschaft, den Zukunftsstaat aufrichten. Glaubst Du das?«

»Wenn Du mitkämpfst.«

Da erlosch ein Feuer in seinen Augen:

»Ja, wenn ich nicht Frau und Kinder hätte.«

5. X. 15

Exerzieren.

Am Nachmittag läuteten wieder die Siegesglocken – herzerreißend. Fahnen und Menschen lachten und freuten sich.

Ich ging bitter durch den fröhlichen Leuteknäuel, als mir plötzlich – im dichtesten Gedränge – Jesus Christus begegnete, in einem härenen Gewand, wie Johannes, als sei er ein Rufer für einen neuen Erlöser. Ich fragte ihn, warum er wandere wie Ahasver.

»Weil diese Glocken in meinem Namen über Haß, Krieg und gemordete Brüder jubeln! Weil man mich endgültig aus dem Heiligtum der Seele getrieben hat mit Worten und Taten! Weil meine Erlösungstat gestorben ist. Christ ist tot!

6. X. 15

Einpacken. Morgen wird das Depot aufgelöst.

Als ich am Nachmittag durch die Straßen schlenderte, sah ich plötzlich ein Mädchen mir entgegenkommen, dessen ganz in sich selbst ruhender, volltönender Gang mir als die natürliche Erfüllung aller meiner geistigen Seh-

süchte erschien. Schon von weitem sahen wir uns fest in die Augen, und als wir uns begegneten, wandte ich mich kurz um und schritt neben ihr her. Ich konnte kein Wort sprechen, so ganz ging ich darin auf, diesen Körper als die heilige Form des in mir wirbelnden Chaos aufzufassen. Ich weiß nicht, mit welchen Organen der Haut ich es tat, aber ich fühlte, wie sich in meinem verkümmerten Gehirn immer deutlicher ein plastisches Urbild der Form aufbaute: lebendig atmend, sinnlich warm und von ewigen Proportionen. Einige Minuten hatten mich das schöpferische Ziel nicht nur schauen lassen, nein, so in mein Fleisch getrieben, daß ich nun diesen Körper als das Maß für die sinnliche Schöne des Geschaffenen in mir trage.

Vor dem Quartier blieb das fremde Mädchen stehen und reichte mir seine Hand. Dann trennten wir uns.

»Man« sagte mir, ich hätte die Dirne Ruth gesprochen.

7. X. 15

»... Unser Depot ist aufgelöst. Die letzten Tage waren von einer fast unerträglichen inneren und äußeren Bewegtheit. Der Augenblick des entscheidenden Entschlusses schien nahe. J. hatte einige Notizen für mich hinterlassen – Grund genug, um mich in ein Ersatzbataillon, d. h. an die Front zu schicken. Ich hatte den hartnäckigen Kampf von Leutnant R. um mein Verbleiben in L. wortlos und fatalistisch mitangesehen. In dieser Situation trafen Deine Worte ein, Du könntest in meinen Worten, die hochmütig die Allmacht des Geistes beweisen wollen, nur dessen völlige Ohnmacht sehen. Vielleicht hast Du recht; dann wird dieser Geist mit dieser Macht zusammen untergehen und es wird nichts übrig bleiben. Vielleicht... Aber solange ich lebe, will ich ehrlich kämpfen, was auch im-

mer das Ende sein mag. Ich überschätze meine Arbeit nicht, weder ihre Wirkungskraft noch ihren Eigenwert. Ich weiß, außer uns ist keine Wahrheit, in uns ist sie auch nicht, aber durch uns können wir vielleicht zu ihr hinkommen. Ich weiß, alles Gefundene ist Irrtum, sonst würde ich nicht suchen müssen, und wird es weiter bleiben, auch wenn *ich* einmal glauben werde, gefunden zu haben. Aber selbst, wenn ich mir sage, daß mein Werk, mag es noch so rein gedacht und empfunden sein, die Menschen in teuflischen Kämpfen schütteln wird ohne sie zu läutern, ohne jemals Wirklichkeit unter ihnen zu gewinnen, so kann ich doch nicht aufhören zu forschen und zu gebären, weil dies mein Leben ist, wie das des Baumes, Säfte aus der Erde durch den Stamm zu jagen, um genießbare Früchte zu treiben. Ich werde meinen Weg des ›Unbekannten Gottes‹ gehen und sein Gebot mit allen notwendigen Mitteln verwirklichen. Wenn sich mein Schicksal vollendet, mag die heilige Veronika fehlen, wenn nur der Größere da ist, um aus dem Trümmerhaufen eine Welt aufzurichten.«

(aus einem Brief an C. L.)



Notizbücher
1914–1929

Schema der äußeren Daten meiner Entwicklung

(10. März 1915)

1905: *Erwachen des Selbstbewußtseins (durch Anca)*

1906: *Leidensjahr. Schaffen einer Beziehung zu Anca*

1907: *Nach außen gerichtet und lyrisch produktiv*

1908: *Nach innen gerichtet (Bayerischer Wald) und Beruf entscheidend*

1909/1910: *Das Selbstbewußtsein meines Daseins*

1911: *Nach außen gerichtete Aktion. (Neue Sezession. Buch-Manuskript)*

1912: *Neues Erwachen (durch Kroner) des sich zur Allgemeinheit erweiternden Selbstbewußtseins*

1913: *Leidensjahr. Verinnerlichung und Kampf im neuen Beruf. Buch*

1914: *Nach außen gerichtet, lyrisch produktiv. Komödie, Auflösung des festen Daseins beginnt.*

Arbeitsplan:

März: *Drama: Aristoteles, Naturwissenschaftliches und Notizbücher*

April: *Sprache Mystik / Plato, Staat*

Mai: *Sprache von Lessing / Gedichte Biographien und Naturgeschichtliches*

Juni: *Lyrik, Sprache*

Juli: *Epos. Goethe-Schiller Briefwechsel.*

Szenariumrepetition

August: *Kant*

September: *Lyrik Hebbel; zur Geschichte und Natur*

Oktober: *Drama Sprache; zur Geschichte und Natur*

November: *Zusammenfassendes. Zettel und Szenariumrepetition*

18. März 1914

in Bodman, am Bodensee angekommen

13. Juni 1914

...Nicht die Fähigkeit, viele Dinge zu erleben sondern die Fähigkeit, die erlebten Dinge solange in sich lebendig zu erhalten, bis sie in ihrem Grunde erfaßt sind – ist die Vorbedingung des (schöpferischen) Menschen.

5. Juli 1914

Die große Liebe hat das Vorrecht, den größten Schmerz zuzufügen.

17. Juli 1914

Dienend sich offenbaren! (Ruth in Simson)

21. Juli 1914

Die Enttäuschungen, die wir an einem Menschen erleben, sind sein wahrer Charakter. Das Übrige sind wir (oder unsere Bedürfnisse, Sehnsüchte, Illusionen).

26. Juli 1914

Erholung ist oft nur eine langweilige Art, seine Kräfte zu vergeuden.

30. Juli 1914, München

... denn auf welchem Standpunkt man auch stehen mag, solange man in der Gesellschaft lebt, hat man ihre Gesetze zu respektieren. Jedem Anarchismus gegenüber befindet sich die Gesellschaft in Lebensgefahr und hat die unbedingte Pflicht, ihn auszurotten. Man hat, wenn nicht als Einzelner, so als Staat, die Pflicht zur Selbsterhaltung. Wo dieses oberste Gesetz verletzt wird, da gibt der Staat sich selbst auf und wird die Früchte ernten. Dieses Zusammentreffen der Selbsterhaltungsnotwendigkeit mit der Verteidigung der guten Sache scheint mir der eine Grund

der Begeisterung... Masse liebt Greuel... (Brief an Heinrich)

Buße ist ein merkwürdiger Zustand zwischen Himmel und Erde.

7. August 1914

wieder in Bodman. Landschaft, die Heimat geworden ist. Ich bin fest überzeugt, daß es eine Verkettung von Umständen geben kann, in denen eine Aufopferung fürs Vaterland eine Sünde an der Menschheit ist.

Krieg.

21. August 1914

Wanderung durch die Landschaft

6. Oktober 1914

Ein Dokument deutscher Geisteskultur aus dem »großen« Jahr 1914. Aus einer Kritik von Professor Wilhelm Wätzold über mein Buch (Von Monet zu Picasso), das er nur zum geringsten Teil versteht. »Wenn es möglich ist, jedem Unteroffizier in der Felddienstordnung oder im Exerzierreglement Bücher in die Hand zu geben, die im klarsten, knappsten, reinsten Deutsch über teilweise recht verwickelte Vorgänge sprechen, sollte es Ihnen da nicht möglich sein, sich über Kunst so auszudrücken, daß wenigstens der Fachmann die Mehrzahl Ihrer Sätze versteht?« Wer wundert sich noch?

17. November 1914

Brief an Anca.

... Es ist mir ganz unmöglich, Kinder in die Welt zu setzen. Die Verantwortung würde mich erdrücken. Einmal, weil mein Pessimismus alles Entstehen von innen her haßt; Du weißt, ich habe den Frühling nie geliebt. Ich habe mich so furchtbar mit mir selbst und mit dem Leben

abquälen müssen, daß ich niemals – wenigstens für absehbare Zeiten nicht – den Vorwurf der Kinderfrage ertragen könnte, warum ich es in dieses als Elend und Not erkannte Dasein gesetzt habe. Und dann bin ich selbst erst am Anfang...

1. Dezember 1914

Aber was lohnt hier alle Reflexion, da sie doch immer wieder die gleiche Tatsache feststellt: daß der Krieg und damit seine Opfer mit der Organisationsform des menschlichen Gemeinschaftslebens aufs engste verknüpft ist und darum niemals aufhören wird, was die Phantasien auch immer sagen mögen vom ewigen Frieden. An sich weißt Du ja, daß ich – wenigstens für meine Person – den Tod durchaus nicht für ein Übel halte... und kein Gedanke ist mir so fürchterlich, wie der des ewigen Lebens oder gar der der Wiedergeburt... Wenn man wie ich in seinem Leben ein paar Mal geboren wird und stirbt (und ich glaube, daß es keinem produktiv und mit Bewußtsein lebenden Menschen anders ergeht), so hat man an diesem Stirb- und-Werde genug. Für mich wenigstens ist es ein ungeheuer beruhigender Gedanke, daß einmal wirklich alles zuende sein wird, was mit meinem Dasein zusammenhängt und daß nichts bleiben wird, als die wirklichen wertvollen Leistungen.

Alles Schaffen des Künstlers ist eine Vorbereitung auf seinen Schwanengesang.

31. Januar 1915

Es ist so angenehm, eine Form des Verkehrs mit den einzelnen Menschen zu haben, daß ich mich hüte, die einmal gezogenen Grenzen zu überschreiten. Vielleicht lasse ich mich auch manchmal von der angenommenen Form knechten. Ich erwarte mit Bestimmtheit den Tag, an dem

meine Freunde ihre Enttäuschungen an mir erleben und mich als Schauspieler entlarven werden. Ob einer dann die Notwendigkeit des Scheins begreifen wird, die Unmöglichkeit zu zeigen, was man ist? Ich würde wohl vor mir selber ausrücken mögen, »wenn ich ernstlich die wirkliche Lebensrolle konsequent spielen wollte. Ich wette, kein einziger würde sie mir glauben«. (an Cilly)

11. Februar 1915, Bodenburg
Dispositionen zu Gedichtzyklen

A Liebes-Sonette

B Die Jahreszeiten

14. Februar 1915

Meine aufgeregten und nach der Aufregung sehr abge-
spannten Gedanken beschäftigen sich in den letzten Ta-
gen mit zwei persönlichen Erlebnisreihen, mit dem, was
mir augenblicklich zu einer vollen Ernährung meines Gei-
stes fehlt:

1. mit meiner momentanen Armut; und mit dem
2. was mir von Geburt aus fehlt und was ich darum auf
den Kopf stellen mußte, um bis hierher zu kommen:
mit der mir angeborenen Armut.

Im ersten Fall vermißte ich den teilnehmend freund-
schaftlichen und anregend geistigen Verkehr besonders,
im zweiten begriff ich die völlige Paradoxie meines Tuns
in bezug auf Abstammung nach Landschaft, Familie, Na-
tionalität etc.

23. Februar 1915

Meine schlechte Stimmung ist immer ein Gemisch aus
körperlichen, geistigen, seelischen Elementen, und da
mein Dasein in dieser Hinsicht über einem Abgrund
schwebt, so genügt eine schlechte Antwort, ein böser

Blick, ein kleiner Schnupfen, um meine Existenz jedesmal bis aufs letzte in Frage zu stellen. Es ist der Fluch der Heimatlosigkeit; nicht nur in dem Sinne, daß man keine eigene Stätte, keinen adäquaten Verkehr hat, sondern in dem schauerlich tiefen Sinn, daß man im Leben selbst nur zu Gast ist, gezwungen zu Gast ist, gezwungen zu bleiben, solange es dem Leben gefällt, und gezwungen, die Grausamkeit täglich und stündlich mit anzuhören, daß der Gastgeber einen in fünf Minuten oder in fünfzig Jahren hinauswerfen kann, ganz unbekümmert darum, daß man sofort gehen möchte. Ich glaube, daß die Menschen nichts weiter tun, als sich vor dieser unerträglichen Tatsache die Augen zu verbinden, jeder auf seine Weise. Nur daß ich selbst durch meine eigene Existenz immer wieder hindurchsehe, daß mir dann das Bewußtsein der Heimatlosigkeit, d. h. das Fehlen des Weibes, des Heimes etc. so schwer auf die Seele fällt, daß ich sofort jene tiefere Heimatlosigkeit fühle, jene unüberwindbare, oder für mich nur durch die Kunst, durch eigenes Schaffen überwindbare. Dann wankt aber auch jedesmal dieser Halm, und ich frage mich, ob man nicht doch dem Gastgeber Gleiches mit Gleichem heimzahlen darf und Zwang gegen Zwang setzen. Liegt hier nicht doch eine Berechtigung zum Selbstmord?
(aus einem Brief an Cilly)

10. April 1915

Es scheint mir oft, daß nur diejenigen Menschen eine innere Form haben, d. h. die Fähigkeit, ihr Leben in jedem Augenblick mit dem angemessenen Gefühl zu durchtränken, zu erwärmen, lebendig zu machen, die den Tod in sich tragen, ihm früh verfallen sind...

Bodman, 10. August 1915

Gestellungsbefehl

11. August 1915

Abreisevorbereitungen

18. September 1915

Dienstag frei wegen Yom Kippur. Morgens Spaziergang durch die Wälder zum Schloß Rötteln. Nachmittags den Hebel gekauft.

... Kampf um die Erhaltung des Selbst im Schmerz, vor allem, wenn er ihm aus der Gemeinschaft zugefügt wurde.

29. September 1915

Keiner bringt einem heute so deutlich bei, was *nicht* Kunst ist als die sozialistischen Künstler. Und da es kaum fünf echte gibt, sollte die Welt schließlich wissen, was Kunst nicht ist. Aber damit weiß sie noch lange nicht, was Kunst ist.

Was Frau L. u. R. und mich zusammentreibt, ist offenbar bei beiden das Gefühl verlorener Jugend und eines aus Mangel an Liebe verkümmerten Lebens. ...

13. Oktober 1915

Dienstlich in die Kirche kommandiert worden! Pfui Teufel über diese Verhöhnung Gottes.

7. November 1915

Immer wieder zum Selbstmord

21. Dezember 1915

Gründe zum Selbstmord.

I. Verlust irgendwelcher zufälligen Lebenswerte, ohne die das Leben nicht mehr lebenswert erscheint.

1) solche Werte, die außerhalb der eigenen Person liegen (Geld);

- 2) solche, die den Körper oder den Geist der Person betreffen;
 - 3) solche, die seine Beziehung zur Welt betreffen.
- II. Einsicht in das Getriebe der Welt, d. h. in das Verhältnis des Einzelnen zum Absoluten, eine daraus entspringende pessimistische Weltanschauung.
- III. Verlust der Menschenwürde des individuell begrenzten Menschen. Nur dieser letzte Fall, den die Philosophen nicht kennen, ist ein berechtigter Grund.

Es fragt sich 1) warum kennen die Philosophen nur zwei Gründe zum Selbstmord,
 2) Warum enthält II keinen berechtigten Grund zum Selbstmord.

22. Dezember 1915

... Wenn ich meine Tragödie in allen vier Teilen und meinen Staatsdialog fertig habe, dann will ich sagen, daß ich glücklich war und wunschlos abtreten.

19. Januar 1916

Es ist eine interessante Frage, auf welchem Standpunkt der Entwicklung des Lebens Fähigkeit und Kraft zum Selbstmord anfangen. Offenbar erst da, wo auch das Reich des Ethischen beginnt. Ist es nicht eine tiefe Ironie der Moral, daß sie dieser mit dem Ethos zusammen erwachsenden Kraft die Betätigung verbietet.

(Brief an Anca)

24. Januar 1916

Wieder zum Selbstmord

1. Februar 1916

Wenn es sich einwandfrei zeigen ließe, daß der Tod organisch aus unserem eigenen Körper herauswächst, so wäre

der Selbstmord natürlich vollkommen gerechtfertigt, wenn er aus der gesamten menschlichen Konstitution organisch herauswüchse, das Ergebnis des physisch-psychischen Gesamtorganismus wäre. Da deckt sich dann das natürlich und schöpferisch Notwendige, Natur und Freiheit.

23. Februar 1916

Wieder zum Selbstmord

28. Februar 1916

Wieder zum Selbstmord

7. Mai 1916

Wie entsteht Eigentum?

13. Mai 1916

Aufsatz »Staat und Kunst« einem Physik-Professor nach Basel mitgegeben.

7. Juni 1916

... Das Leben scheint dann darin zu bestehen, daß man einem durch Geburt mitbekommenen Pflanz den immer nachwachsenden Tang und Unrat entnimmt.

Ich habe mir heute einmal die Preise errechnen müssen, die ich bisher dafür gezahlt habe, um mein Leben zu führen:

1. meine Kindheit
 2. den inneren und äußeren Zusammenhang mit den Eltern, der Familie, dem ganzen sozialen Niveau
 3. Reichtum und Wohllebigkeit, zu der ich veranlagt war
 4. ein Mädchen, das ich liebte, d. h. Ehe und Kinder
- Wenn ich denke, daß jeder Schaffende den gleichen Einsatz leistet, so begreife ich nicht, wie da noch jemand den

Mut zu falschem Patriotismus oder die Feigheit vor einem ehrlichen Selbstmord haben kann.

Es ist offenbar, daß der Selbstmord nur darum von der Moral in den Bann getan wurde, weil er das soziale und staatliche Leben zu unterbinden droht.

Verbot des Selbstmords widerspricht nicht nur jedem Pessimismus, sondern auch jeder Weltanschauung, die die Willensfreiheit vertritt. Wie kam das Christentum zu diesem Verbot?

24. Juni 1916

Zur äußeren und inneren Gestaltung meines Lebens: täglich alle Notizen und Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Tages *der vorhergehenden Jahre* lesen.

Der Wert eines Werkes, z. B. Marxens, hängt nicht von dem Umfang der Wirkung ab, sonst wäre Marxens *Kapital* größer als Kants *Kritik*, weil nur jenes nicht diese einschneidende praktische Bedeutung gewonnen hat.

Die Wirklichkeit, die sich an dem Geist eines Werkes nährt, ist immer dazu da, dieses zugrunde zu richten, sei es, indem sie es nivelliert, sei es, daß sie es verzehrt und im Verbrauch ad absurdum führt.

Was hätte der Künstler tun sollen?

1. Wenn er, innerlich vor einem unüberbrückbaren Abgrund stehend, sich hineinstürzte – Selbstmord

2. Sonst arbeiten und durch seine Arbeit Zusammenhang aufrecht erhalten.

9. Juli 1916

Im Krieg offenbart sich der Lustmordinstinkt des ganzen Volkes (siehe Tagebuch). An diesem Krieg ist das Auffällige: Es ist ein Krieg durch und für das Kapital, ein Krieg, der die Mittel und Formen der Sozialdemokratie zum Sieg geführt hat. Die beiden Pole der Macht haben

sich vereinigt, um ihre Sache durchzusetzen – und nun setzt sich der Geist gackernd hinzu, um wie ein vernachlässigtes Weib nach Befruchtung zu schreien.

Zur Charakteristik eines Menschen ist es wichtig

1. ob er aus einem Zentrum lebt oder sich von den Erscheinungen bald hierhin bald dorthin treiben läßt.

2. Welcher Art das Zentrum ist: starrer Eigensinn, Charakter, Persönlichkeit. Ein in sich bewegter Kreis- punkt, der in natürlicher Erweiterung die Welt in sich aufnimmt oder ein starrer Punkt, der alles unter die Einseitigkeit seines Radius zieht.

3. Auf welcher Ebene dieses Zentrum liegt, in der äußeren, dinglichen oder innerlich-seelischen Realität, in der sozialen oder geistig normativen.

4. Mit welchem Umfang an Welt sich das Zentrum in Verbindung setzt.

5. Auf welche Art sich das Zentrum mit der Welt in Verbindung setzt;

dazu Gefühlsbetonung, Willensintensität, Geistesstärke und ihr Verhältnis zueinander; Temperament.

19. August 1916

Seit der Schule habe ich keine so unmoralische Anstalt mehr erlebt wie das Militär.

12. September 1916

Zur Idee der Menschheit...

19. September 1916

... Am Sonntag bekam ich von Paul Westheim eine Einladung zur Mitarbeit an einer neuen Kunstzeitschrift: Das Kunstblatt

21. September 1916

... Welche Art von Geist hat nun das deutsche Volk in

Wirklichkeit umgesetzt? Luther? Marx? den religiösen und den sinnlichen Materialismus, seine seelischen und körperlichen Bedürfnisse, nicht die soziale Gesamtheit.

4. Oktober 1916

... an Anca. ... Aber Du willst heute genau das Gegenteil: Dein Leben, Ehe, Familie. Das kann ich nicht.

17. Oktober 1916

Gestern abend habe ich einen Kameraden (Jung) von der Postüberwachungsstelle kennengelernt, der Erkenntnistheorie studiert, also Fachgenosse ist. Wir haben einige Stunden geplaudert, d. h. sehr bewegt über den Tiefstand deutschen Geistesniveaus, über die Folgen des Krieges etc. geklagt.

28. November 1916

Gestern war ich zum zweiten Mal bei Jung... Nach 15 Monaten wieder einmal ein Mensch! Ich bin versucht zu sagen, welch ein Wunder!

28. November 1916

Die Grenzen des Menschen

- A. Die Grenzen des gegenwärtigen Menschen
 - 1. Die Beschränkung zum sozial-staatlichen Menschen
 - 2. Das Versagen des geistigen Menschen und aller metaphysischen Institutionen
 - 3. Wir können nur noch zu uns selbst emporblicken
- B. Die Grenze des europäischen Menschen
 - 1. Die Grenzen der Produktionsfähigkeit
 - 2. Seine Erscheinungsbedürftigkeit
 - 3. Sein Hochmut
- C. Die Grenzen der Menschen überhaupt
 - I. Die Grenzen aus der Mannigfaltigkeit seines Wesens
 - 1. Die einzelnen Kräfte sind einander fremd; das vom

Intellekt Erkannte hat keinen Lebenswirklichkeit –
Kopernikus, Kant

2. Sie sind einander feindlich
 3. Jede von ihnen hat ihre Grenze in sich (Individuum und sozialer Mensch; religiöser Mensch; Intellekt und Gefühl, Raum, Zeit, Sinn)
- II. Die Grenzen aus der Einheit seines Wesens
1. Die Gefahren der Mystik
 2. Die Grenzen der Philosophie, des Kantischen Systems
 3. Werte und Grenzen der Kunst
- III. Die Grenzen der Entwicklung seines Wesens
1. Der Mensch und die Menschheit ist an den Keim gebunden
 2. Die Entwicklung des Keimes ist an das Periodengesetz gebunden
 3. Die Grenzen des bewußten Wollens und die innere Freiheit des Menschen
- IV. Die Grenzen gegen die Welt der Objekte
1. Die Unerkennbarkeit des Dinges an sich und des Ich
 2. Die Unerkennbarkeit des Totals
 3. Die Unerkennbarkeit des Sinnes und des Wertes
- D. Die inneren und äußeren Grenzen
1. Die Resignation als Voraussetzung
 2. Die inneren Grenzen zeigen den Spielraum des metaphysischen Menschen: der Unterschied zwischen inneren und äußeren Grenzen
 3. Der Fanatismus des Geistigen
- E. Der Sinn des Lebens
- a Das Schaffen als Sein der Lebensentwicklung
 - b Das Wesen der Produktion
4. Selbstmord

E. Die Überwindungsmöglichkeiten der Grenzen

1. die mystischen
2. die religiösen
3. die schöpferischen

3. Dezember 1916

... aus einem Brief an Anca, Jung etc. ... fehlt auch das weibliche Element nicht.

Kein Verkehr mit Männern kann ersetzen, was mir eine Frau gibt; die Unmittelbarkeit, das Reflexionslose ist mir Bedürfnis.

6. Dezember 1916

... Ich sollte für jeden einzelnen Menschen, mit dem ich verkehre, Aufzeichnungen über die Äußerungen seines Charakters führen, damit sich aus der Summe der Einzelheiten der Mensch voller vor mir hinstellt, Umfang und Art seines Charakters, der Verlauf unserer Beziehungen klar wird.

Januar/Februar 1917

Reflexion über die Grenzen und Bedingtheiten des Menschen als eines Wesens der Welt des Sollens und der Welt des Seins. Aus ihr erwächst das Gefühl der Heimatlosigkeit und Fremdheit auf der Erde, das durch den Selbstmordgedanken und durch die Kraft des Schaffens überwunden wird...

1. Januar 1917

Jung und Phillipp kommen, um das alte Jahr zu beschließen und das neue einzuweihen.

1. Februar 1917

Disposition zum Buch: Der Staat

17. Februar 1917

Ich lebe um zu lieben; liebe, um arbeiten zu können und arbeite um meiner Seele Heil und Erlösung.

März 1917

Entschluß zu desertieren

April 1917

Aufsatz über »Das moderne Museum«

30. Mai 1917

Die Tragödie ist sozial
nicht das traurige Drama
die Komödie ist sozial
nicht das Lustspiel.
Das Notwendige ist immer sozial
das Zufälle niemals
Die objektive Erfahrung ist sozial
nicht das Paradoxon.
Alles Ewige ist sozial.
(Zu: Das Soziale der Kunst)

17. Juni 1917, mittags 1¼ Uhr, Zürich.

Am 14. Juni bin ich desertiert. Ich begab mich über Posten 3 nach Wasterkingen, von dort über Eglisen nach Zürich, wo ich abends ankam. Am 16. abends habe ich ein geeignetes Zimmer auf dem Froberg oberhalb Stafa am oberen Zürichsee gefunden.

Das Soziale in der Kunst ist nicht etwas, das zum schöpferischen Akt hinzukommt, sondern das ihm immanent ist.

Dann Brief an Hauptmann Bender.

21. September 1917

Disposition zum Jüdischen Freistaat

1. Ablehnung aus dem Zionismus

a) als Nationalstaat

b) als Spielball der Nationen

Idee: Nicht Macht, sondern Geistesstaat.

Unbedingtes und unbegrenztes Asylrecht für geistig Produzierende

2. Die Notwendigkeit eines solchen Freistaates
 - a) die Wiederherstellung der Ordnung aus der jetzigen Anarchie wird einen Kampf des Geistes mit der Macht notwendig machen, wo der Geist völlig heimatlos und der Macht überantwortet ist.
 - b) Eine solche Freistätte existiert nur annähernd in der Schweiz, wo das Asylrecht abhängig ist von Verträgen; der materielle Mensch Vorrechte vor dem geistigen hat; die Lage der Schweiz verleitet den geistig produktiven Menschen zu aktiver Tätigkeit und zieht somit die Schweiz in politische Schwierigkeiten. Das Asylrecht der Schweiz ist nicht ausreichend für den geistigen Menschen.
 - c) Warum ein jüdischer Freistaat zu fordern ist;
 - d) weil er der einzige erst zu konstituierende Staat ist;
 - e) weil die geistige Forderung im Sinne eines Volkes ist, das der Welt das alte und das neue Testament geschenkt hat, das die religiöse Mutter Europas ist.
3. Die Aufgabe des jüdischen Freistaates ist die Bildung eines Geistesstaates
 - a) durch die Erziehung der Jugend. Schule aus den Händen des Staates;
 - b) das Zentrum internationalen Verkehrs für die studierende Jugend, für den persönlichen Austausch von Gedanken; Zeitschriften; Gastrecht für freie Wirkung aller Erzieher der Menschheit; Asylrecht für alle produktiven Menschen.
4. Die Schwierigkeiten dieses Freistaates
 - a) Bildungssnobismus statt produktiver Menschen; Abhilfe durch hohe Steuern

- b) Die Machtstaaten werden den Geistesstaat aufzuheben versuchen. Dagegen steht die entfernte Lage von Europa und daß der geistige Mensch jeden Landes sich zu ihm bekennt.

26. Januar 1918

Zum jüdischen Freistaat

A Die Notwendigkeit des jüdischen Freistaates

B Die Idee des jüdischen Volkes:

1. der *eine* Gott (Das Absolute)
2. Die Unerreichbarkeit Gottes
3. Das Gesetz

C Die Vorbereitungen des jüdischen Staates:

1. Bejahung des Judentums und Auseinandersetzung mit ihm
- 2) die jüdische Bibliothek des Exils
- 3) Zentralstelle zur Sammlung und Propagierung

Ich will die eigentümliche Form des jüdischen Geistes in mir zur Reife bringen, aber ich glaube fast, daß ich das nicht unmittelbar kann und es zuerst nötig sein wird, daß ich mich von dem europäischen Geist durch den indischen befreien lasse.

Arbeit an Platons Phaidon

5. Juli 1920

...daß ich aus pekuniären Gründen in absehbarer Zeit nach Deutschland zurück müßte. Grauen und Ekel würgen mich bei diesem Gedanken, dessen Wirklichkeit das Ende meiner Gesundheit und Arbeit bedeutet.

8. Juli 1920

Doch hatte ich immer nur wenig Sinn für die sozialorganisierte Wirklichkeit...

22. Juli 1920

... Es ist mir klar geworden, daß ich kein Erzieher, sondern nur ein Erwecker bin.

30. Juli 1920

... und hatte am Bodensee die innigste Gemeinschaft gefunden, bis sie mir entwunden wurde...

... daß ich auf dem Wege zu den Menschen bin, für die ich früher kein Organ hatte...

Und noch früher war ich auf dem Wege zu mir selbst, zu meiner geistigen Idee, die mir in Ancas vollkommener Jugendschönheit ahnend aufstieg und in Poussin klar bewußt wurde. Und auch hier sah ich deutlich, daß die Zukunft der Weg zur Gesellschaft, zum sozialen Leben sein muß, das mir heute so fremd ist, daß ich nur Konflikte mit ihm kenne.

13. September 1920

Einen neuen Menschen, eine neue Gesellschaftsordnung gilt es aufzubauen – eine Aufgabe, wohl wert, mit allen Kräften und restlos bejaht zu werden.

15. Oktober 1920

... Von diesem Standpunkt aus gewinne ich seit einiger Zeit Freude an verwegenen technischen Erfindungen. Von ihm aus wird sich eine neue Weltanschauung entfalten müssen.

24. November 1920, in Berlin

... Meine ersten Eindrücke in Deutschland waren besser als meine Erwartungen...

Die Deutschen sind nicht schlecht, aber dumm, sträflich dumm, und ob je jemand mit dieser Dummheit fertig werden wird, ... und ein Königreich für eine Idee diesen Menschen hilft? Aber es scheint, wir sind für einen Glau-

ben an sozial-wirksame Ideen zu altklug und zu skeptisch, für ihre Produktion zu einsiedlerisch und mechanisch geworden.

9. Dezember 1920, in Breslau

...daß der Selbständigkeitswille des Weibes eine seelische Hysterie, und das Magdtum sein natürliches Genie ist. ...

25. Dezember 1920

Auf der einen Seite fühle ich alles Vergangene wie eine schwere Last, auf der andern glaube ich doch zu einem ganz einfachen, unproblematischen, einfältigen Leben reif geworden zu sein. Das ist vielleicht der einzige (aber große) Gewinn in diesem Jahr voller Zerstörungen.

18. Januar 1921

Ruth. – Iلس Briefe und der Zustrom ihrer Kraft. [Emma Raphael: Das kann nicht Ilse Hirschfeld sein.]

26. Januar 1921

Die einen arbeiten, um sich am Leben zu erhalten, die andern um das Leben zu erhalten. Diese sind wie eine natürliche Energie, der das Wirkungsgesetz vorgeschrieben ist und die darum keinen eigenen Willen kennt...

8. Februar 1921

...Nein, ich kenne so wenig eine fixe Theorie wie eine fertige Moral, sondern bei mir wackelt immer das ganze Gebäude bis ins Fundament...

11. April 1921

Man muß unterscheiden zwischen Menschen, die reagieren und Menschen, die assimilieren, zwischen Menschen, die orientiert sind am Absoluten und solchen, die nicht daran orientiert sind.

14. Mai 1921

... Ich denke dann oft über den Weg nach, den mein Leben genommen hat, über das Gesetz, unter dem es steht und das mir hilft, den Ort zu bestimmen, an dem ich mich jetzt befinde... schwere Krisis überwunden, in der es mir gelungen ist, die Haut einer ganzen Lebensepoche abzustreifen und die Ruhe zu gewinnen, um eine neue Haut sich organisch bilden zu lassen.

24. Juni 1921

... Alle seelischen Krisen und gewitterhaften Zusammenstöße sind also offenbar gestörte Harmonie. Aber es fragt sich, ob nicht mit der Tatsache, daß wir eines anderen zum Leben bedürfen, die Disharmonie in ihrem Keim notwendig gesetzt ist. Denn in dem Augenblick, wo wir unserer Schwäche bewußt werden, und der Ekel über uns selbst zu einer moralischen Einkehr und Erkenntnis zwingt, hat eine natürliche Kraft, die außerhalb unseres Willens liegt, die Lösung und Reinigung schon vollzogen, so daß wir bei aller Aufrichtigkeit die Lüge in uns gerinnen sehen. Es gelingt uns nicht, der Schwäche ganz habhaft zu werden und sie aus diesem Verschlungensein zu lösen. So sehr wir die Ursache in uns selbst suchen, wir finden doch auch immer eine Ursache in dem Andern. Wir werden in diesem Kampf um die Wahrheit und Selbstverantwortung von der unablösbaren Lüge und der Schuldabschiebung überwältigt, und indem wir glauben, gereinigt zum Leben zurückzukehren, tragen wir neue Unreinheit ins Leben hinaus, und furchtbarerweise gerade zu denen, die wir am meisten lieben.

5. Juli 1921

... Zunächst habe ich die Erfahrung gemacht, daß die gebildeten Kapitalisten ihren Grundsatz, dem Arbeiter

nicht mehr Lohn zu geben, als er zur notdürftigsten Fristung seines Lebens eben gebraucht, auf den geistigen Arbeiter ebenfalls mit der größten Selbstverständlichkeit anwenden. Ich hatte eine solche Wut, daß ich zu ohnmächtig war; den ganzen Bettel dem Pack vor die Presse zu werfen... Es ist so schwer, zwischen Verachtung und Liebe die rechte Mitte zu finden, und das Elementare meines Wesens hat noch immer kein Maß. Ich finde das insofern schön, als es damit noch immer keinen Inhalt und keine Vorurteile hat, aber es ist furchtbar, als Erwachsener immer wieder wie ein Kind geohrfeigt zu werden.

18. Juli 1921

Unsere eigentümliche Stärke und unser Wert machen uns zum Verhängnis für die Andern. Wann und inwieweit sind wir für dieses Verhängnis verantwortlich?

23. Juli 1921

... Am Arbeitstisch stehe ich täglich sieben Stunden und bereite eine Kategorienlehre vor, indem ich mich augenblicklich mit Newtons Grundbegriffen und Prinzipien der Mechanik auseinandersetze...

... Ins deutsche Reich oder gar nach Europa komme ich nur noch durch Zeitungen oder in meinen Erinnerungen. Verstehe: ein an den ewigen Problemen arbeitendes Gemüt, dessen Magen nur noch für kurze Zeit Lebensmittel hat, zwischen banalen Möbeln und erhabenen Kunstwerken, zwischen dem verschwindenden Symbol des Kosmos und der klappernden Riesenmaschine, zwischen dem Blatt Papier und der Weltweite, bald Knecht seiner Arbeit, bald ganz Daseinsgefühl. Verstehe: ein Gemüt, das seine natürliche und geistige Notwendigkeit fühlt und sich doch im Sozialen nicht verwirklichen kann – als ein quälender Riß und eine quälende Lüge jeden Tag. Und trotz

allem – ein in sich selbst, in dem Selbst ruhender, sein Leben als einheitliches bejahender Mensch.

1. August 1921

Der junge Mensch findet sich in einer sozialen Umgebung als einer gestalteten Wirklichkeit und in einer Beziehung seines Ichs zum Leben, die erst zu gestalten ist.

31. August 1921

Es ist die wesentliche Bedeutung des Absoluten, uns im Endlichen festzuhalten und uns im Endlichen eine unendliche Aufgabe zu stellen. Ohne das Absolute würden wir entweder im Unendlichen vagieren oder durch das Endliche erdrückt werden.

27. September 1921

Manche Menschen dürfen nicht einmal beurteilen, was andere tun dürfen.

18. November 1921

Ich lese augenblicklich *Die Brüder Karamasoff*, und in der Erinnerung steht mir der Mensch Flauberts, dieser letzte Ausläufer des antiken Ideals...

Es lockt mich ein Buch: Flaubert-Dostojewski

2. Januar 1922

Es ist gut mit jungen Menschen umzugehen; an ihnen wird alles Unrechte offenbar, zersetzt und verurteilt.

17. Januar 1922

Richtig gestellte Probleme lösen sich von selbst, falsch gestellte löst kein tausendjähriges Wollen.

6. bis 18. Januar 1922

Aus Brief an Katzenstein.

... Im übrigen habe ich gerade jetzt eine sehr starke plastische Empfindung von der Konkretheit des Wirklichen.

Der Rhythmus des Kosmischen und die Energien des Terrestrischen sind ganz in mir, in dem Mark meiner Nerven.

Die soziale Wirklichkeit aber halte ich mit aller Macht vor den Toren meiner Sinne und Gedanken. Ich kann sie weder als geronnene Form hinnehmen noch die Form auflösen, und das ist eine furchtbare Unfähigkeit, weil ja alle Bedürfnisse und Kräfte, die nicht in meiner Arbeit aufgehen, in diese unbewältigte Sphäre hineinkommen und darum sich früher oder später verkrampfen.

16. Juni 1922

Es gibt eine bestimmte Art von Schwäche, die uns die Dinge in ihrer vollen harten Wirklichkeit sehen läßt, in dem Grunde ihres Wesens; wir haben keine Kraft mehr, irgendetwas zu bemänteln. Diese Schwäche leistet also dasselbe wie die ganz große Kraft, während alle mittleren Energien verschleiern und lügen.

27., 28. Dezember 1922

Ich empfinde das Bedürfnis, im Lehren zu lernen.

3. Januar 1924

Der prinzipiellste, wenn auch formalste Einwurf gegen den Marxismus scheint mir der zu sein, daß er das, was antithetisch zusammengehört, umbiegt in eine Ablösung der Thesis durch die Antithesis, während doch nur die Synthesis Gestalt werden kann.

1. April 1924

in Zürich. Mit Frau von Marcel Fleischmann (Elli)

25. April 1924

Wieder in Berlin

5. Mai 1924

... Ich hatte zu begründen, warum ich trotz der von mir

anerkannten Bedeutsamkeit dieser Wahlen meinen Stimmzettel nicht abgegeben hatte. Ich sagte, daß ich das von jedem Staatsbürger verlange, mich selbst aber als solchen nicht betrachte, weil ich aufgrund meines inneren Berufes verlange, daß der Staat und jedes andere soziale Gebilde mich vollkommen in Ruhe lassen solle, ich also nicht durch politische Mitbildung eines Volkswillens eine Beziehung zwischen mir und dem Staat dokumentieren dürfe; und weil ich mich speziell in Deutschland nie beheimatet gefühlt habe und darin ganz allgemein ein Symbol sehe, daß ich auf dieser Erde nur ein Gast bin, der etwas anderes als die politische und nationale Heimat zu bilden hätte...

7. Mai 1924

Dies ist mein Tag: vormittags arbeite ich an der Mathematik, nachmittags gebe ich Stunden im Betrachten von Bildern, und abends suche ich die große Bewegung des Kosmos ebenso vergeblich wie den Ausweg aus diesem mühsamen, unerträglichen Dasein. Ich habe die große Empfindsamkeit und die weite Phantasie meiner Seele auf die Folter der Tagelöhnerlei gespannt. Ich behaue mit unendlicher Geduld Stein um Stein, ohne übersehen zu können, wieviel Material bearbeitet ist, den Blick immer auf das gerichtet, was zu tun bleibt. Ich habe nichts als den Glauben an einen maßlosen Akt der Gnade, der all dieses willig geformte Einzelne zu einem großen Bau zusammenfügen wird. Aber wenn die Kraft des Geistes erschöpft ist, dann scheint es mir, daß dieses Leben für die Ewigkeit meine Kräfte übersteigt und daß mit unausweichlicher Sicherheit langsam der Wahnsinn kommt. Denn wie soll man leben können ohne Zusammenhang mit der Landschaft, ohne Gemeinschaft mit den Menschen, ohne Flug-

spannung der Seele – nur schuftender Tagelöhner und Handwerker? Heute wie gestern hat der Abendfriede und das blonde Leuchten Deines Wesens diese verkrampfte Ermattung aufgelöst. Aber wie lange noch?

14. Mai 1924

Wie wenn der Gedanke der Wiedergeburt gar nicht sinnlos wäre? Wenn Du an der Seele Mechthilds ebenso teilhättest wie ich an der Flauberts?

22. Mai 1924

... Marcells Brief, der mich so betroffen hat, daß ich alle Zukunftspläne wanken und einstürzen fühle. Ich weiß nicht, ob ich wieder einmal überempfindlich bis zur Irrheit bin oder ob ich nur so klar sehe, daß mich Entsetzen, Wut und Ekel, die ich leider nicht hinausschreien kann, buchstäblich auffressen. Aber ich habe die Kraft dessen, dem nur noch Verzweiflung und Selbstmord übrig bleiben. Wenn die Kraft zum Ertragen und Gestalten nicht mehr ausreichen. Und damit geht es immer noch einmal über eine Enttäuschung hinweg. Wie lange noch?

25. Mai 1924

Seit vier Wochen bin ich wieder in Berlin. Und schon ist mein Herz voll von erstickten Gefühlen. Und mein Kopf ein Sarg ungewerteter Gedanken. Ich bin ein wankender Monolog, dessen verhaltene Sprache eine leidenschaftliche Sehnsucht ist nach dem Menschen, dessen Leben mein Leben ist und nach dem Volk, dem mein Blut zufließt. Zu der Zeit Elli, Marcells Frau.

2. Juli 1924

... Weil Marcel – wie alle Kapitalisten (und damit ist gesagt, daß ich es nicht ihm persönlich anrechne und nicht ihn persönlich dafür verantwortlich mache) nicht primär

ein seelischer Mensch, sondern eine Funktion des Geldes ist (wie die meisten Arbeiter eine Funktion der Maschine oder ihrer aus dem Geldmangel entspringenden Ressentiments). Und so sehr der Kapitalist am Geld als Begriff hängt, so sehr ist ihm die einzelne Summe nur Mittel. Dieses Bewußtsein von Mitteln, die durch alle Hände gleiten können, ohne mehr als im äußeren Veränderungen zu schaffen (denn die inneren entgehen ihm) formt schließlich eine ganze Weltanschauung: alles ist wie die Geldsumme oder gar mit Geldsummen als Mitteln erreichbar. Ich übersehe nicht, daß Marcel sich aus diesen Anschauungen herausringen will, aber sie sitzen unbewußt fest in ihm, und zu dem schweren Kampfe fehlt ihm – aus dem gleichen Grunde – die Hauptsache: die Demut. Denn das Geld läßt wie jedes andere Machtsymbol nur den Ehrgeiz, d. h. den Willen übrig...

18. Juli 1924

... und mir klar zu werden versuche, warum die Idylle des äußeren Lebens so notwendig zu den Erregungen, Spannungen und Kämpfen meines geistigen Lebens gehört. Es beunruhigt mich manchmal geradezu, wie stark ich Idylliker bin, so sehr, daß ich nicht nur jede Lust, sondern jede Fähigkeit zu äußeren Kämpfen verloren habe. Es ist dies vielleicht eine unumgängliche Ergänzung zu dem großen Schlachtfeld, das sich meine Seele nennt und auf dem ich so ziemlich alles, was sich mir entgegenstellt, soweit verwundet habe, daß es kampfunfähig geworden ist; auf dem ich selber nur noch mit halben Kräften, ohne Enthusiasmus aber mit dem Mut des verlorenen Postens stehe...

Ekkehard: Mitten in den Dingen stehen, so als ob man darüber stünde, am äußersten Himmelsrand.

Am 17. Oktober 1924

nach Berlin zurückgefahren. Liebe zu Elli, Marcells Frau.

31. Dezember 1925

Brief an Alice

1. Januar 1926

... das Gefühl, nun auch den letzten Rest »kapitalistischer« Anlage in mir erkannt zu haben, machte mich sehr froh. Denn nun ist die drohende Resignation positiv geworden.

... Ich dachte zuerst lange an die »Grundbegriffe« und verbesserte, ergänzte die Disposition; dann an die Volkshochschule, und wie ich im Winter dort arbeiten wollte. Drei Kurse, eine Museumsführung und alle zwei Wochen einen gemeinsamen Abend; Themata

1. Naturvorbild und Kunstwerk
2. Von der Skizze zum Bild
3. Die Entwicklung des Künstlers
4. Farbwirkung.

Erste Post von Alice?

und von den Kursteilnehmern der Volkshochschule

7. Januar 1926

Besuch von Katzenstein

Er erzählte viel von Elli – und daß er Noa-Noa getroffen habe. K. begreift nicht, daß mir Elli etwas sein konnte, noch weniger, daß ich ein Gefühl unter diesen Umständen realisierte, die mein geistiges Dasein tangiert hätten. Schließlich aber meinte er, daß ich ein auffällig geringes Wirklichkeitsempfinden hätte, wenn ich ein Gefühl resp. einen Gefühlsträger aus einer Umgebung isolieren könnte, ehe ich es getan habe, um ein Maximum des Erlebnisses zu erreichen. ...

Meinen Mangel an Wirklichkeitssinn habe ich selbst immer empfunden, es scheint, daß er abnimmt; wenigstens in der Arbeit ist es mir zum ersten Mal klar gelungen, reine und angewandte Wissenschaft (angewandt nicht im Sinne der Technik, sondern in einem engen Raum – »Zeit – Materie – Feld« – stehend) klar zu unterscheiden und in Zusammenhang zu bringen.

15. Januar 1926

Das Grundübel meines Lebens ist der Realitätsmangel oder die Unfähigkeit zu realisieren.

1. Mangel an einer gesicherten Lebensgrundlage, an Familie und Vaterland

2. In den Beziehungen zu Menschen begegnen sich entweder verschiedene Gefühle von beiden Seiten, oder ich schaffe aus meiner Beziehung eine individuelle Idee, die nur einen Teil des anderen deckt; oder ich schiebe an die Stelle der individuellen Idee die Idee der vollkommenen Gestalt – alles wirkt auflösend (oder es kollidieren mehrere Gefühle).

3. Ich isoliere aus den Zusammenhängen und negiere nicht nur erstarrte Normen sondern auch die gewordenen Zustände, als ob sie nicht in notwendigem Zusammenhang mit den Menschen stünden.

4. Ich betrachte meine Beziehung zum Leben zu sehr als Funktion, Durchgangspunkt, sei es, um mich aufzulösen (meistens komme ich schon mit negativer Richtung an das Leben heran), sei es, um mich zu stützen oder zur Arbeit zurückzuführen.

5. Ich habe keine organische Beziehung zur Sprache. Die Erlebnisse gehen entweder gar nicht in sie ein oder nur fragmentarisch ohne den Schmelz des Ambiente.

6. Mein Bedürfnis steht zum Sein in schlechter Bezie-

hung. Entweder ist es zu träge oder zu voreilig im bewußten Erleben – als Einheit, nicht dumpf und nicht analysierend, das begegnet mir nur selten.

7. Die Isolierung meiner Arbeit aus dem Leben.

3. März 1926 in Milano

18. Februar 1928 in München

23. Februar 1928 in Rom

26. Februar 1928 in Neapel

28. Februar 1928 Paestum

10. März 1928 Palermo usf., Sizilien

25. März 1928

Entschluß, nach Athen zu fahren und im Herbst zu immatrikulieren

3. Mai 1928 Milano

Erschöpfung, Ermüdung veranlaßten mich, das Billet nach Athen verfallen zu lassen;

Mailand Lawinia

Nach der Reise Arbeit: Kurse vorbereiten;

In der freien Zeit Technik und Sprache;

Eupalinos

Gestaltung des Winters: 1928

Eine bis zwei Klavierstunden

Repetition des gesamten Materials über bildende Kunst

Höchstens zwei Kurse in der Volkshochschule

Liselotte für Zeitschriftenliteratur heranziehen

1929 Kursus über Architektur

Über den Tod
1932

Raphaels handschriftliche Notizen über den Tod und den Selbstmord sind nicht eindeutig zu datieren; sie gehören in die Zeit um 1932 und schließen an den 1931 publizierten Text »Die pyrrhoneische Skepsis« an. Die Arbeit »Über den Tod« trägt den Untertitel »Ein Dialog über die metaphysischen Probleme« und verfolgt ähnliche Absichten wie das 270-Seiten-Manuskript Ethos von 1918/21 »Ein Dialog über die sittlichen Grundlagen des Völkerrechts« (Personen Edmund Rosner, Max Jung, Max Pechstein).

Der Text »Über den Tod« wird hier nur in einigen wenigen Ausschnitten wiedergegeben, da er erst eine detaillierte Gliederung darstellt. An zwei ausführlichen Dispositionen – von denen eine Seite als Faksimile wiedergegeben wird – schließt sich ein Exposé an, das mit einer Dialogsituation beginnt, in eine philosophische Argumentation übergeht und in einem Dialog endet. Raphael bereitet hier den Versuch vor, strengste Begriffsbestimmung und kategoriale Analysen mit einer dramatischen Komposition zusammenzubringen. Über den Tod sprechend entfernt er sich in formalen Argumentationsmustern und Untergliederungen soweit von diesem Existential, daß der abschließende Rekurs auf das tatsächliche Sterben melodramatisch wirkt: »J. wird ruhig und strahlend. Er nimmt die Hand von R.; stirbt. Jeder drückt ihm ein Auge zu, Ruth küßt den Toten. Er hat für alle gesprochen...«

Notizen zum Selbstmord durchziehen Raphaels autobiographisches Werk: von den »Notizbüchern« 1914/15 (in denen mehrere Eintragungen »Wieder zum Selbstmord« und »Immer wieder zum Selbstmord« lauten) über philosophische und kunsttheoretische Essays (bis in Ausstellungsbesprechungen, wie etwa diejenige zu Kurt Seligmann von 1944, wo er vom »ausweglosen Leben« spricht) bis zu den späten Tagebüchern und Briefen.

Niemand kann Gott erkennen, so wie er ist; und niemandem ist es erlaubt, von ihm nichts zu wissen. Augustinus

Was nicht tot sein kann, kann auch nicht leben. Das Sterben gehört wesentlich zum Leben. Der Tod formt das Leben. Das Leben ist nicht nur Leben, sondern überall ist neben dem Willen zum Leben ein Wille zur Verneinung des Lebens. Der Tod ist dem Leben immanent.

Leben – Sterben – Tod ist nur ein Teil des Weges; es folgt in irgendeiner Weise der Übergang vom Tod zum Leben. Dieser gesamte Rhythmus macht den schöpferischen Prozeß aus, der im Leben eine Stufe hat. Machen wir nun das Leben unsterblich, d. h. verhindern wir seinen Übergang zum Tod, so zerstören wir die Stufenfolge: den schöpferischen Prozeß und damit das Ganze. Wenn aber das Ganze zerstört ist, kann der in ihm erhaltene Tod nicht existieren.

Im Menschen wird sich die schöpferische Kraft ihrer selbst bewußt; sie schaut ihre letzten Quellen: das Bedingte und das Unbedingte. Dadurch ändert sie sich, indem sie sich spaltet. Sie schafft nicht nur den Menschen, sondern der Mensch schafft auch mit ihr. Diese neue Wendung ist dem Menschen als *genus* eigen, aber er realisiert sie als Individuum. Das Werk dieser Realisation ist unsterblich, oder besser, der Akt dieser Realisation *macht* ihn unsterblich, in ihm *wird* er unsterblich.

Indem sich der Mensch die antinomische Struktur und die Relativität seiner Bedingtheit, d. h. das Absolute zu Bewußtsein bringt, tritt er aus dem schöpferischen Prozeß,

der ihn gemacht hat, durch den er geworden ist und ist, und tritt in eine andere Form des Schöpferischen ein, durch die er macht, indem er sich selbst und die Welt zum Gegenstand des Schaffens nimmt. Er tritt damit nicht aus dem Bedingten überhaupt heraus, sondern nur aus einer Form des Schöpferischen. Und auch dies nur, soweit er sein Leben durch diese Beziehung zum Absoluten gestalten kann, was ja immer nur in Grenzen möglich ist, da er sonst mit dem Absoluten identisch werden würde. *Alles* Schöpferische ist aber eine Verbindung des Bedingten mit dem Unbedingten.

Diese Fähigkeit, die Form des Schöpferischen – teilweise – zu wechseln, kommt dem Menschen generell zu, aber dem *genus* nur als Möglichkeit. Nur das Individuum kann diese Möglichkeit verwirklichen und zwar, wie sich zeigt, nicht jedes Individuum in gleichem Maße.

Mit der Möglichkeit, diejenige Form des Schöpferischen, die wir Leben nennen, zu verlassen, ist auch die Möglichkeit gegeben, sich dem Sterben zu entziehen; das *genus humanum* hat in dem Übergang von der einen zur anderen Form des Schöpferischen die Möglichkeit zur Unsterblichkeit. Diese Möglichkeit hat jedes Individuum für sich zu verwirklichen. Es gibt also nur als wirklich eine individuelle Unsterblichkeit, und zwar *nicht* in dem Sinne, daß *das Individuum* unsterblich ist, sondern in dem andern, daß *es sich aufgrund der generellen Möglichkeit wirklich unsterblich machen kann* – kraft eines schöpferischen Aktes.

Über den Selbstmord
1932

Plato: *Phaidon*

Wir Menschen sind wie in einer Feste und dürfen uns aus dieser nicht selbst losmachen.

- 1. Wir Menschen sind eine der Herden der Götter.*
- 2. Wir selbst wollen nicht, daß eine Herde sich tötet ohne unsere Weisung.*
- 3. Also sollen auch wir uns nicht töten, bis der Gott eine Notwendigkeit dazu verfügt hat, wie die jetzt uns gewordene.*

Interpretation:

1. Das Leben ist eine metaphysische Pflicht (nicht mehr eine biologische Zufälligkeit).
2. Die metaphysische Pflicht beruht darauf, daß wir das Eigentum der Götter sind, d. h. eine Erscheinungsform ihrer Macht, ohne die sie weniger mächtig wären.
3. Daß die Macht Gottes von unserem Dasein mitabhängt, kann doch nur heißen, daß wir ihn verwirklichen (daß er letzten Endes ohne uns nicht wäre).
4. Selbstmord heißt also die Aufhebung eines realisierenden Verknüpftseins unserer Bedingtheit mit dem Absoluten.
5. Es wird uns die Freiheit des Willens abgesprochen, diese Aufhebung vorzunehmen.

Kant: *Religion II, 2*

... Denn man darf zwar auf die Gefahr des Verlustes seines Lebens etwas wagen, oder auch den Tod von den Händen eines anderen erdulden, wenn man ihm nicht ausweichen kann, ohne einer unnachlässlichen Pflicht untreu zu werden, aber nicht über sich und sein Leben

als Mittel, zu welchem Zweck es auch sei, disponieren und so Urheber seines Todes sein.

Interpretation:

1. Die Freiheit des Menschen hat die Grenze, das Leben als Mittel zum Zweck zu betrachten.
2. Der Grund hierfür kann doch nur darin liegen, daß die Freiheit a) an das Leben selbst gebunden ist und zwar an das Leben der Person, b) das höchste Gut der Menschen ist, dasjenige, dessen Selbsterhaltung unter allen Umständen zu verlangen ist.
3. Es gibt keine Möglichkeit, daß dem Menschen dieses Gut der Freiheit restlos genommen wird.

Kant: Anthropologie I, 3

... Ob Selbstmord auch Mut oder immer nur Verzagtheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern bloß psychologische Frage. Wenn er verübt wird, bloß um seine Ehre nicht zu überleben, also aus Zorn, so scheint er Mut, ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, so ist es ein Verzagen...

Da sich der Mensch dadurch zum Scheusal macht, ist es doch merkwürdig, daß in Zeitläuften der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zustandes ehrliebende Männer der Hinrichtung nach dem Gesetz durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben. Der Grund davon ist dieser. Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem Gesetz etwas Beschimpfendes, weil sie Strafe ist, und wenn jene ungerecht ist, so kann der, welcher das Opfer des Gesetzes wird, diese nicht für eine verdiente anerkennen. Dieses aber beweiset er dadurch: daß, wenn er dem Tode einmal geweiht worden, er ihn nun lieber wie ein freier Mensch

wählt und ihn sich selbst antut. – Die Moralität aber hiervon verlange ich nicht zu verteidigen...

Interpretation:

1. Ist die innere Gesetzmäßigkeit (die Idee der Gerechtigkeit) eines sozialen Ganzen aufgehoben, und bedroht diese Anarchie das Gesetz des Individuums, d. h. seine positiv gerichtete schöpferische Verwirklichung, so hebt der Mensch jede Verwirklichung auf. Warum und mit welchem Recht weigert sich Kant, die Moralität hiervon zu verteidigen?
 - a) weil die für gesetzmäßig erklärte Ungerechtigkeit kein Dauer- sondern nur ein Übergangszustand sein kann, b) weil vom sozialen Menschen an ein individuelles Gesetz appelliert wird.

Man muß als sozial schaffender Mensch alles mit bejahen, was zu dieser bestimmten sozialen Sphäre gehört.

2. Kant übersieht den Fall der gefangenen römischen Konsuln, die sich das Leben nahmen, damit nicht der Staat in ihnen beschimpft werde. Die *Ehre* des sozialen Ganzen steht höher als das Leben und das moralische Gesetz des Einzelnen, der jene Ebene repräsentiert.

Augustinus: Gottesstaat II, 16–27:

Es dürfe niemand freiwillig in den Tod gehen

1. *in der Absicht, zeitlichen Beschwerden zu entgehen, da er dadurch nur ewig andauernden anheimfällt;*
2. *wegen fremder Sünden, damit er dadurch nicht die eigene auf sich lade, während ihn die fremde gar nicht berührt hat;*
3. *wegen eigener vergangener Sünden, wegen derer er*

das irdische Leben erst recht notwendig braucht, um sie durch Buße heilen zu können;

4. *aus Sehnsucht nach einem besseren Leben, das man nach dem Tode erhofft, weil die des Selbstmordes Schuldigen kein besseres Leben nach dem Tod erwartet;*
5. *um nicht in eine Sünde zu fallen.*

Man darf sich töten, wenn der es befiehlt, dessen Befehle nicht mißachtet werden dürfen; nur muß man zusehen, ob der Befehl Gottes nicht irgendwie zweifelhaft ist.

Interpretation:

1. Die Seele und ihr heiliger Wille (d. h. das Absolute in uns) können unerschüttert bleiben, was auch von außen mit uns geschieht. Kein Erleiden gibt also das Recht zum Selbstmord. Nur was wir aus freiem Willen tun, betrifft und befleckt das Absolute. Die entscheidende Frage ist doch dann: Ist unser freier Wille dafür verantwortlich, daß etwas unter dem Zwang von Umständen an uns getan wird, was wir nicht selbst tun würden und es das Absolute in uns völlig aufheben würde? Es ist also nicht entscheidend, ob die Keuschheit als Zustand in uns aufgehoben wird, sondern die Möglichkeit zu keuscher Gesinnung überhaupt. Körperlichen Zustand und geistige Gesinnung nicht auseinanderhalten, ist eine *metábasis eĩs állo génos*. Sieht man also in der Keuschheit die positiv gerichtete schöpferische Kraft der Frau, so muß diese erst vernichtet sein, wenn der Selbstmord eine moralische Berechtigung haben soll und zwar nicht als körperlicher Zustand, sondern als geistige Kraft.

2. Es ist ebenfalls eine *metábasis eĩs állo génos*, wenn man Selbstmord begeht aus Scham als Gewissen der Tat zu gelten, die man erduldet hat. Man setzt an die Stelle des Gewissens, d. h. der Beziehung zum Absoluten, die sozialen Folgen des Eindrucks auf die Mitwelt.
3. Selbstmord fällt unter den Mord, d. h. das göttliche Gebot: Du sollst nicht töten, welches durch göttlichen Willen gilt. Also nur wenn der göttliche Wille das Gebot ausdrücklich aufhebt, darf man sich selbst töten. Sonst hat man nicht das Recht, einer befürchteten oder vorhandenen Sünde durch eine andere aus dem Weg zu gehen. Augustinus sieht also in dem Gebot: Du sollst nicht töten, den unmittelbaren Ausfluß des Absoluten in uns, unsere Beziehung zum Absoluten (welche Beziehung nur in empfindenden und vernünftigen Wesen besteht). Darum kann es nur durch ein entgegengesetztes Gebot des Absoluten aufgehoben werden. Wann aber, unter welchen Bedingungen dieses zweite Gebot in unserer Seele gesprochen wird, darüber sagt Augustinus nichts.
4. Selbstmord kann nicht Sühne sein, z. B. Judas hat kein Recht sich zu erhängen.
Vergehen können nicht durch Aufhebung des Lebens gesühnt werden.

Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, IV §69
Der Selbstmord ist verwerflich, weil er nicht der Verneinung sondern der Bejahung des Lebens entspringt. Denn:

- a) *Der Selbstmörder ist bloß mit den Bedingungen unzufrieden, unter denen ihm das Leben geworden ist.*

Er gibt nicht den Willen zum Leben auf sondern bloß das Leben, indem er die einzelne Erscheinung zerstört.

- b) Der Wille zum Leben findet sich in der einzelnen Erscheinung gehemmt und zerstört diese, während er selbst unberührt bleibt.*
- c) Er ist der Ausdruck des Widerspruchs des Willens zum Leben mit sich selbst: der Wille bejaht sich durch die Aufhebung seiner Erscheinung.*

Völlig verschieden davon ist der Selbstmord des völlig resignierten Asketen, der bloß darum aufhört zu leben, weil er aufhört zu wollen.

Interpretation:

1. Schopenhauer unterscheidet zwischen den Gesinnungen, die den Selbstmord herbeiführen.
2. Der Selbstmord aus Verneinung des Willens zum Leben ist im System Schopenhauers ein Erkenntnis-Datum. Denn wenn der Wille zum Leben das Absolute ist, die Verneinung nur aus der Erkenntnis des Leidcharakters kommt, so müßte das erkennende Individuum das Absolute aufheben können. Das würde dem Charakter des Absoluten widersprechen. Darum kann auch die Verneinung des Willens nur die Erscheinung morden.

Thomas v. Aquino: *Die theologische Summa VIII*

Niemand darf sich selber, aus eigener Autorität, töten. Dies ist erlaubt. Denn:

- I. Der Totschlag ist Sünde, weil er zur Gerechtigkeit im Gegensatz steht. Niemand aber kann sich selbst Unrecht tun, nach 5 Ethik, 6.*
- II. Kraft öffentlicher Autorität kann man Verbrecher*

töten. Der mit öffentlicher Autorität bekleidete aber ist bisweilen Verbrecher. Also kann er sich selber töten.

- III. Ein kleineres Übel kann man freiwillig übernehmen, um ein größeres zu meiden; wie jemand sich ein faules Glied abschneiden kann, um den Körper zu retten. Oft aber vermeidet man mit dem Selbstmorde ein größeres Übel wie ein elendes Leben, die Schande einer Sünde.
- IV. Samson hat sich selbst getötet (Buch der Richter 16) und zählt doch unter die Heiligen (Hebr. 18).
- V. 2 Makk. 14 wird ein gewisser Razias erwähnt, der sich selbst getötet hat; denn er zog es vor, in edler Weise zu sterben, als den Sündern untertan zu werden. Was aber edel ist, das ist erlaubt.

Auf der anderen Seite sagt Augustinus (*I de civitate Dei* 20): Vom Menschen gilt es: Du sollst nicht töten; nicht einen anderen, also auch nicht dich selbst. Denn einen Menschen tötet, wer sich tötet.

Ich antworte, sich selbst töten sei durchaus unerlaubt und zwar aus 3 Gründen:

1. Jegliches Ding liebt sich selbst und somit die Erhaltung seines Seins; es widerstrebt von Natur den seinem Sein verderblichen Einflüssen. Also ist es gegen die natürliche Neigung und gegen die heilige Selbstliebe, sich zu töten – also immer schwere Sünde.
2. Jeder Teil gehört dem Ganzen. Der Selbstmörder also tut ein Unrecht dem Gemeinwesen an (5 Ethik).
3. Das Leben ist ein Geschenk Gottes: der Macht Gottes unterworfen, der da tötet und lebendig macht. Also beleidigt der Selbstmörder Gott, wie wer den Knecht eines anderen tötet, ein Unrecht dem Herrn antut, dem der Knecht angehört; und wie da sündigt, der

ein Urteil sich anmaßt über eine Sache, über welche er nichts zu sagen hat. Gott allein gehört das Urteil über Leben und Tod an: Ich werde töten und ich werde lebendig machen (Deut. 32)

I. Mit Rücksicht auf die eigene Person ist der Selbstmord eine Sünde gegen die Selbstliebe, mit Rücksicht auf das Gemeinwesen und auf Gott ist er der Gerechtigkeit entgegengesetzt.

II. Keiner ist Richter über sich selbst. Die Tötung eines Menschen aber, soll sie rechtmäßig sein, muß sich auf ein Urteil gründen. Es kann also ein solcher Verbrecher, der mit öffentlicher Autorität bekleidet ist, sich dem Urteile anderer überlassen.

III. Der Mensch ist Herr seiner selbst kraft seiner Selbstbestimmung. Erlaubterweise also kann der Mensch über sich bestimmen, mit Rücksicht auf das zu diesem Leben Gehörige, was der Leitung des Menschen unterliegt. Der Übergang aber von diesem Leben zu einem glücklichen ist nicht der Bestimmung des Menschen überlassen, sondern der Macht Gottes. Also darf der Mensch, um glücklicher zu leben, nicht sich selbsttöten; und ebenso nicht, damit er welches Elend auch immer des gegenwärtigen Lebens vermeide, denn das letzte und größte aller menschlichen Übel ist der Tod, nach Aristoteles (3 Eth. 6) . . . Auch wegen der begangenen Sünden, darf man sich nicht töten; denn man nimmt sich dadurch die notwendig erforderliche Zeit, um Buße zu tun. . . Man darf nicht das große Verbrechen begehen, damit das minder große Verbrechen eines anderen vermieden werde. . . Auch aus Furcht, in die Sünde einzuwilligen, darf man sich nicht töten.

IV. Nach Augustinus wird auch Samson nicht anders entschuldigt, als weil dies der heilige Geist ihm innerlich geboten hatte.

V. Daß aber, um zeitliche Übel zu vermeiden, die an sich nur immer den Charakter der Strafe haben, sich jemand den Tod gibt, das hat wohl einen gewissen äußeren Schein der Stärke und des Seelenadels... es ist aber eine gewisse Weichlichkeit des Geistes, der es nicht ertragen will, daß ihn Übel überkommen.

Interpretation:

1. Wäre das Leben ein Geschenk Gottes, so müßte es restlos göttlich sein; denn was sollte Gott anderes schenken als sich selbst? Wäre es aber restlos göttlich, wie könnte es dann auch nur auf den Gedanken des Selbstmordes kommen, da Gott sich nicht selbst das Leben nehmen kann?
2. Das schon bei Plato ähnlich sich findende Gleichnis ist prinzipiell verkehrt, weil der Mensch zu Gott gar nicht so steht wie der Knecht zu seinem Herrn oder das Schaf zum Herdenbesitzer. Denn der Herr hat für alle materiellen Bedürfnisse des Knechtes zu sorgen, während ja Thomas selbst dem Menschen Selbstbestimmung über alles zu diesem Leben Gehörige zuschreibt. Die Bestimmung zum Übergange von diesem Leben zu einem anderen, die Gott zukommen soll, kommt dem Herrn des Knechtes durchaus nicht zu.
3. Gott kann über unser Leben nicht entscheiden, weil es sich als ein Geschenk Gottes nicht begreifen läßt.
4. Es ist der Fall denkbar, daß der Selbstmörder dem Ganzen gerade ein Unrecht abwendet.
5. Wenn Selbstliebe nur Egoismus ist, so kann sie kein Gegenargument abgeben. Als Liebe des Selbst ist wieder die Beziehung zum Absoluten da.
6. Die Einleitung: Selbst – Gemeinschaft – Gott (also

nach Schaffensarten) ist für das Problem gänzlich irrelevant, da es mir ankommt

- a) auf die Methode des Schöpferischen überhaupt,
- b) auf die Intensität der schöpferischen Kraft.

7. Völlig recht haben Thomas wie Augustinus damit, daß Selbstmord und Sittlichkeit in keinerlei Beziehung zu einander stehen.

Feuerbach: *Das Wesen der Religion* (2. Vorlesung)

Der Selbstmörder nimmt sich nicht sein Leben; es ist ihm schon genommen. Darum tötet er sich; er zerstört nur einen Schein; er wirft nur eine Schale weg, aus der längst, sei's nun ohne oder mit seiner Schuld, der Kern verzehrt ist. Aber im gesunden, gesetzmäßigen Zustande, und wenn unter dem Leben der Inbegriff aller wesentlichen zum Menschen gehörenden Güter verstanden wird, ist das Leben das höchste Gut.

Interpretation:

1. F. nennt nur einen Fall, der den Tatbestand nur soweit erschöpft, als er zu billigen ist.
2. F. vermag aus dieser optimistisch-materialistischen Weltanschauung heraus keinen Grund dafür anzugeben, wann der Inbegriff aller wesentlich zum Menschen gehörenden Güter soweit in Frage gestellt ist, daß dem Menschen das Leben genommen ist.

Heine: *Über Selbstmord*

Wenn Selbstmord ein Verbrechen ist, so muß er eine Übertretung unserer Pflicht gegen Gott, gegen unseren Nächsten und gegen uns selbst sein.

A) Die Vorsehung Gottes lenkt alle Dinge durch allgemeine und unveränderliche Gesetze. Alle Ereignisse

entspringen aus den Kräften, mit welchen er die Kreaturen begabt hat. Aber es ist nicht verbrecherisch, in diese Gesetze Eingriffe zu machen oder ihre Wirkung zu durchkreuzen, weil das in den Plan der Vorsehung einbegriffen ist. Darum kann auch der Mensch von seiner freien Verfügung über sein Leben Gebrauch machen.

B) Ich bin der Gesellschaft verpflichtet, ihr Gutes zu tun, weil ich von ihr Wohltaten empfangen. Wenn ich ihr kein Gutes mehr tun kann, sondern ihr zur Last falle, so schädigt sie mein Selbstmord nicht. In anderen Fällen nimmt der Selbstmord nur vorweg, was die Gesellschaft doch tun würde.

C) Die natürliche Furcht vor dem Tode ist so groß, daß niemand ein Leben wegwarf, das zu erhalten der Mühe Wert war – Alter, Krankheit, Unglück machen das Leben schlimmer als seine Vernichtung. Der Selbstmord ist also mit dem Interesse und der Pflicht gegen uns verträglich.

Interpretation:

1. Heine setzt individuelle Willkür = absolute Vorsehung, Interesse = Pflicht.
2. Damit ist jede Tat der moralischen Sphäre entrückt, weil die Spannung zwischen dem Bedingten und dem Unbedingten aufgehört hat.

Plinius (II, 5):

Gott kann sich auch wenn er wollte, nicht den Tod geben, was er den Menschen als bestes Geschenk bei so vielen und großen Plagen verlieh.

Interpretation:

Der scheinbare Vorzug des Menschen vor Gott ist

die Folge seiner Gebundenheit an das Bedingte. Gott kann nicht einmal den Willen haben, sich zu töten, weil er jenseits des Gegensatzes von Leben und Tod steht.

Wir haben folgende Typen unterschieden:

I. Das Leben ist eine rein metaphysische Angelegenheit.

Woher kommt dann aber überhaupt die Vorstellung und Tatsache des Selbstmordes?

II. Das Leben ist eine rein biologische Angelegenheit.

Woher kommt dann dem Triumph der Selbstvernichtung das negative Wertmoment zu, ja überhaupt ein Wertmoment (auch das des Triumphes)?

III. Das Leben ist eine Verbindung des Absoluten und des Bedingten.

Wo liegt dann aber die berechtigte Ursache für die Aufhebung der Verbindung im Absoluten? im Bedingten? oder in einem dritten?

Lösung:

I. Was ist der Selbstmord?

Selbstmord ist die auf eigenen Entschluß beruhende, mit eigener Tat ausgeführte Aufhebung des Lebens, d. h. der Verbindung des Absoluten mit einem bestimmten Bedingten.

II. Ist der Selbstmord einer moralischen Beurteilung fähig?

Das Sittliche ist

1. eine Beschaffenheitsbestimmung (im Gegensatz zum Theoretischen, Ästhetischen)

2. eine methodische Bestimmung (Gehorsam – An-

wendung des Kategorischen Imperativs – schöpferisches Tun)

3. eine Wertbestimmung (gut – böse; sittlich – unsittlich)

ad 1.

Ist die Beschaffenheitsbestimmung: unser praktisches Verhalten zur Mitwelt, so kann unser praktisches Verhalten gegen uns selbst darunter fallen, soweit wir durch unser Selbstbewußtsein und unseren Sozialtrieb zur Mitwelt gehören.

ad 2.

Die methodische Bestimmung ist der schöpferische Trieb. Dieser ist die Entwicklung unseres Seins in der Zeit an unserer Mitwelt. Er besteht aus einem verarbeitenden, einem aufnehmenden und einem entäußerten Teil. Nun kann es vorkommen, daß die Harmonie zwischen dem Aufnehmen und dem Entäußern so gestört wird, daß unsere individuelle Idee sich nicht mehr entwickeln kann, der Fortgang der Entfaltung unseres Seins kann unmöglich werden. Oder daß die Beziehung zwischen unserer Idee und der Umwelt so unterbrochen werden kann, daß jede Verwirklichung in ihr unmöglich wird! Das heißt, unsere Person wird an die Grenze jeder möglichen schöpferischen Betätigung geführt. An diesen Grenzen liegt nun einerseits der Selbstmord – wenn unsere Person von der Materie und der Mitwelt erdrückt wird –, andererseits die Ekstase, wenn unsere Person die Materie und die Mitwelt erdrückt. Der Selbstmord ist also keine schöpferische Betätigung.

Dagegen scheint zu sprechen, daß Selbstmord durch eigenen Entschluß gefaßt und durch eigene Tat vollbrachte Aufhebung der Verbindung des Absoluten und Bedingten ist. Es muß also bestehen

- a) das Bewußtsein des Bestandhabens, des Nichtmehrbestehens und des Bestehensollens;
- b) die Entschlußfähigkeit und die Tatfähigkeit, also Verarbeiten und Entäußern, d. h. die natürlich-animale Produktivität und ihr Mißverhältnis zur geistigen.

Selbstmord ist also – entgegen I – die Aufhebung unseres biologischen Lebens nach Vernichtung unseres metaphysischen. Analog ist Ekstase die Hypostasierung unseres metaphysischen Lebens nach Aufhebung unseres biologisch-sozialen.

ad 3.

Wertungen sind an die Elemente des schöpferischen Aktes gebunden. Daraus würde folgen: daß sich der Selbstmord der Wertung entzieht. Dies entspricht in doppeltem Sinne *nicht* unserem Empfinden. Denn

1. halten wir einen Selbstmord für berechtigter als einen anderen,
2. streiten wir über die Berechtigung des Selbstmordes überhaupt.

Das erklärt sich so:

ad 1.

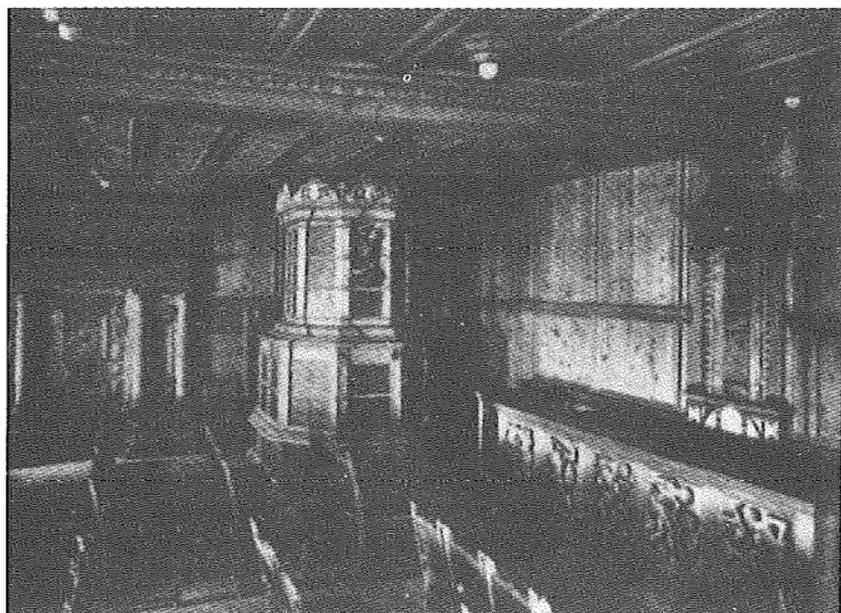
Die Unterschiede ergeben sich nicht unmittelbar durch Anwendung der Notwendigkeitserkenntnis auf den Selbstmord (oder die Ekstase), sondern mittelbar aus der Anwendung ihrer auf die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit weiterer schöpferischer Betätigung und aus der Intensität der schöpferischen Kraft, die zerrüttet ist. Und zwar gilt: Je weniger noch eine schöpferische Betätigung möglich war und je größer ihre frühere Intensität, umso berechtigter ist der Selbstmord. Mit je mehr schöpferischer Kraft man in die Ekstase hineinkommt, umso vollkommener wirkt sie.

ad 2.

Gegenüber dem schöpferischen Trieb als der Grundform der Wirklichkeit ist jede Grenzform ein Wunder. Insofern wirkt der Selbstmord als ein Manko, und umso mehr, als ja nur der schöpferische Mensch (im nicht nur geschöpflichen Sinne) ein Recht zu ihm hat. Dieser Kontrast ist sehr wichtig.

Das vorstehende Ergebnis würde ausschließen, den Selbstmord als Sühne einer moralischen Schuld aufzufassen. Es sagt vielmehr, daß die Sühne einer moralischen Schuld nicht mehr möglich ist.

Der Selbstmord als Mysterium im Sinne Hölderlins (*Empedokles*).



Große Stube im Rathaus von Davos

Fir Kesch

Hochfucan

Aetplihorn

Leidbachhorn



Landschaft bei Davos

Davoser Impressionen
1931-1932

Raphael wohnte in Davos in dem einfachen Hotel Eden (heute ein Altersheim) oberhalb des Rathauses, dessen »Große Stube« sein geistiges Zentrum war.

Hier hielt er Kurse und Vorträge, in einem ehrwürdigen holzgetäfelten Saal von 1564. Trotz aller Provinzialität war es ein Rahmen, den er sonst nie für seine Arbeit fand. So hatte er auch in den »Davoser Blättern« und der heute noch existierenden Zeitschrift »Davoser Revue« ein Forum, in dem seine »Davoser Impressionen« und seine kunsttheoretischen Aufsätze ebenso wie die Nachrichten über seine Vorträge kontinuierlich einen Platz fanden. 21. August 1931: »Wie arbeitet die künstlerische Phantasie? Über dieses Thema beginnt Max Raphael seine 2. Arbeitsgemeinschaft am Mittwoch den 26. d. M. um 5 Uhr im Rathaus. Wer den ersten Vortrag (über den die Davoser Blätter eine Zusammenfassung veröffentlicht haben) mitangehört hat, wird sich an das Lichtbild erinnern, auf dem vier Zeichnungen Claude Lorrains zu sehen waren: die erste eine Skizze unmittelbar unter dem Eindruck der Natur, die letzte eine ausgewogene Komposition, ein in sich geschlossenes Kunstwerk und dazwischen die beiden Etappen, auf denen der Künstler diesen Weg zurückgelegt hat. Wer nur gewohnt war, das fertige Kunstwerk vor sich zu sehen, wird den erregenden Eindruck nicht vergessen haben, den der Einblick in das lebendige Wachsen der künstlerischen Arbeit, in die Werkstatt der höchsten natürlichen schöpferischen Kraft ausgelöst hat. Raphael wird in dieser zweiten Arbeitsgemeinschaft den Lebensprozeß der künstlerischen Phantasie an eindringlichen Beispielen analysieren. Die Teilnahme am ganzen Kursus, der aus sechs Zusammenkünften von je 1 1/2 Stunden besteht, kostet 10 Fr.; für die Teilnehmer der ersten Arbeitsgemeinschaft 6 Fr.; für zwei Familienmitglieder 16 Fr.«

Regenstimmung

Ein Wolkenhimmel stürzt in die Talsenke hinunter. Berggipfel werden geköpft wie Butterblumen, Talgründe ausgefüllt wie Fingerhüte, Stein- und Waldmassen verschlungen wie Haselnüsse. Noch trägt der Unterleib der Berge, schwarz unter dem Druck seiner Last, die formlose graue Masse. Aber es braut dort hinten ein Untergang.

Im Zenith lockert die Sonne die Wolken in einzelne Schwaden und Dunstgewebe. Ein Zug durchsichtiger Rauchballen umschwebt einen Berggipfel wie eine Prozession ein Götterbild. Die feierlich Vorbeigeglittenen lösen sich spielerisch und beseligt in das starre Nebeldach auf: ein kurzes, wallendes Gestaltenleben zwischen Formlosigkeit und Formlosigkeit.

Ein fahler weißer Glanz sucht sich gegen die graue Wolkendecke durchzusetzen. Im Tal leuchtet ein grüner Fleck aus der dunklen Umgebung auf, grell und blank wie ein frischgeputztes Metall. Man glaubt, die einzelnen Nadeln an den Bäumen, die einzelnen Gräser auf der Wiese unter dieser Beleuchtung zählen zu können. Die Feuchtigkeit der Luft perlt wie Tau. Ein Windstoß verwischt alles.

Und ein anderer schiebt die formlose Nebelmasse zu Wolkengebilden zusammen. Ein Stück Blau erscheint hinter ihrem Rahmen in einer nahen Ferne in einer unerreichbaren Durchsichtigkeit und Klarheit – eine milde und geistige Helle. Unten aber ist das Bergmassiv an den Talboden gekettet, schwarz und dumpf wird alles Aufsteigen umgebrochen. Zwischen Tiefe und Höhe, zwischen festgeschmiedetem Lagern und freiem Schweben, zwischen Qual und Erlöstheit schieben sich die Wolkenmassen zusammen und tilgen die Mitte, die Brücke zwischen den Gegensätzen.

Regen strömt – eine Melodie ohne Unterbrechung und Pause, ohne Steigen und Sinken des Tones, immer derselbe Klang – ein monotones Fluten. In gleichmäßigen Abständen fällt ein einzelner Tropfen und klingt einmal höher, einmal tiefer – ein monotoner Takt. Alles ist verschlungen in diese geheimnisvolle Eintönigkeit, Himmel und Erde vermählen sich. Die Befruchtung verschweigt sich hinter einer starren Klangmasse. Aber die Schranken und Grenzen unserer Seele fallen in diese Monotonie, die den höchsten Reichtum gebären wird.

Im Schneegestöber

Ich gehe am Landwasser entlang – diese mit dem Lineal gezogene Straße, die den Eindruck erwecken möchte, als trüge sie in die dunkle Welt der Wälder, in die unbegreifbar geschichteten Massen der Berge die völlige Klarheit und Durchsichtigkeit des menschlichen Verstandes. Ein letzter Sonnenstrahl dringt durch die Wolken und erleuchtet die Wiesen. Kühe grasen, die Kuhglocken machen ein unruhiges Geläute. Der Hirte hat seine Mantelkapuze über den Kopf gezogen – noch schwärzer als das dunkle Braunvieh. Ich suche die Talabschlüsse: von beiden Seiten drängen graue Wolkenmassen herauf und schieben sich zu einem Unwetter zusammen. Diese elende Ingenieurstraße hat mir also die Hauptsache verdeckt! Diese ganze Klarheit ist nur ein billiges Sichnichtkümmern um die Wirklichkeiten. Man hat mit dem Verstand die Natur vergewaltigt – das ist alles!

Ich steige am andern Ufer in den Hochwaldgürtel hinein. Auf der breit vorgebauten Straße hat der Kampf gegen die Schwere nichts Unmittelbares mehr; man kämpft

gegen die vorgebliche Erleichterung hindurch gegen den Berg – einen doppelten Kampf. Aber auf der bescheidenen Höhe angekommen, atme ich auf wie sonst nur selten: dicht unter mir leuchtet das Grün der Wiesen aus sich selbst, ein magisches Licht, das keine andere Quelle mehr hat als die Dinge selbst; und dicht über mir lastet – den ganzen Himmel hin – eine einzige bleigraue Masse. Die Erde, von ihrer Schwere befreit, hebt sich in die obere Welt, die geschlossene Dunstschicht senkt sich langsam in die Tiefe. Man steht vor einer verwandelten Welt: glaubt zu sehen, zu greifen, wie sie sich in sich selbst verwandelt. Das Gefühl einer überwirklichen Spannung löst sich, wenn die ersten Flocken fallen.

Von unten dringen scharf die zusammentreibenden Rufe des Hirten herauf – unruhig, hastig und voller Angst. Was kümmern mich Ställe und Hütten in diesem Augenblick! Ganz langsam gehe ich diesen stundenweiten Waldweg entlang durch eine Welt, die alle ihre Gegensätze ineins brauen will. Die Schneeflocken wirbeln in der Luft, als ob sie sich noch nicht für Fallen oder Steigen entscheiden könnten. Nur die Dunstdecke drückt sie, während die Dinge sich ihnen entgegenheben – die Tannen noch schwärzer, düsterer, feierlicher, die Lärchen noch heller, durchsichtiger, glasiger. Und je dichter das Schneetreiben wird, je enger Erde und Himmel in das Eine des weißen Gestöbers verschmelzen, desto krasser tritt der Unterschied zwischen diesen beiden Bäumen hervor, die dicht nebeneinander am Waldweg stehen.

Die Welt ist eng geworden – sie besteht aus zwei oder drei Metern Sichtweite. Links sehe ich durch eine kleine Waldöffnung einen Wiesenhang hinunter auf die Lichtfülle des frischen Weiß. Das geblendete Auge vermag nur allmählich in dem Walddunkel der andern Seite graue

Steinblöcke, Nadelbraun und Wurzelschwarz zu unterscheiden, bis schließlich die violett und gelb gewordenen Blätter vom Boden wieder aufleuchten. Die Straße durchschneidet den Wald in zwei Welten und die des Lichtes ist mit der der Dunkelheit unverbindbar geworden. Körper und Raumteile treten zu einer unüberbrückbaren Kluft auseinander, innerhalb der allgemeinen Verschmelzung des Ganzen.

Aber die Bäume bleiben dieselben Weggenossen. Nur klarer sondert sich in ihnen der Teil, der mit dem Boden verwachsen ist von dem andern, der sich über ihn hinaushebt. Mein Auge fällt mit dem Stamm noch tiefer in den Boden, es steigt mit den Zweigen noch höher in die Luft und es bereitet ein Gefühl der Befreiung, als wäre ich selbst der Wuchs und die Tat des Baumes. Es sind menschlich-übermenschliche Kameraden, die mit mir wandern – Titanen der Vorzeit und Heroen der Zukunft, kämpfende Brüder, die das östliche Licht schon gesehen haben in dem Versinken dieser westlichen Welt. Sie stehen und sind das Rauschen aller Geheimnisse meines Blutes.

Eine schmale Holzbrücke führt über einen Bach. Mein Auge steigt tastend dem Wasser entgegen, das fast senkrecht durch eine Waldlichtung herunterfällt. Vergeblich versuche ich mich an jenen prächtigeren Wasserfall am Westhang zu erinnern. Nicht das Bild, nur das Symbol wird deutlich: wie Jugend aus dem Traumhimmel des Unbewußten sich hart zur Erde stürzt, um sich anzusiedeln und heimisch zu werden. Aber hier zwingt sich das Rauschen in mein Ohr, es übertönt völlig die lautlose Stille, aus der ich kam und in die ich zurücktrete. Wie unwichtig ist in ihr alles Besondere! Und doch: ist nicht dies das Geheimnis, daß immer wieder ein Einzelnes sich heraushebt aus dem Urgrund des Einen und Allgemeinen, um dann

von ihm verschlungen zu werden, kaum daß es für unhaltbare Augenblicke eine Harmonie gefunden hatte?

Irgendwo trete ich in den baumfreien Hang hinaus. In der offenen Ebene sind Schneegestöber und Wind die einzige Wirklichkeit. In wenigen Minuten bin ich fast völlig eingeschneit: eine isolierte Schneemasse, die sich allein durch einen tanzenden Raum bewegt. Ich ziehe die Flokken durch die Nase, sie kommen in den Mund, sie dringen durch die Haut. Unwillkürlich beschleunige ich meinen Schritt und denke an Stall und Hütte.

Ich werfe mich erschöpft in meinen Liegestuhl. Das Schneegestöber hat plötzlich aufgehört. Alles: Berge, Wälder, Wiesen, Häuser ist eingehüllt in eine einzige große, weiße Schneedecke. Der Abend atmet Friede und Stille. Nur ein Hund bellt schrill das neue Weltkleid an.

Herbstsonne im Ducantal

Vor dem Kurhaus im Sertig verlasse ich das Postauto. Talniederwärts strotzen die Berghänge über die verstreuten Häuser hinweg. Violett und Braun – die beiden Farben, die Vorfrühling und Herbst verbinden. Talaufwärts hebt – hinter einer U-Schleife, die an zwei Bergen wie an Ecksäulen aufgehängt ist – der Hochducan sein Haupt, senkrecht aufwachsend, schneeüberhüllter Stein, eine Glanzkrone unter dem lichtdichten Blau des Himmels. Wie ich mich drehe, um den Kontrast von Wiesen, Hängen und Schneegipfeln als ein Ganzes zu sehen, liest mein Auge »Garage«, »Shell«, und ich stürme los, begierig, ob man irgendwo diesen Marken unserer Zivilisation nicht mehr begegnet.

Nach wenigen Schritten schon kann man sich orientie-

ren: da stürzt der Ducan eine Felshöhe hinunter, die man umgehen muß: durch klaren Lärchenwald in vielen Windungen steil bergan. Von der Höhe ein letzter Blick zurück auf die Fülle organischen Lebens und dann hinein in die Welt von Stein und Schnee. Zuerst hinab zum Bach und dann gegen sein Gefälle mählich ansteigend. Sein Rauschen verschwindet auf ganze Strecken, überdeckt von großen Schneemassen, die seine Ufer überwölben; dann wieder bricht er brausend wie aus schwarzen Löchern und Höhlen heraus. Eine große Kehre – und es öffnet sich der Blick auf den Talabschluß, auf die Paßhöhe.

Die Sonne brennt auf Stein und Schnee und ein dürftiges Geflecht, aus dem sich nur selten noch eine verkümmerte Blume erhebt. Ich lege mich flach auf den Boden und lasse mich wärmen. Ich dehne mich in Raum und Luft und Klarheit hinein. Ich lasse mich zur Regungslosigkeit sinken. Die große Stille hüllt mich mit ein.

Ein rollendes Geräusch. Waren es Schritte oder ferne Lawinen? –

Durch die neue Stille schaue ich auf die Berge. Der vor mir muß der Hochduncan sein. Aber wo ist das stolze, steile Steigen? Zerfetzt herumhängende Steinmassen, Geschiebe von Furchen und Falten – das ist nicht gewachsen, das ist erlitten; das ist nicht freier Stolz, das ist eingepreßter Gram; das ist keine Architektur, das ist ein Chaos. Ein Berg hat das Außen seines Leibes aufgerissen und das Geheimnis seines Innern ist seine widerstehende Kampfkraft.

Meine Augen haben sich so scharf in die unregelmäßigen Linien und Flächen der Stürze und Blöcke hineingegraben, daß sie den Stein herabrollen sehen, dessen klirrendes Geräusch die Stille zerschneidet. Aber was ihn in Bewegung gesetzt hat, ist nicht zu fassen. Ein Windhauch

vielleicht – oder liegt die Ursache über alle Sehweite hinaus und zurück? Ich schaue: Schnee rieselt nieder, kleine Flocken, die große Massen ergeben, Massen die aufeinander lasten, sich in den Stein hineindrücken, seine Poren dehnen und pressen. Die Kälte der Nächte. Das Eis, das sich einkrallt. Die Sonne, die Eis und Schnee in Dunst auflöst, in Wasser, das Rinnen und Gruben gräbt, den Stein spaltet, Felsen trennt, das Festeste auflöst, weil es fein und dünn und zart ist und wiederkehrend im Lauf der Jahreszeiten, im Lauf der Jahrmillionen. – Diese Steinhalden, diese Brocken von allen Größen sind also die Leiden eines erbarmungslosen Kampfes. Vor mir liegt ein ewiges Schlachtfeld, das nur Besiegte kennt.

Der Boden ist hart geworden. Die Leichen dieser Kämpfer haben noch alle Unebenheiten und Spitzen, alle Widerhaken und die Kaltblütigkeit eines Kleinkrieges von Millionen von Jahrtausenden, sie passen nicht auf menschliche Körperform und -maß. Und doch: was ist Einsamkeit in unserm Innersten anders als der erbitterteste Kampf, der Kampf mit unserm unüberwindlichsten Gegenspieler, der Kampf um das vollkommenste Sein? Und ist nicht das alles: daß die Menschen fruchtbar sind und sich mehren, daß sie Erde und Tiere und ihr eigenes Hirn zur Fruchtbarkeit zwingen, daß sie ihre Beschwörungs- und Zauberformeln – bald Wotan, bald Christus, bald »Shell« und »Garage« in die entlegendsten Täler hineinschreiben – ist das alles etwas anderes als das Geröll und die Leichen unseres schwersten, einsamsten Kampfes? Und ist nicht aus Furcht vor der Einsamkeit das Wesen des Geistes Umweg, während der Körper die kürzeste Strecke wählt? Oh Einsamkeit – oh Donnerwort!

Ich gehe denselben Weg zurück: Zum Bach hinunter und über ein gelockertes Brett, das mich nicht aus dieser

Innenwelt hinübertragen will. Das andere Ufer empor. In der Tiefe liegen Häuser und Wiesen bereits in einen Schatten eingehüllt. Den Lärchenwald hinab und von der kühlen Talsohle ein Blick zurück: der Hochducan in vollem Sonnenlicht, eine Architektur aus leuchtendem Glanz und steigenden Massen, ragend, stolz – alles überkrönend.

Anfänge

Im Anfang von Davos ist seine Majestät der Liegestuhl, die tyrannischste und segenspendendste aller Majestäten. Auch – und gerade für den Gesunden, der gewohnt ist, mit vollen Kräften aufrecht zwischen den Dingen hindurch zu schreiten, rechts und links umgeben von wechselnden Bildern in seiner Augenhöhe, bedeutet es mehr als eine Sensation, bedeutet es eine völlige Veränderung seines Weltbildes, daß ihn die Gewalt des Liegestuhles in die waagrechte Lage zwingt. Sobald er seiner von Körper zu Körper fliehenden Aktivität beraubt ist, demaskiert sich ihm seine geschäftige Bewegung in einer sich aus sich selbst aufrollenden Ferne als eine schlechte Unendlichkeit. An einen bestimmten Ort inmitten einer ringsumstehenden Dingwelt festgebannt, aus dem Leben in die Ruhe umgelegt, schwindet die ausgedehnte Körperempfindung, der Mensch wird ein Bewußtseinspunkt, den eine lange nicht geübte Kontemplation zu erfüllen beginnt. Ein seelisch betontes Daseinsgefühl entsteht, dessen leibliches Auge ohne Anstrengung und Willkür auf die überspannende Wölbung des Himmels als auf seinen natürlichen Gegenstand gerichtet ist. Vom Boden losgelöst, zwischen den beiden konzentrischen Schalen der Erde

und des Himmels schwebend, sieht der Mensch die Außenwelt bald als ein Streben der unteren Schwere in das leichtere Oben, bald als ein Gleiten des sich verfestigenden Oben in das harte Unten, als einen nur in seltenen Augenblicken feststehenden Umwandlungsprozeß, als ein durch Äonen sich hinziehendes Gastspiel vor einem ewigen, unbeteiligten Bewußtsein. Und plötzlich steht die schwerste aller Fragen neben dem Liegestuhlmenschen: was ist das Dauernde im Wechsel, das Absolute im Vergänglichen, der Sinn des Irdischen? Wie auch immer man zu antworten geneigt sein mag, man hat das erste, größte und unverlierbarste Geschenk empfangen, das Davos zu geben imstande ist: die Erkenntnis, daß der ruhende Mensch die Metaphysik erfunden, der gehende sie verloren hat. Man sieht die Welt aus einer umgekehrten Perspektive und erfährt, daß man nur in einer von beiden mit vollem Recht von Wiese, Wald und Berg, von Dunst, Nebel und Wolke sprechen darf.

Da sich auch die leiseste Regung im blauen Äther auf den grünen Wiesen der Talsohle spiegelt, lebt man als Liegestuhlmensch in einem wohltuend gegliederten, beruhigend einfachen Lichtrhythmus. Zwischen die beiden Grenzhelligkeiten ist das Dunkel der Berge gespannt: oliv-schwarz der bewaldete Rücken, hier und da von hellen Lärchen durchbrochen; braungrau die Kuppen, weiß aufleuchtend in den Schneemulden. Mählich und mit geringer Neigung steigt das niedere Licht den Hang hinauf, um, gedeckt von den Kronen des Hochwaldes, zwischen den Stämmen zu verlöschen. In dieser Geborgenheit hebt sich die Steinmasse steiler empor, zerreißt unter dem Druck der Wasseradern, bricht sich in verschiedenen Winkeln durch die Höhe und Breite des Raumes. Nur selten kann man durch das Spitzengewirr der Wipfel hin-

durchschauen auf eine Lichtung, wo das Gewebe von Licht und Schatten heraussticht und sich vertieft, ohne die verdeckte Formwerdung zu enthüllen. Aber schließlich tritt sie nackt aus dem undurchsichtigen Walde heraus, bildet Buckel, umstellt Mulden, setzt ihren inneren Spannkraften langhingezogene, kurzgezackte, gekuppelte Grenzen: Kronenbänder oder Stachelleiber, Einschlüge oder Hörner. Aus dem gleichen Zug der Erde hat sich eine mannigfaltige Welt von Gestalten herausgebildet: greifbarste Körperlichkeit und ungreifbarstes Geheimnis zugleich, daß die lebloseste und starrste Materie gerade dem ruhenden Menschen ihre Schöpfung vorgaukelt.

Aber diese ganze geologische Schöpfung zwischen Talboden und Himmel ist wie ein Gast, der kommt und geht. Denn die Nacht nimmt die Wälder aus einer Gemeinschaft von Bäumen in eine schwarze Masse zusammen, die schwer unter ihrer eigenen Kontur liegt. Enger umzingeln die Bergketten das sich zusammendrängende Tal. Aber weit über es hinweg ausgreifend, Unendlichkeiten erschließend, wölbt sich das dunkelsatte Blau des Himmels. Still glänzen die Sterne vor dem dunklen Grunde, über den die mystisch weiße Straße gezogen ist. Alles lockt, in die schwere Ruhe hineinzuträumen, hinauszuschweben. Die Erde wird klein wie einer der Sterne und die Unbeweglichkeit löst sich in das Kreisen des Weltraumes. Man durchkreuzt die fernsten Sternbilder unter den Melodien des nahen Waldbaches – Fahrten und Hymnen, die die Nacht zur vollkommensten und zeitlosesten Zeit machen.

Am Morgen treten die Dinge mählich aus dem nächtlichen Schutzmantel wieder in die Vereinzelung heraus. Aus dem Grün der Wiesen leuchten am höchsten die wei-

Ben und gelben Blumen heraus, tiefer folgen die violetten und dicht über dem Boden träumen die blauen in sich selbst hinein. Drüben aus der Matte löst sich ein Reigen von braunen Holzhütten. Das Auge, von einer zur andern den Hang hinauf und dann wieder hinabgleitend, entzückt sich an dem beziehungsreichen Wohllaut der Abstände, an dem rhythmischen Spiel zwischen zerstörter Formstrenge und lebendigem Gleichgewicht – ein unauffälliges Denkmal für die Harmonie zwischen Mensch und Natur. Zur Seite meines Balkons hebt sich aus den Häusern eine Gruppe von Laubkronen heraus und umstellt einen einzelnen Nadelbaum, als müßten sie, die helleren Gäste einer tieferen Zone, in ihm die dunkle Erhabenheit des ganzen Hochwaldes verehren. Wärme, Schatten und Duft weht von Zweig zu Zweig, aber die leuchtenden Spitzen lösen sich scharf gegen die dünnere Luft, das härtere Licht, den leereren Raum. Man spürt plötzlich, wie vieles von dem, was in der Ebene gänzlich unerreichbar war, hier selbstverständlich rings um uns steht: Berge: schneebedeckte, moosumspinnene, steinkahle Häupter. Noch weiß man diese Gebilde nicht zu benennen; aber schon fühlt man, daß selbst dem Wanderer und Kletterer die Namen nur die Fremdheit einer über alles menschliche Maß hinausgehenden Größe verdecken werden. Aber freundlicher weht der Bergwind einen betäubend starken Heugeruch aus den frischgemähten Wiesen herauf. Die Lungen atmen ihn mit ungewohnter Tiefe ein, er durchströmt den ganzen Körper wie ein reinigendes Gewürz. Ein gewandelter Mensch hebt sich aus dem Liegestuhl und überschaut den Raum für seine ersten Spaziergänge.

Blick ins Dischmatal

In einem Hochgebirgstal, das so reich an Seitenöffnungen ist wie das des Landwassers, findet der Wanderer eine Fülle von Freuden und Überraschungen beim Besteigen, Umgehen und Überqueren der Bergriegel, die die einzelnen Zuflüsse trennen. So bin ich nur ein kleines Wegstück zur Ischlag-Alp angestiegen und schon liegt das ganze Raumband des Dischmatal vor mir und zwingt mit faszinierender Kraft, den Schritt zu hemmen und sich dem Anschauen und der Betrachtung hinzugeben.

Mit einem Sprung durchfliegt der Blick die ganze Tal-tiefe vom Mündungs- bis zum Quellgebiet und hängt sich dort hinten an der Gletscherwand des Talschlusses fest. Wie man einen Fächer von einem Punkt aus aufbreitet und von den Rändern her um das Gesicht zusammenschließt, so steht dieser Berg über einem Trichterloch. Und trägt die weiße Wacht kühlen Glanzes. Alles scheint nur da zu sein, um ihm zu dienen: das samtgrüne Wald-dunkel, die warmen Schatten, die auf der einen Talseite hinuntergleiten und über die Sohle hinweg auf die andere immer höher hinauf den Schattenriß der Strate spiegeln, und das wärmere Licht der Berggipfel, die sich über ihn hinaus erheben. So mag an einem klaren, heißen Sommer-nachmittag, wenn alle Säfte der Erde und des Blutes zur Reife kochen, ein Jüngling plötzlich sein Lebensziel erkennen: ganz deutlich, ganz nah, inbrünstig bereit, ihm jede Sekunde zu weihen und doch ohne Kenntnis alles dessen, was es an Schluchten und Schatten, an Krümmun-gen und Umwegen enthält.

Alles ist gleich vollkommen: der Rand dieses Trichters mit seinen Hebungen, die aus dem Schnee herausstechen, und seinen Senkungen, die in ihm verschwinden, das Maß

der Wandrundung, die ihn in sich selbst beschließt und doch allem Licht offenhält, der Grad des Gefälles, der ihn zu einem festen Träger seiner Last macht und ihm zugleich erlaubt, sie lächelnd gegen den Himmel zu heben. Nie wird das Auge ermüden, sich in diese nahe Ferne zu vertiefen, nie wird es mit seinen Entdeckungen in dieser lichten Tiefe enden, nie wird es aufhören, das Übermaß zu lieblosen. Aber es würde erblinden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit unterbrochen würde.

Und so gleitet es den so schnell durchflogenen Raum langsam heraus. Einmal in der Talsohle um alle Krümmungen herum, die die bewaldeten Füße der Berge ineinandergeschoben haben; über kleine Hügel und versenkte Mulden; über Sperrungen und Weiterungen; oder auf den Straßen und in den verschlungenen Windungen des aufleuchtenden Flusses. Dann wieder aus dem Trichterloch die Bergrücken der Talseiten empor und mit ihnen in einer stürmischen Neigung und Flucht talauswärts. Welch eine Heftigkeit der Bewegung in die geöffnete Welt! Der Drang zur Mündung ist eilender als das Steigen zur Höhe! Und so steht das Auge auf vielen Wegen immer vor sich selbst, und vor diesem Selbst steht ein großes Luftloch, eine gespannte und gedehnte Weite voll von einer ungreifbaren Leere: der Abgrund eines Zwischenreiches zwischen uns und der Welt, den nur Wille und Entschluß überspringen und der Körper durchschreiten kann. Aber eben diese vorder- und abgründige Luftleere macht uns die Wirklichkeit zum Bild, das Dasein zum Symbol. Von nun an ist das Tal gewandelt; es liegt vor uns und doch in uns. Fremd und doch unser! Langsamem Blickes gehen wir jetzt in es hinein wie in die Erinnerung eines gelebten Lebens, das wir neu entdecken. Wir wissen: der Weg ist zurückgelegt worden, und wir lassen uns nicht ohne Beha-

gen und Wollust die Schwierigkeiten und die Gefahren, die Freuden und die Verzückungen wieder erzählen. Jede Windung des Flusses hatte eine bestimmte Schwierigkeit zu umgehen; jede Wiese war voller Blumen, dunklen der Verzweiflung und lichten der Zielnähe; jeder Wald barg fast unüberwindliche Dumpfheiten; jede Geländeböschung war eine kaum zu bewältigende Schwierigkeit. Wie sind wir nur mit all dem fertig geworden? Und was war das Schwere? Die große Lust oder das große Weh? die mystischen Verzückungen oder die kritischen Depressionen? Wollen wir alles dies noch einmal machen: in der Wirklichkeit und nicht in der Erinnerung, von der Quelle zur Mündung und nicht von der Mündung zur Quelle? Mit einem befriedigten Lächeln sehen wir, daß auch auf der belichteten Bergwand die Dunkelheiten immer höher steigen und dem Licht eine immer tiefere Wärme, eine immer verhaltenere Glut geben, je geringer der Raum wird. Auch die Spitzen der *Schattenseite* leuchten noch einmal auf, während die Tiefen der Welt, die Untiefen der Seele in immer dichtere Nacht versinken. Und so verlieren wir uns in letzter Trunkenheit in das Glühen des Gletschers, bis auch er erlischt und von dem ganzen Zug durchs Dasein, von diesem ganzen Schacht, den unser Denken und Handeln durch das Leben geschlagen hat, nichts bleibt als ein fahles und bleiches Weiß.

Gang durch Hochwald

Hinter den letzten Häusern durchquert man einen kleinen Wiesenstreifen, überschreitet eine Bachbrücke, und nach wenigen Schritten ist man plötzlich eingehüllt in einen kühlen Schatten. Scharf in den Berghang eingeschnit-

ten läuft das Braun des Weges zwischen zwei geschlossenen, schwarzgrünen Pfahlanlagen, von denen die eine die Höhe gänzlich verdeckt, die andere ab und zu kleine Lücken gegen die Taltiefe öffnet. Ein schmaler Streifen blauen Himmels steht unerreichbar hoch über den Waldmauern.

Jetzt sondern sich die ersten Bäume aus den gelichteten Mauern heraus. Wurzeln kriechen den Hang hinauf, ein Stamm steigt steil aus dem Grasgewirr des Bodens auf, verjüngt sich in stolzer Zusammenfassung seiner Kräfte und verschwindet unter den ersten Zweigen, die aus ihm herabhängen; er taucht wieder dunkel auf, wird überschritten, dämmert dunkelbraun zwischen dem Grün, zieht die Zweige immer straffer an sich und wächst mit ihnen über jedes menschliche Maß hinaus in eine Kegelspitze zusammen, die in den Himmel stechen will. Das heraufgekommene Auge fällt schwindlig zu seinem Standort zurück, wird von einzelnen Zweigen auf der Böschungseite aufgefangen und geleitet an einem immer stärker werdenden Stamm in eine Tiefe hinunter, die ein leerer Raum über dem Bodenlosen ist. Zwischen einer nicht zu ermessenden Höhe und einer nicht zu ermessenden Tiefe schwankt plötzlich der zwischen ihnen aufgehängte, in seiner Sicherheit fragwürdig gewordene Weg.

In vielen Kehren führt er in die Wurzelhöhe der Bäume. Die Wurzeln drängen sich schwellend aus der Erde heraus ans Licht und fliehen immer weiter über den Boden hin nach allen Seiten, um den Stamm zu stützen und zu nähren. Denn unter seinen Zweigen würden sie und er verdorren. Eine dicke Fülle brauner Nadeln – wievieler Jahre erstorbenes Wachstum? – bedecken den Boden und haben das Grün, das überall üppig wuchert, mit ihrer Last erstickt. Die Zweige streichen fast den Kopf des Wandernden. Aber nur an ihren äußersten Spitzen tragen sie

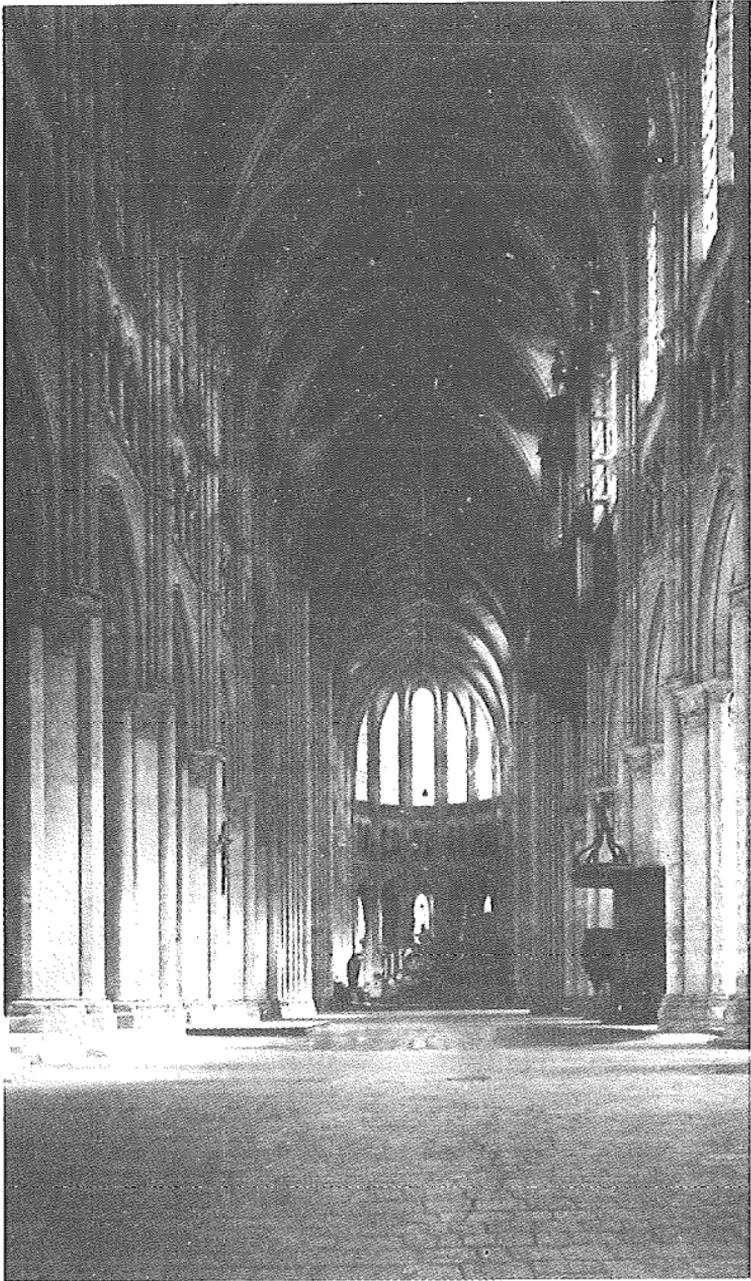
frisches Grün. Je mehr sie sich dem Stamm nähern, je mehr sie unter den Schatten ihrer höheren Geschwister kommen, desto kahler werden sie, desto hängender, gedrückter, gebogener, und an vielen Stellen stecken nur noch die letzten Stumpen längst abgeknickten Daseins im Stamm. Leben, das sich selbst auslöscht, um steigen zu können, Leben, das sich selbst flieht, um Kräfte zu sammeln, Leben und Tod unendlich durcheinander geflochten.

Bald in kleinen, bald in weiter ausholenden Serpentina windet und schraubt sich der Weg wie um eine unsichtbare Achse. Man kommt nicht weiter durch die Breite des Tals, nur höher hinauf in einen kleinen Bezirk. In fast regelmäßigen Abständen wird die Stille des Waldes von dem Rauschen eines Baches durchbrochen. Eine silberhelle Wasserader stürzt in Stufen zwischen dunklem Gestein herunter. Fruchtbar aufgeschossene Grasmassen, überhängende Baumzweige neigen sich schützend mit Dunkelheit über dieses Licht am Boden, das aus einer klaren Höhe unablässig in die Tiefe rollt. Wie kraftvoll dieses Aufreißen des Hanges, dieses Sich-Eingraben in den Boden, dieses Bewahren und Sammeln des Lichtes unter Schatten und über Stürzen! Welch ein Geschick, fallen zu müssen, um sich vollenden zu können. Vielleicht ist dies Bewahren des fallenden Lichts im Grunde unseres Wesens das wahre Leben, die unsichtbare, geheimnisvolle Achse, um die herum wir die Erscheinung unseres Lebens aufbauen, während wir aus einer Tiefe titanisch gegen den Himmel anzustürmen glauben. Steigend sich aufhellende Dunkelheit – weil ursprünglich gefallenes Licht. Baum und Bach – innerste Ergänzung.

Dieselben Bäche, dieselben Lichtungen, dieselben Baumgruppen kehren wieder. Was sich von unten als undurchdringliche Mauer darstellte, öffnet sich jetzt von

oben dem zurückgleitenden Auge. Man genießt den Schein, als ob man das Geheimnis durchdrungen hätte, während man es umschritt; als sei klarer denn die Zukunftsahnung die Vergangenheit, weil die Zeit mit Dingen und Ereignissen ausgefüllt war. Und diese frohe Illusion ist fast ein Zwang des Körpers, der sich im Steigen von Schwere befreit hat und leichter geworden ist. Er hat die Arbeit des Geistes geleistet und glaubt sich selbst Geist geworden, obwohl die Bäume immer noch unermeßlich über ihn hinausragen. Aber durch das Steigen ist er gleichsam ihr Bruder geworden, ihnen unendlich nahe und verwandt. Und jetzt ganz eingesponnen zwischen ihnen, schwingend in dem Rhythmus der steigenden Stämme und der sinkenden Zweige, in dem Wechsel naher Dunkelheit und durchscheinenden Lichtes, erhabener Stille und stakkierten Rauschens; einer von ihnen im hängenden Wald des Lebens!

Und nun doch durch stetes Wandern, aber unerwartet aus ihren dunklen und heimlichen Bezirken über ihre Wipfel herausgehoben – nicht in die letzte Höhe, aber in eine endgültige Lichtung. Senkrecht unter mir liegt die am Anfang durchquerte Wiese im Abendschatten. Nach den mühsamen Umwegen scheint die Welt gewandelt. Was unten eine unförmliche und unübersichtliche Masse war, hat klare und faßbare Gestalt bekommen. Was unten der Weg versperrte, umgeht jetzt das Auge als einen kleinen Fleck in einem großen Ganzen. Die Täler umzirken die Berge und dehnen sich weit in die Tiefe. Neue Gipfel-massive sind aus der Tiefe aufgestiegen, der Raum ist weiter geworden und läßt immer größere Weiten ahnen. Die erste Enge ist gesprengt, der erste Schleier ist gefallen, die ersten Runen sind lesbar geworden. Aber im Rücken steigen unbewaldet steilere Hänge.



Mittelschiff der Kathedrale von Chartres

Reisen in Frankreich
1935



Max Raphael, in Davos 1934

Die Schwierigkeit, vor der ein solcher Versuch steht, ist vielleicht das Charakteristischste, was man sagen kann: die Fülle der Eindrücke war so groß, daß jede Verallgemeinerung bereits den Verzicht auf die Wirklichkeit und Wahrheit einschließt. Und diese Mannigfaltigkeit war keineswegs eine wirre Buntheit, sondern es waren hunderte von Variationen über ein Thema – nur, daß eben dieses Thema unabhängig von den Variationen nicht zu fassen ist. Sie wissen, mit welcher Leidenschaftlichkeit ich Philosoph bin, d. h. ein Mensch, der im Besonderen das Allgemeine zu sehen gewohnt ist, und dem das Besondere in seiner Einmaligkeit und Individualität buchstäblich unter den Augen wieder verschwindet, weil er nicht die Mittel besitzt, es auszudrücken. Aber alles was ich auf dieser Reise gesehen habe, zwang zum *Genuß* des Einmaligen.

Ich habe in den letzten zwanzig Jahren meines Lebens viele schöne und große Dinge gesehen: ich war in den Alpen, in Sizilien und vor den dorischen Tempeln – aber ich muß gestehen, daß diese Reise das erste Erlebnis seit dem Krieg war, das mich zu einem vollständig entspannten Genuß gezwungen hat. Und dabei war die bewältigte Arbeitsmasse nicht gering. Ich habe ungefähr sechzig Kirchen studiert, habe mehrere hundert Plastiken beschrieben und zum Teil nachgezeichnet – ganz zu schweigen von den Museen. Die Hitze war oft so groß, daß die Arbeit vor den Kirchenportalen eine fast unmenschliche Anstrengung kostete. Und trotzdem überwog der Genuß alles andere. Woran lag das?

Zunächst wohl an der Eigenart der Landschaft. Auf den Hügeln über dem Loiretal sagte ich einmal zu einem Bauern, daß der Boden seines Landes sehr fruchtbar sei. Er entgegnete: vielleicht nicht so fruchtbar, aber es wachse von allem etwas. Dies ist außerordentlich richtig.

Die Mannigfaltigkeit der Früchte ist erstaunlich, und der Boden ist fruchtbar; man muß ihn nicht ausquetschen, man kann seine Erträge wirklich kultivieren. In den Weinbergen haben die Reben einen solchen Abstand, daß man mit Pferd und Pflug zwischen den einzelnen Reihen hindurchgehen kann. Die Arbeit verliert sehr viel von dem Knechtischen, das sie in den Sandgegenden Deutschlands an sich hat, wo der Mensch nur ein anderes Arbeitstier ist – ein Tier, das sich selbst ins Joch spannen muß, um essen und das heißt leben zu können. Diese Mannigfaltigkeit der Früchte gibt der Landschaft etwas Mildes, etwas Harmonisches – einen Gleichgewichtszustand, der sich auf die Menschen überträgt und sie von all dem Krampfhaften einer zu großen Dürftigkeit, einer zu großen Einseitigkeit der Früchte, einer zu sklavischen Arbeit befreit.

Dementsprechend wird die ganze Haltung des Menschen zur Landschaft, sein Landschaftsgefühl ein ganz anderes als das deutsche. Jene Anbiederung an die Natur, die man Pantheismus nennt, und die stillschweigend das Unmögliche voraussetzt: daß der Mensch der Natur ganz adäquat sei, daß er ganz in sie ein- und aufgehen könne – diese Haltung ist der französischen Landschaft gegenüber ganz unmöglich. Sie zwingt den Menschen zu einer Distanz, in der sich ihr Anderssein und ihre Art von Überlegenheit gegen das einzelne Geschöpf ausdrückt. Aber umgekehrt wahrt sie dem Menschen seine Selbständigkeit und schützt ihn vor jener Mystik, die meint, man könne im Sich-selbst-Verlieren irgendeine Erlösung finden.

Sie werden leicht verstehen, welchen Anstoß dies für die künstlerische Gestaltungskraft bedeutet, und ich möchte sagen, daß die französische Kunst darin eine ihrer stärksten Quellen hat, daß die Natur seines Landes den Menschen auf sich selbst zurückweist. Dieser Zusammen-

hang ist vielleicht nicht so direkt, wenigstens nicht nur direkt – er ist sicherlich vermittelt und verstärkt durch die Beziehung der Menschen, insbesondere der Geschlechter und der Generationen zueinander. Die französische Liebe, so intensiv sie sein mag, kennt nicht die Mystik des Tristan und Isolde-Verhältnisses, die Wollust des Sich-Verlierens. Umgekehrt: die Hingabe wird um so stärker, je mehr man *in* der Hingabe sich selbst bewahrt. Die Erhöhung, nicht der Verlust der Persönlichkeit in der Liebe ist das Entscheidende. Das gilt auch für das Verhältnis der Kinder zu den Eltern. Die Kinder haben einen Grad von Eigenwesen und Selbständigkeit, der sie selbst gegen alle Affenliebe der Eltern sichert. Sicher haben sich alle diese Dinge erst im Verlauf der Geschichte entwickelt, aber die Grundlage für die Möglichkeit einer solchen gesellschaftlichen Entwicklung war sicher die Eigenart der Natur, der Landschaft.

Die Sicherheit, die ein alle Früchte ohne allzu große Anstrengungen des Menschen hervorbringender Boden gewährt, zeigt sich nicht nur in der Großzügigkeit diesem Boden gegenüber; sie zeigt sich auch in der Großzügigkeit gegenüber allen fremden Kulturen. Sie finden in den Kirchen des Mittelalters persische, syrische, arabische, byzantinische Einflüsse, aber selbst dort, wo man fast wörtlich wiederholt, keine stupide Nachahmung, sondern eine eigene Schöpfung, die für sich bestehen kann. Man hat nie den leisesten Versuch gemacht, diese Quellenfülle zu verdecken, man hat es nie nötig gehabt, weil die Art der Umsetzung etwas völlig Neues geschaffen hat. Man spürt überall den Stolz auf diese wahrhaft internationale Weltläufigkeit, weil sie den Glanz des eigenen Gesichtes, die Kraft des nationalen und persönlichen Genies nur um so stärker zur Geltung kommen läßt. Eine Reise durch

Frankreich wird ganz von selbst eine Reise durch die Welt in der Nußschale, und trotzdem verläßt man keinen Augenblick diese »douce France«, dieses »pays bien équilibré«.

Sie reisen durch die verkürzte Welt und durch die unverkürzte Geschichte. Italien ist ein Museum voll schöner Dinge, die zur Gegenwart keine Beziehung haben, diese Gegenwart eher behindern als fördern. In Frankreich ist die Anzahl und der künstlerische Wert der Denkmäler gewiß nicht kleiner, aber sie sind lebendig geblieben, ein Stück Gegenwart. Als ich irgend eines der nach Tausenden zählenden Schlösser ansah, sagte mir ein Arbeiter: »Die Feudalherren damals haben nicht wenig das Land ruiniert, aber unsere heutigen Feudalherren machen es ebenso, immer noch einen Krieg.« Dieses Nichtabbrechen der Tradition, dieses Lebendigsein der Tradition hat für den Menschen eines ganz traditionslosen Landes, wie es Deutschland ist, etwas Erschütterndes. Noch lange ehe Sie das erste Museum betreten haben, wissen Sie, daß jeder Ihrer Schritte, jede Ihrer Fahrten durch dieses Land von mehreren Jahrtausenden reicher und erfüllter Geschichte begleitet ist, denn Sie stoßen fast überall auf römische Überreste oder unmittelbare Nachwirkungen römischer Kultur. Es war kein Zufall, daß meine Reise fast mit dem Besuch prähistorischer Höhlen endete, und daß diese Höhlen voll von Zeichnungen, Plastiken und Malereien waren. Und die Zahl der französischen Besucher dieser Höhlen ist beträchtlich, man lebt hier mit den ältesten Spuren seiner Geschichte.

Weltläufigkeit und lange Geschichte führen natürlich zwangsläufig zu einer sehr relativen Betrachtungsweise aller Dinge und zur Skepsis, die eine gewisse Trägheit des Willens einschließt. Es sind starke Notzustände erforder-

lich, um eine Handlung, oder gar eine gemeinsame Handlung auszulösen. Die französische *société* von heute ist die Form, in der ein Individualist gesellig ist. Dieser Individualismus hat eine sehr materielle Grundlage: das Privateigentum. Die Magie der Formel: *liberté, égalité, fraternité* ist wohl schon lange verblaßt, aber mit dem Wort: *C'est propriété privée* können Sie noch heute in Frankreich Wunder wirken. Die Einzäunungen von Privatbesitz auf dem Lande haben stellenweise einen solchen Umfang, daß Sie in der schönsten Landschaft zwischen Hecken gehen, die Ihnen stundenlang jede Aussicht versperren und die Fußwanderung zu einer langweiligen Sache machen. Natürlich folgt aus diesem Individualismus ein Mangel an Organisation, z. B. in den Verkehrsmitteln, und die Benutzung des Autobusses wird zu einem Problem ersten Ranges, weil man die größte Mühe hat, einen Fahrplan zu erfahren. Auf der andern Seite führt dieser Individualismus zu einer Abwechslung in Dingen, an deren ganz stereotypen Charakter wir gewöhnt sind, z. B. die Tür- und Fensterverschlüsse oder vor allem die Küche. Das immer gute und meistens reichliche Essen hat die großen geistigen und körperlichen Anstrengungen dieser Reise allein ermöglicht. Ich habe nie in meinem Leben mit einem solchen Genuß gegessen.

Sie werden mich nun vielleicht fragen, was mich veranlaßt hat, diese große und anstrengende Reise durch Frankreich zu machen. Abgesehen von dem Wunsch, mehr über die Anschauungen der Provinz zu erfahren, war es das Verlangen, die Kunst des XII. und XIII. Jahrhunderts näher kennen zu lernen. Ich wollte mir ein Urteil bilden, ob es möglich ist, an diesem Teil der Geschichte (Entstehung, Veränderung, Verfall des romanischen und gotischen Stils) ein Kapitel Kunstgeschichte zu schreiben, die

meinen übrigen Anschauungen entspricht. Als ich anfang zu studieren, war ich entsetzt, wie wenig die Kunstgeschichte eine Wissenschaft ist. Alles was ich in diesen fast dreißig Jahren getrieben habe, waren Studien, die zur Lösung des Problems »Kunstgeschichte als Wissenschaft« nötig waren. Ich glaubte, jetzt so weit zu sein, daß ich das alte Problem mit Erfolg in Angriff nehmen könnte. Im Prinzip habe ich mich nicht getäuscht. Aber es hat sich nun eine konkrete und sehr entscheidende Schwierigkeit eingestellt: die Fülle des Materials. Da eine Arbeit nach Photographien zu nichts führt, weil die Reproduktion alles Wichtige unterdrückt, so müßte ich noch eine ganze Serie solcher Reisen machen, was ziemlich viel Geld und den politischen Frieden voraussetzt, der heute sehr viel weniger sicher ist als je. Ich weiß daher im Augenblick nicht, ob ich eine Arbeit, die so viele Jahre und so große Kosten erfordert, aufnehmen soll, um dann mitten drin unterbrochen zu werden. Ich habe aber einige sehr hübsche Einzelresultate mitgebracht, ich werde versuchen, diese zu veröffentlichen und dann wird sich alles weitere allmählich finden.

Chartres

Die erste Station meiner Reise war Chartres. Ich kam diesmal nicht von Versailles durch das Tal der Chevreuse, habe also auch nicht hinter Rambouillet die Kathedrale über den Horizont der Ebene aufsteigen sehen. Dieser Gegensatz zwischen einer waagrechten Landschaft und den steil aufsteigenden Türmen zeigt sogleich einen Gegensatz zwischen der Natur und der christlichen Geisteswelt, einen Gegensatz, den die griechische Kunst nicht

gekannt hat. So kam es, daß ich, nachdem ich die Straßenzüge der neueren Stadt durchschritten hatte, aus einer engen Gasse heraus die Westfront der Kathedrale als eine große lichtstrahlende Ebene vor mir hatte. Es war der Nachmittag eines klaren blauen Sommerhimmels, die Sonne neigte sich schon etwas gegen Südwesten, aber es war viel weniger das Zurückstrahlen dieses natürlichen Lichtes als ein warmes Leuchten des Kalksteins von innen her, das den Eindruck vermittelte, als sei diese Kirche nicht aus Stein sondern aus einer immateriellen Substanz, aus Licht gebaut, aus einem milden Licht, das alle Schatten in sich hineingenommen und dadurch als äußeren Kontrast ausgeschaltet hat. Es war eine Klarheit, die alles zu offenbaren schien, und doch viel geheimnisvoller war als alle Dunkelheiten.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ich gegenüber der Kirche wohnen konnte, und an den langen Abenden nach der Arbeit hatte ich Gelegenheit, stundenlang in dieses den Stein völlig von seiner Schwere und von seiner Materialität befreiende Licht zu schauen. Zwischendurch las ich in einem kleinen, aber ungewöhnlich gut geschriebenen Buch über mittelalterliche Philosophie, das mir ins Gedächtnis rief, daß es lange vor der Erbauung der Kathedrale eine Philosophenschule in Chartres gab, deren Geist in dieser Stadt hängen geblieben zu sein scheint, in jedem Fall in der Kirche selbst ein neues, anderes Leben erhalten hat. Alle diese Philosophen waren sehr stark von Plato und den Griechen beeinflußt, und ich glaube, daß sich dieser Einfluß nicht nur in einigen Figuren des Nordportals geltend macht, sondern auch im Grundriß der Kirche selbst, wo das lateinische Kreuz mit den ungleichen Armen aufgegeben ist zugunsten einer Lage des Querschiffes in der Mitte des Längsschiffes. Die Achtung und

Verehrung der Griechen war ungeheuer. Einer dieser Philosophen, Bernard de Chartres, hat einmal gesagt: »Nous sommes comme des nains assis sur les épaules des géants.«

Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, in welchen ungeheuren Spannungen die damaligen Intellektuellen gelebt haben: sie standen vor der Aufgabe, die biblische Erzählung von der Entstehung der Welt zu versöhnen mit der Ideenlehre ihres »Freundes Plato«, was zugleich die andere Aufgabe einschloß, die Gegensätze der platonischen und aristotelischen Philosophie zu überbrücken. Sie konnten dies zunächst nur dadurch, daß sie eine vermittelnde Gruppe von »Formen« annahmen, die in ihrem reinen und allgemeinen Zustand Gott angehörten, in ihrem besonderen aber der Welt und der Materie. Es war also notwendig ein Akt, eine Tätigkeit, die beide verband, was zusammen mit diesen vermittelnden »Formen« die Gefahr einschloß, das Absolute und das Irdische so eng zu verbinden, daß ein Pantheismus entstand, der von der Kirche strengstens abgelehnt wurde. Man könnte sagen, daß alles geistige Leben des XII. und XIII. Jahrhunderts – das philosophische wie das künstlerische – darin bestand, eine Lösung dieses Zwiespaltes zwischen einem einzigen, einfachen, alles umfassenden Absoluten und der Mannigfaltigkeit der physischen und geschichtlichen Welt zu finden. Die Fülle dieser Lösungsversuche ist überwältigend, und einer der größten Reize dieser Reise bestand für mich darin, ihre verschiedenen Erscheinungsformen in der Philosophie in den Werken der Architekten und Bildhauer wiederzufinden. Als man anfing, die Kathedrale von Chartres zu bauen, hatte man bereits eine verschwenderische Anzahl von Möglichkeiten verausgabt; selbst diejenige eines weisen Kritizismus, der in

Chartres selbst von einem Engländer gepredigt wurde, da er in der Fülle der Systeme nur eine Konfusion seiner Zeit sehen konnte, deren Ursprung darin läge, daß die Philosophen nach der Art der Erbauer des Turmes von Babylon eine Theomanie unternommen hätten. Es blieb also, wollte man nicht in einen vollständigen Skeptizismus oder in eine komplette Ignoranz verfallen, nur übrig, eine Synthese dieser Mannigfaltigkeit zu finden, und eben dies ist dem Architekten der Kathedrale von Chartres gelungen, wodurch sie zum Zentrum und zum künstlerischen Gipfel der gesamten Kunst des Mittelalters wird.

Ganz im Bann dieses ebenso klaren wie undurchdringlichen, ebenso hellen wie dichten Lichtes las ich eine kurze Zusammenfassung der Theorie eines englischen Philosophen, der ein Zeitgenosse des Erbauers der Kathedrale war, und dessen geistige Schulung aus Chartres stammte, das damals »un véritable milieu anglo-français, humaniste, platonicien et mathématicien« war. Dieser Robert Grosseteste behauptete, daß in der Schaffung und Beschaffenheit der Welt das Licht die Hauptrolle spiele. Es sei ein fast unkörperlicher Stoff, aus dem alle Dinge gemacht sind. Es breite sich von einem gegebenen Punkt von selbst kugelartig aus, so daß es durch seine eigene Bewegung nicht nur Anfang und Ende, sondern durch diese dauernde Selbstveränderung die drei Dimensionen und die Körperlichkeit selbst schaffe. Als von Gott geschaffen, ist es ursprünglich ohne Ausdehnung, sobald es aber von Gott an die Materie verhaftet ist, dehnt es diese Materie durch seine dauernde Veränderung zu einem notwendig endlichen Universum von Kugelgestalt aus. Sie sehen, wie sich so im Licht die Gegensätze des Absoluten (Gottes) und der Materie zusammenfinden, von dieser letzteren wieder eine stoffliche und eine räumlich-körper-

liche Seite. Er folgerte hieraus zum ersten Mal den ganz modernen Grundsatz, daß man die Natur nur begreifen könne, wenn man die Mathematik auf die Physik anwende, ja auf die Physiologie und die Psychologie. Vermöge von Linien, Winkeln und Figuren könne man alle Ursachen aller natürlichen Wirkungen angeben.

Dieses Ineinander von metaphysischer und rein wissenschaftlicher Bedeutung, von material-stofflicher und mathematisch-geometrischer Bedeutung des Lichtes erfährt die überraschendste Bestätigung, wenn man den Innenraum der Kathedrale von Chartres betritt. Denn das Eigentümliche *dieses* Versuches, das Unendliche, stets über sich Hinausweisende gestalten zu wollen, besteht hier darin, mit Hilfe des Lichtes das Religiöse architektonisch und die Architektur so künstlerisch wie möglich zu formen. Mit Hilfe des Lichtes werden die so entgegengesetzten Prinzipien der christlichen Religion und der rationalen Konstruktion, der Konstruktion und der Raum- und Körpergestaltung zur vollkommensten Harmonie verbunden. Glaube, Konstruktion und Raumgebung, Gefühl, Berechnung und Anschauung bilden ein unauflösbares Gleichgewicht, und gegen die Einseitigkeit der Theologie setzt sich die Totalität, Schönheit und Sensibilität der Kunst durch. Wie äußert sich das im einzelnen? Hauptsächlich dadurch, daß Sie in einen rings begrenzten Raum gestellt werden, der aber keine fühlbaren Grenzen hat. Nach allen drei Richtungen heben sich die Grenzen auf, nachdem die Mauern ohnedies durch die hauchdünnen Schichten der Gewölbe und der Glasfenster ersetzt sind, ja Ihr Empfinden wird in allen drei Dimensionen über diese Grenze selbst noch hinausgeführt: das Unendliche wird vom Endlichen aus, wenn auch nicht wie in den romanischen Kirchen innerhalb des Endlichen, gestaltet.

Die meisten Mittel, mit denen dieser Eindruck erreicht ist, sind so gut verborgen, daß selbst die Gelehrten sie bisher nur sehr unvollständig entdeckt haben. Es scheinen mir dies die folgenden zu sein:

Ihr Blick wird zunächst einmal in die Tiefe gezogen, und zwar so, daß der Endpunkt nicht in Ihrer Augenhöhe zu liegen kommt, sondern wesentlich höher in dem oberen Fenster des Chores, also in einer ziemlich steil ansteigenden schiefen Ebene. Aber da man um die Apsis einen Umgang mit Kapellen gelegt hat, so fällt Ihr Blick auf einer wesentlich kürzeren Strecke, und damit viel schneller in die Tiefe bis unter Ihre Augenhöhe herunter. Diese Brechung der Geraden verlängert die durchlaufene Strecke und da das Auge nur farbigem Licht und nicht einer harten Mauer begegnet, so gewinnt es die Illusion, daß die durchlaufene Strecke ohne Grenze, also unendlich sei.

Dieser Eindruck verstärkt sich dadurch, daß Sie in einem durch die Pfeiler zu einem Rechteck abgegrenzten Joch stehen, dessen Tiefe nur ein Achtzehntel der ganzen Länge ist. Und da seine Breite und Höhe das Fünffache seiner Tiefe betragen, so stehen Sie in einer Zelle, die gerade die Dimensionen überbetont, die Ihrer Blickrichtung entgegengesetzt sind. Dadurch entsteht eine Spannung zwischen dem durchgeformten Einzelteil, das sich in viele formale Glieder zerlegt, und dem Ganzen, das Ihr Auge durchläuft, oder mit andern Worten: eine intensive Gegensätzlichkeit zwischen dem, was räumlich durchgebildet ist, und dem, was eine reine Bewegungsrichtung bleibt.

Sie finden in allen Lehrbüchern die Anschauung, daß die gotische Kirche aus einer Aneinanderreihung, aus einer Addition von Einzeljochen besteht. Ich halte diese

Meinung für vollständig falsch. Das erste und wichtigste ist die Spannungsbeziehung zwischen einem dreiteiligen, d. h. die Seitenschiffe mit einbegreifenden, räumlich durchgeformten, also relativ endlichen Joch und der ganzen und unendlichen Tiefenrichtung des Mittelschiffes (was genau ein Verhältnis von 1:4 ergibt).

In dem einzelnen Joch ist die Höhe etwas größer als die Breite (ungefähr im Verhältnis 8:9); aber die Wirkung der Höhe ist wesentlich größer und ganz besonders in Chartres, wo die durch die Perspektive bedingte Senkung der Decke fehlt, die in fast allen gotischen Kirchen den Eindruck des Unendlichen sehr schwer beeinträchtigt. Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, wie der Architekt dieses Wunder zustande gebracht hat, und ich habe schließlich die Lösung in einem Buch gefunden, dessen Autor, ein Ingenieur, nicht einmal das Problem gesehen hat. Das Kreuzgewölbe besteht in seinen Diagonalen über dem rechteckigen Grundriß nicht aus einem Halbkreis, sondern aus überhöhten Spitzbögen. Damit verschwindet jede Schwere und jedes Lasten der Decke ebenso wie jede Neigung in die Tiefe, die die Unendlichkeit dieser Richtung in einer sehr bösen Weise vollständig aufhob. Was jetzt bleibt, ist der Eindruck einer hauchdünnen Grenze (in Wirklichkeit 30–35 cm Dicke) des Gewölbes, das zwar nicht das Auge und das Körpergefühl, wohl aber der Geist des Menschen durchdringen kann.

Etwas prinzipiell Ähnliches ist in einer ganz anderen Weise an den Seiten verwirklicht. Hier begegnet Ihr Auge den großen Flächen der Glasfenster. Sie sehen und tasten, wie dünn diese Schicht ist, und doch können Sie sie nicht durchdringen, denn die Farben haben das Glas undurchsichtig gemacht und die Art, wie sich jede Scheibe aus kleinen Stücken aufbaut, wie Gruppen von Ornamenten

geschaffen sind, die durch ihre Modellierung zwischen ganz kleinen Abständen räumlich sehr stark vibrieren, macht aus jedem Fenster eine in sich geschlossene Grenze, deren Undurchdringlichkeit ebenso groß wie ihre Dicke gering ist. Damit ist ein ganz bestimmter Ausdruckszweck verfolgt: Sie sehen die Konstruktion, sie ahnen die schräg nach außen stoßenden Kräfte der Gewölbebögen, aber Sie *sehen* nicht, wie diese Last statisch ausgewogen wird. Sie können zunächst nur ahnen, daß hinter den Fenstern etwas sein muß, was bewirkt, daß die Kirche nicht zusammenfällt. Der Architekt treibt Sie sogar dazu, draußen zu suchen. Denn die Pfeiler, die den senkrechten Teil der Last aufnehmen, scheinen nicht gerade zu stehen, weder senkrecht zum Boden noch parallel zueinander, sondern sich von unten nach oben auseinander zu spreizen, so daß der Eindruck einer außerordentlichen Labilität des ganzen statischen Systems entsteht, als ob die Gewölbe die Pfeiler nach der Seite auseinanderdrängten. Ob dies auf eine wirkliche Verjüngung des Durchmessers zurückzuführen ist oder nur ein perspektivischer Effekt, konnte ich nicht feststellen, aber ich vermute, daß der letztere durch eine Verschmälerung unterstützt wurde. Damit wird das Gleichgewicht selbst dynamisch, das Auge verlangt zu wissen, wie denn das Ganze stehen kann, eine gewisse Unruhe und Angst bemächtigen sich des Menschen, und ohne es zu wissen, wird er so auf eine Kraft hingewiesen, die außerhalb dieses Innenraumes liegt.

Die ganze Stimmung führt den naiven Menschen auf die transzendente Kraft Gottes, der wissende Mensch dagegen schaut sich die Strebepfeiler und Strebebögen des Außenbaues an. Aber er kommt auf diesem Umweg doch zu dem Resultat des naiven Menschen. Denn er sieht zwar

sehr starke Stützen, aber er sieht nicht, was gestützt wird, denn von außen sind die Glasfenster noch undurchdringlicher als von innen, zugleich aber im Gegensatz zu den dicken Mauern und Pfeilern noch dünner als von innen; er sieht auch, daß die Bögen, die sich von den Pfeilern zu der Mauer hinüberschwingen, unter dem Dach einen Raum bilden, der den Baukörper gegen die umgebende Luft von außen nach innen abschließt, aber dieser Raumkörper bleibt unvollständig, er verweist nach innen, er genügt sich ebenso wenig selbst wie die Konstruktion, mit der er aufs engste zusammenhängt. So weist das Innere nach außen, das Äußere nach innen, aber die trennende Schicht ist unüberwindbar, und die echt christliche Paradoxie liegt gerade darin, sie so dünn wie möglich zu machen, damit immerfort der Eindruck entsteht, daß man ganz nahe am Ziel der Einheit ist und sie doch aus eigener Kraft nicht erreichen kann. Das was ist und das was uns erscheint, steht in einem dauernden Widerspruch zueinander und verhindert, daß die Kunst etwas anderes werden kann als die Dienerin Gottes und der Theologie.

So greift das Rationale und das Irrationale ineinander. Und man kann allgemein sagen, daß die christliche Architektur die rationale Gestaltung einer ganz bestimmten Irrationalität ist: des unendlichen, transzendenten Gottes, der mit dem Menschen durch die göttliche Gnade einerseits und durch das menschliche Streben andererseits verbunden, und doch immer von ihm durch eine unüberbrückbare, aber ebenso unendlich groß wie unendlich klein erscheinende Kluft getrennt ist. Diese Gegensätze zeigen sich besonders deutlich in der Grundlage, die alle Proportionen bestimmt, und die das Verhältnis des Menschen zum Unendlichen ist. Die einzelnen Steinschichten machen ungefähr ein Fünftel der menschlichen Körper-

höhe aus, so daß jede einzelne den Menschen vollständig intakt läßt, ja ihm eine sehr spürbare Überlegenheit sichert. Aber das gesamte Architekturglied, zu dem sie aufgemauert sind, z. B. der Pfeiler, überragt den Menschen in Gliederungen vom Sechs- bis zum Fünfzehnfachen, das heißt unendlich. Nehmen Sie zu dieser Spannung zwischen dem Endlichen der Steinschicht und dem Unendlichen des Architekturgliedes (immer in bezug auf den Menschen) hinzu, daß die Höhe der Steinschichten wechselt, und daß jede Regelmäßigkeit in der Aufmauerung wie die Fugenkonkordanz vermieden wird, so sehen Sie, daß im einzelnen Bauglied – wie im Ganzen – eine mögliche Relativierung erstrebt wird, die dann das Absolute indirekt, das heißt als außerhalb der Konstruktion, hervorruft.

Man hat versucht – und das ist die einzige geistvolle Architekturtheorie – die mittelalterliche Architektur rein rational zu erklären. Das war ein sehr fruchtbarer Irrtum, der aber nicht einmal die Rationalität bis ans Ende treiben konnte. So bin ich sehr erstaunt, von niemandem betont zu finden, daß Chartres einen Grundriß aufweist, der vom lateinischen Kreuz vollständig abweicht – denn der Kreuzesarm des Querschiffes liegt genau in der Mitte – und der trotzdem kein griechisches Kreuz ist, denn die Arme des Querschiffes haben nur die halbe Länge des Längsschiffes oder des Chores. Der Grundriß stellt ein gleich langes dreiteiliges Hauptschiff einem fünfteiligen Chor gegenüber (was man allerdings nur von der Vierung aus sehen kann, in der sich Längs- und Querschiff kreuzen), und dieser Gegensatz wird ausbalanciert durch ein Querschiff, das dieselbe dreiteilige Form hat wie das Längsschiff, aber nur eine halbe Länge. Alle Motive der Tradition des 12. Jahrhunderts kreuzen sich hier mit der

vollständig griechischen Art des Raumempfindens und verbinden sich in ihrer Durchdringung zu einer Synthese, die großartiger und christlicher ist als die der Renaissance. Es wird mit Hilfe des Griechischen das rationale Moment verstärkt, aber auf der Ebene des Christlichen.

Es wäre noch viel verhängnisvoller und unfruchtbarer, wollte man die mittelalterliche Architektur nur von einem irrationalen, mystischen Standpunkt aus betrachten, denn man käme nur zu einem uferlos subjektiven Geschwätz oder zu einer Symbolik von Zahlen, Richtungen und Formen, die viel zu allgemein ist und darum weder der christlichen Religion noch dem Kunstwerk noch der Beziehung beider gerecht wird. Allerdings hat die bisherige Theorie, die nur die Konstruktion und die Formen betrachtete, keinerlei Mittel gehabt, das Problem eines erschöpfenden Begreifens zu lösen. Das Mittel scheint mir allein darin zu liegen, daß man das Verhältnis von Konstruktion und Lichtgebung und das durch dieses Verhältnis entstehende Raumgefühl genau analysiert. Mit diesem Hilfsmittel, als ich es endlich gefunden hatte, bin ich zu sehr schönen Resultaten gekommen. Für Chartres kann ich leider nur einige, allerdings sehr bezeichnende Einzelheiten sagen, weil mir das Prinzipielle erst im Laufe der Reise und der Arbeit aufgegangen ist.

Der Raum lebt vom Licht. Und dieses Licht ist nicht das natürliche, das durch weiße Glasscheiben eindringt, sondern ein durch die Farben der Glasfenster bestimmtes, das in einer mittleren Tonalage zwischen Licht und Schatten den Raum gleichmäßig erfüllt – trotz der Verschiedenheit der Farben und dem Wechsel der Beleuchtung mit dem Wechsel der Tageszeiten. Es ist ein Licht, das uns sofort und auf einen Schlag von allen unseren alltäglichen und körperlichen Bedürfnissen befreit und das Seelisch-

Immaterielle als die hauptsächlich geltende Wirklichkeit heraushebt. Vielleicht ist es diese Verwandlung, dieser Umschwung der Akzente, der veranlaßt hat, von einem mystischen Licht der Glasfenster zu sprechen. Ich weiß nicht, ob dieser Ausdruck allzuviel Sinn hat angesichts der Tatsache, daß diese farbigen Fenster in sich selbst nach allen Gesetzen der Kunst durchkomponiert und aufgebaut sind, daß sie in der engsten kompositionellen Beziehung zur Architektur stehen, und daß sie die Klarheit der architektonischen Proportionen und deren Gleichgewichtscharakter nicht im geringsten behindern.

Man könnte für alle diese Punkte beliebig viele Belege anführen. Um mit dem letzten zu beginnen. Ich sprach schon von der merkwürdig neuen, das heißt antiken Gleichgewichtsberechnung zwischen Längsschiff und Chor durch das Querschiff: ich könnte hinzufügen, daß im Aufriß das Triforium zwischen den annähernd gleich hohen Arkaden und dem Fenstergeschoß im Verhältnis von 1:3 steht: daß die Pfeiler und die Öffnungen zwischen ihnen nach dem goldenen Schnitt proportioniert sind. Wichtiger ist der Zusammenhang zwischen den Fenstern und der Architektur. Alle großen Figuren der Fenster in der Höhe des Mittelschiffes überragen mit ihren Köpfen die Kapitele der Pfeiler und beziehen daher ihre Monumentalität und heben gleichzeitig die perspektivisch unvermeidliche Senkung der Linie der Kapitele wieder auf. Die Farben sind durch die Ausschaltung des Weiß, durch die genaue Verteilung derer, die nach vorn kommen und derer, die zurücktreten, zwischen solchen, welche auf der Stelle bleiben und die Ebene halten, zu einer in sich geschlossenen Fläche verbunden, welche durch die Modellierung jedes einzelnen Farbteiles – es gibt in jedem kleinen einfarbigen Stück drei verschiedene Töne – in sich

räumlich vibriert und den Abschluß der Architektur dadurch ebenso vor jeder vollkommen mauerartigen Starrheit wie vor jeder Durchsichtigkeit bewahrt. Die Architektur der Komposition ist so groß und so sehr aus dem jeweiligen Ornament entwickelt, das eine Gruppe von Szenen zusammenfaßt, daß immer ein monumentaler Gesamteffekt den Appell an das religiöse Gefühl überragt. Ich will mit alledem sagen: so sehr das Licht der Glasfenster die innerseelische Wirklichkeit in den Vordergrund hebt, so beschränkt es dieses weder auf die emotionale, noch auf die unbewußte Sphäre. Ganz im Gegenteil: es steigert und konkretisiert, individualisiert, verinhaltet und erhöht das religiöse *Bewußtsein*, und auch dies nicht nur im Sinne einer mystischen Dynamik sondern im Sinne einer ruhenden Atmosphäre, die den Menschen einhüllt und seine Kontemplation auf die feinsten Nuancen abstimmt.

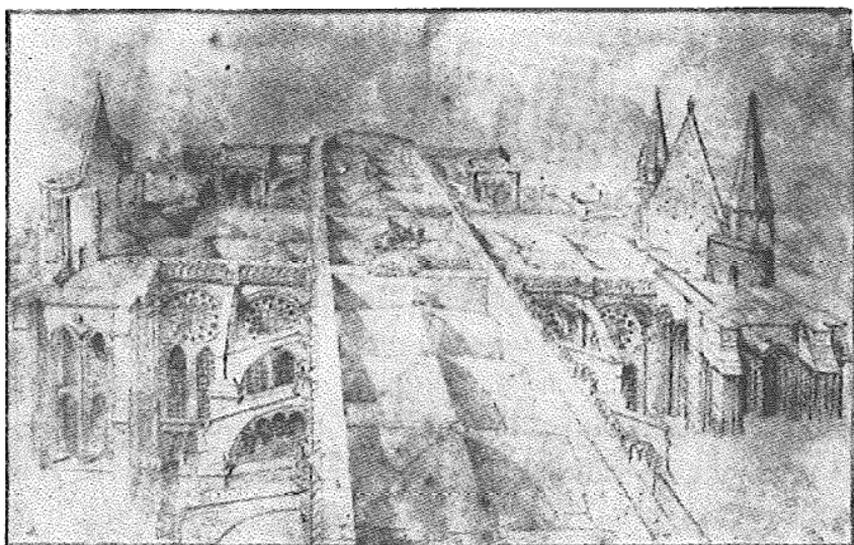
Mit welchen Nuancen der Künstler innerhalb dieser mild dämmernden Lichtatmosphäre ohne scharfe Gegensätze gerechnet hat, kann ich an einer kaum bemerkten oder nie gedeuteten Einzelheit nachweisen. Die Pfeiler haben zwar immer denselben Umfang, wechseln aber ihre Form. Einem Pfeiler mit achteckigem Kern und vorgelegten Halbsäulen folgt ein anderer mit rundem Kern und achteckigen Vorlagen. Konstruktiv hat dieser Stützwechsel nicht den geringsten Sinn, denn auf dem durchgehend rechteckigen Grundriß ist die Lastenverteilung vollständig gleich, was ja auch durch den gleichen Umfang der Pfeiler bestätigt wird. Für die kaum wahrnehmbare Verschiedenheit der Form gibt es nur einen Grund, daß das Licht verschieden gebrochen wird und daß diese Differenzierung der Lichtführung dem Raum ein ungeahntes Leben sichert. Sie sehen, daß wirklich das Licht die Materie

ist, um derentwillen man baut, und daß der Stein nur ein Mittel ist, das Licht, diese eigentliche Materie, zur Geltung zu bringen.

Ich habe Ihnen nun eine kleine Abhandlung nur über den Innenraum geschrieben. Ich habe nichts gesagt über den Außenbau, über seine stets wechselnden Ansichten, deren Verschiedenheit den Baukörper als Kunstwerk relativiert. Ich habe nichts gesagt über die drei Portale, die im Westen, Norden und Süden in die Kirche hineinführen, aus hunderten von Figuren bestehen, die fast hundert Jahre Kunstgeschichte darstellen. Ich habe nichts gesagt von den vielen ungelösten Problemen, die jedes dieser Portale stellt, und von dem Eindruck, den ein näheres Studium in das Leben einer mittelalterlichen Bauhütte gewährt, wo Künstler ebenso plötzlich auftauchen wie verschwinden, und wo ein Wettstreit ohnegleichen zwischen den einzelnen Personen geherrscht hat. Ich habe nichts gesagt von dem Gang, den man zwischen den Strebebeylern um die Kathedrale herum machen kann, wo man ebensoviel Einblicke in das System der Strebebögen gewinnen kann wie Ausblicke in die fruchtbare, weite und doch geschlossene Getreideebene der Beauce und wo zwischen diesen zwei Arten von Blicken plötzlich ein Kopf einen anstarrt, von dem man nicht weiß, ob er mehr indisch oder chinesisch ist. Ich habe nichts gesagt von der Lage der Kirche auf einer Anhöhe über dem Fluß und am Rande der gewundenen mittelalterlichen Straßen. Ich habe nichts gesagt von dem freien Platz hinter dem Chor der Kathedrale, von dem aus man über den Fluß hinweg auf dem jenseitigen Ufer eine ganz moderne Betonkonstruktion mit aufgehängtem Dach sieht (Flugzeughallen) und wo man über den Unterschied zwischen gotischer und moderner Konstruktion und Architektur nachdenken

kann – immer im Genuß der Landschaft dieser »douce France«, die man von den Versen Racines nicht zu unterscheiden vermag in ihrer Wirkung auf das menschliche Gemüt.

Sie können aus alledem, was zu sagen bliebe, schließen, was jeder Tag an Arbeit und Genuß gebracht hat, und wieviel man unerledigt zurückgelassen hat. Ich könnte und möchte jetzt die ganze Reise noch einmal beginnen, und ich bin sicher, daß ich noch mehr Resultate heimbringen würde.



Diese von Paul Durand nach dem Dachbrand der Kathedrale von 1836 angefertigte Zeichnung zeigt, in der ungewohnten Aufsicht, einige der von Raphael betonten Charakteristika: die Besonderheit des Grundrisses, die Eigenart des statischen Systems und das spannungsvolle Verhältnis von innen und außen.

Entwurf
eines Deutschland-Buches
1942/43

An einem dieser verzweifelt hoffnungslosen Tage zwischen dem 20. und 30. Juni 1940, als die Welt der Freiheit und des Geistes tausende Klafter tief begraben schien, stand ein kleiner, kränklich aussehender Mann vor der Tür meiner Hütte... [Raphaels Versteck in Sauçats auf der Flucht in den Süden; im Verlauf des Gesprächs sagt der Franzose, selbst Flüchtling, zu Raphael:] »... In 3 Jahren ist alles anders in Frankreich. Die Sowjetunion wird in den Krieg eintreten, und die Rote Armee wird siegen, denn die Rote Armee ist stark. Dann werden 2 Millionen Kriegsgefangene aus Deutschland zurückkommen und die Regierung Pétain wird ihnen weder Arbeit noch Brot geben können. Das ist die Revolution. Und Sie – Sie können entweder bei uns bleiben oder in ihre Heimat zurückkehren. Ça sera la même chose.«...

Seit diesem Augenblick habe ich mehr über den Frieden nachgedacht als über den Krieg. Ich begann zu begreifen, daß der Friede nicht eine mechanische Folge des Sieges sein kann, sondern eine neue Schlacht, ein erbitterter langwieriger Kampf, der beginnen muß, ehe man den Waffenstillstand unterzeichnet hat.

Und es entstand das Problem, wie kann man den Frieden gewinnen...

So schrieb ich dieses Buch, um die erste Stimme der französischen Untergrundbewegung weiterzutragen – als ein einsamer Wanderer im Exil, ohne anderen Auftrag als den meiner persönlichen Erinnerung an die Stimme eines französischen Arbeiters:

»Et après la revolution vous pouvez rester chez nous ou rentrer dans votre pays. Tout sera la même chose!«

Aus dem Vorwort des Manuskripts »Geschichte des deutschen Industriekapitalismus«, die sich (1944) an den hier abgedruckten »Entwurf« anschließt.

Eine unbegrenzt offene Ebene, die flach ist wie ein gespanntes Tuch... Aus verschiedenen Richtungen laufen Straßen her. Sie werden zu Häuserreihen, kreuzen sich und streben nach entgegengesetzten Richtungen auseinander – vorbei an Feldern und Waldwänden hinaus ins Unendliche...

Der Kreuzungspunkt der Straßen ist eine weite, von Häusern umstellte Leere: der Markt. Hier treffen sich zweimal in der Woche Bauern und Städter, wenn der Handel um ein Pfund Butter oder ein Huhn, um ein Paar Hosen oder Schuhe abgeschlossen ist. Die besseren Bürger überqueren diesen leeren Raum einmal am Morgen und einmal am Nachmittag, um die Geschäftsbriefe vom Postamt zu holen. Und sonst sind die grauen Pflastersteine das einzige Leben des Marktes.

Nur am Sonntag wird es reger. Mitten auf dem Markt steht die protestantische Kirche, in einer angrenzenden Straße, rückliegend in einem Garten die katholische und in einer andern, noch weiter zurück, die Synagoge. Protestanten und Katholiken glauben an den einen Gott und den einen Gottessohn, der für die Sünden der Menschen und ihre Erlösung am Kreuz gestorben ist: aber die Gläubigen gehen zu den Gottesdiensten aneinander vorbei, ohne sich zu grüßen. Zwischen den »Pollaken« (wie man die Katholiken nennt, obwohl es keinen Polen am Ort gibt) und den »Deutschen« besteht nur die eine Lebensgemeinschaft »Jude hepp, hepp!« zu schreien.

Und so schläft der leere Platz bis zum nächsten Wochenmarkt. Die ihn hastig überqueren, grüßen sich selten, und es sind immer dieselben. Denn das Geld scheidet strenger als die Konfessionen. 500 Mark mehr oder weniger jährliches Einkommen, 5000 Mark mehr oder weniger Sparkassenguthaben bekommen die mysteriöse Fähig-

keit, kastenartige Scheidungen zu schaffen. Der Sittenkodex, der Adlige und Bürgerliche trennt, ist nicht so streng wie der ihm nachgeahmte kleinbürgerliche, der zwischen den Leuten mit 100, 50, 10 oder 5000 Mark Ersparnissen unüberbrückbare Schranken aufrichtet. Wehe den jungen Menschen, die sich ineinander verlieben, wenn die Geldbeutel ihrer Eltern einen verschiedenen Umfang haben. Jede Familie ist ihr eigenes Ghetto.

Die Straßen, die vom Markt in alle Himmelsrichtungen hinausführen, scheinen den Bewohnern unendlich lang. Für die, welche nahe bei den Feldern wohnen, ist der Markt die äußerste Grenze, und für die vom Markt ist das Feld die größte Entfernung, die man vernünftigerweise durchmißt: die vom Bahnhof und die vom Schützenhaus begegnen sich nur bei besonderen Festen. Nur ein armer jüdischer Hausierer durchmißt am Beginn und am Ende der Woche einmal die Straßen hinaus in die nächsten Dörfer, um dort von bissigen Hunden und herrschaftlichen Peitschenhieben empfangen zu werden. Und doch zieht auf einer dieser Straßen alles fort in die Großstadt, was jung, energisch und intelligent ist, und gemäß dieser Auslese wird das Leben der kleinen Stadt immer dumpfer und stumpfer. Es wird mit jedem Jahr schwieriger, die Menschen von den Pflastersteinen zu unterscheiden.

Das ist Ostelbien, der besiegte, unterworfenen und besiedelte Slavenboden. Es gibt viele und mannigfaltige Deutschland: ein südliches und ein westliches, das die Römer der Kultur erschlossen und der Antike verbunden haben: ein nördliches, das die Hanse kannte und den spätmittelalterlichen Großraum: ein katholisch-barockes Mitteldeutschland am Main und an der Donau, das die letzten Rötten des christlichen Glaubens herrlicher zum Himmel aufleuchten ließ als irgendein anderes Land in

Europa. Wie groß schien mir der Unterschied zwischen Ostelbien und diesem anderen Deutschland auf meinen Wanderungen – oder in München, wo sich dem jungen Studenten die Welt der bildenden Kunst zum ersten Mal als lebendige Wirklichkeit erschloß! Wie groß noch fast zwanzig Jahre später, als ein protestantischer »kaiserlicher Hofprediger« – 1925! – mir in Halberstadt den Zutritt zu einer mittelalterlichen Kirche mit der Begründung verweigerte, »man« wisse bereits alles, während in Würzburg ein katholischer Geistlicher mir erklärte, das Ausmessen von Kirchen könne ein Gottesdienst sein wie jeder andere. Und wie gering war der Unterschied geworden, als 1931 in München oder in Dresden dieselben Braunhemden die Straßen beherrschten wie in Berlin, Landsberg oder Breslau. Für Ostelbien sind alle anderen Deutschland nichts als Grenzwälle gegen die europäische Kultur, so wie sie einst für die Römer Grenzlande gegen die Barbaren waren. Und dieses ungeformte, kulturlose Ostelbien mit seinen mittelalterlichen Herrschafts- und Knechtsgewohnheiten hat sich alle übrigen Deutschland mit großer Zähigkeit zu einer unauflösbaren Not- und Lebensgemeinschaft unterworfen.

An einem sonnigen Aprilmorgen des Jahres 1921 verließ ich den Marktplatz der kleinen Stadt in Richtung zur polnischen Grenze.

»Was sind das für schwere Wagen, die diese Nacht von 1–4 Uhr ununterbrochen über den Marktplatz gerattert sind?«, hatte ich gestern meinen Vater gefragt.

– »Du mußt geträumt haben. Und im übrigen, laß das ruhen.«

Sollte man wirklich zwei Jahre nach der Niederlage . . . ?

Die Ebene dehnte sich unter meinen Füßen. Nach allen Seiten streckten sich die Felder, und das Auge fand bis zum Horizont nirgends einen Halt oder eine Grenze... Hier und da ein Baum, dessen Zweige sich spärlich und gewaltsam in die Luft reckten. Ich stand verloren irgendwo in einer unendlich offenen Weite, in der jede leise Wendung des Schrittes nach links oder rechts in andere Orte und weit voneinander entfernten Gegenden führen mußte. Kein Flößchen zeichnete einen natürlichen Weg oder wies in eine bestimmte Richtung.

Plötzlich hielt ich inne. Hatte ich die Straße verloren? Vor mir, hinter mir, links, rechts, ringsum nichts als Sand, feiner weißgrauer Küstensand. Aber wo war die Straße? Ich suchte die Meilensteine, ich suchte meine Fußspuren – vergeblich. Endlich entdeckte ich Baumzweige, die in Abständen in die Erde gesteckt waren und für Pferd und Wagen den Verlauf des Weges markieren sollten. Der Wind, von Osten kommend, hatte den Erdboden in Bewegung gesetzt und Felder, Gräben und Straße gleichmäßig zugedeckt: des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse.

Und wie ich vergeblich in der unfruchtbaren Weite nach einem Halt suchte, sah ich den Mistkarren, den ein französischer Bauer über dem Loiretal hügelan schob. Er setzte ihn ab und schien auf mich warten zu wollen. Ich war so entzückt von der Fülle der Früchte, von der Zartheit der Luft und der Schönheit der Formen, daß ich meiner Bewunderung einen ungeschickt begeisterten Ausdruck gab:

– »Wir sind nicht reich«, sagte er leicht zurückweisend, »wir haben nur von allem ein wenig.«

»Und warum lassen Sie zwischen den Reben einen Abstand, daß man mit zwei Pferden durchpflügen kann?«

– »Der Wein wird besser«, sagte er mit einem leisen Lächeln über den Barbaren, der an die Masse der Ernte und nicht an die Güte des Getränkes dachte.

Von allem ein wenig: Feigen und Weizen, Mais und Trauben, Gemüse und Klee und Hafer – für Menschen und Tiere eine mannigfaltige, abwechslungsreiche, sich ausgleichende Nahrung. Aber wie könnte man aus diesem Sand hier überhaupt etwas ziehen? Und wie könnte man mit der täglichen Nahrung aus Rüben und Kartoffeln, Kartoffeln und Rüben diese Arbeit leisten? Ich erinnerte mich an Sommerabende meiner Kindheit: Es dämmerte schon über den einschlafenden Häusern, da kam ein mühselig von zwei Pferden gezogener Wagen langsam die Straße herauf. Er fuhr so lautlos, daß das Klappern der Nähmaschine meines Vaters hörbar blieb. Es war wie ein Leichenzug, dem kein Mensch folgte. Und das war der Erntewagen.

Ich hatte an den Südgrenzen des Reiches glücklichere Gegenden gesehen, wo die aufgepflügte Erde fett und trüchtig war wie der Leib Rubens'scher Frauen; wo die Bäume im Frühling Blütenwälder bilden und die Laubkronen des Obstes vom Getreide berührt werden, das zu ihnen emporwächst; wo die Ernten ein triumphales Lachen sind, ein sinnliches Freudenfest über die Wechselfälle des Himmels und der Erde; und wo der Bauer einen sicheren Winterschlaf macht wie die Natur selbst. Hier aber schleppte sich ein Arbeitstier heim zu den Ställen, in denen er seine Tiere versorgte und zum Bett, neben dem seine Frau Kinder gebar und sterben sah wie ein fremdes Schicksal. Man gab alle Kräfte an diesen Boden, um ihm abzurufen, was er kaum besaß. Und es blieb nur eine dumpfe Taubheit.

Der Sand fing meine Schritte auf und erlahmte meine

Füße; es war unmöglich, bis zur Grenze zu kommen. Aber bedurfte ich eines Beweises? Diese schweren Wagen, die eilend und sicher durch die schlafende Nacht fuhren, konnten nur Militärwagen sein. Bereitete man die Rache an Polen vor oder einen neuen Weltkrieg? Oder die Erlösung von der Besessenheit durch diese fruchtlose, tötende Arbeit.

»Sie wollen wohl dem Krieg entgegenfahren?« rief der Bürgermeister des Dorfes zur Schiffslände hinunter. Und ich antwortete mit derselben ahnungslosen Ironie. Aber in Lindau waren die Züge bereits mit zurückfahrenden Ferienreisenden überfüllt, und das genießerische München glich einem Irrenhaus. Die Menschen jagten hierhin und dorthin, als hätten sie vergessen, wohin sie gehörten. Unwahrscheinliche Gerüchte schwirrten und verursachten Angstpsychosen. Arbeitslose Kriegsfreiwillige drängten sich auf den Bezirkskommandos, in der Hoffnung, ihre Familie zu versorgen. Menschenmassen standen vor dem Schloß, standen am Morgen, standen am Abend, bis ein Greis am Balkon erschien und ein paar Worte sprach. Es war der König, er schickte seine Untertanen ins Bett.

Wenige Tage später stand ich wieder an der Schiffslände; ich war der Einzige der ankam, und niemand fuhr ab. Eine große schwarze Wolke lastete über dem Dorf, die Straße war leer, hinter den Mauern und Fenstern schien niemand mehr zu leben. Frauen und Greise arbeiteten auf den Feldern, um die Ausgezogenen zu ersetzen. Ich ging zu meiner Nachbarin, um ihr meine Hilfe anzubieten; vier kleine Kinder schrien und balgten sich unter ihrem wieder gewölbten Leib. Sie lächelte über den Städter, der glaubte, auf dem Acker oder im Stall nützlich sein

zu können. Man sprach von der Ernte und von den Kühen, das war die Arbeit, die man zu leisten hatte; das Übrige war Zwang, den man erlitt und von dem die Verlustlisten sprachen. Ich versuchte zu berechnen, wieviel togeborene Kinder die verschwiegenen Opfer dieses Krieges sein würden.

Ich hatte zum ersten Mal den Unterschied von Stadt und Land erlebt – zwei Welten, die nichts miteinander gemein hatten. Wie war diese Kluft entstanden? Wie war sie für eine Nation tragbar? Ich schrieb an die Bibliothek nach Büchern, die eine Antwort gäben. Indessen hatte ich meinen Bauern, und ich versuchte, ihn zum Reden zu bringen. Das dauerte Wochen und Monate. An einem trüben Wintertag lud er mich zu einem Glas Most. – »Die Tiere trinken nur, wenn sie Durst haben, der Mensch kann immer trinken.« Und das Eis war gebrochen.

Er war wohl eine Ausnahme im Dorf, denn er ging nie in die Kirche und hielt eine liberale Zeitung. Der Dekan versicherte trotzdem, daß er ihm nichts vorwerfen könne: er sei von Jugend auf enthaltsam im Trinken gewesen und habe nie zu dem geringsten Ärgernis Anlaß gegeben, aber... Der Bauer sagte, die Kirche, das sei gut für die Frauen, dann seien sie umgänglicher. Die Stadt? Da führe er einmal im Jahr hinein auf den Markt, um seine Äpfel zu verkaufen, nachdem er vorher die schönsten für sich selbst ausgelesen habe. Er könnte ja bis zum Abend bleiben, aber er fühle sich verloren und am Mittag hätte er bereits ein solches Heimweh, daß er anspanne, um heimzufahren.

– »Sie haben den Nußbaum vor dem Haus gesehen. Er ist der letzte, der im Dorf gefällt wurde, er sollte für die Tochter einen Schrank geben. Aber ehe er trocken war, gab es keinen Handwerker mehr im Dorf. Lieber soll er

verfaulen, ehe ich mich von einem Städter betrügen lasse.«

War es nur die Gewohnheit, die ich liebte? Eines Morgens kam er vom Mähen zurück, als ich gerade die Treppe herunterkam.

– »Sie sind ein dummer Kerl, Sie verschlafen das Beste.« Und er begann – stockend und nach Worten suchend – von den Tautropfen zu erzählen, die mit dem Morgenrauen auf den Blättern zu leuchten beginnen und kam vor Rührung nicht zu Ende. Ich war mir nicht klar, ob sie von der Begeisterung über die Schönheit der Natur kam oder von der Überraschung, daß er sie ausdrücken konnte.

»Wie alt sind Sie, Kumpel?«

»Ich?« frage er mißtrauisch. »60«.

Von diesem Morgen an gab es eine gewisse Herzlichkeit zwischen uns. Aber die Politik? Gewiß, er hielt eine liberale Zeitung, um den Grafen und den Dekan zu ärgern; aber mit den Leuten in der Stadt wählen? Nein, die wollen die Zölle abschaffen, und man müsse verhungern. Nein, ohne den Grafen, der einem die Haut vom Leibe zog, habe man nichts zum Leben. Dieser Bauernglaube war der Grundpfeiler des deutschen Staatswesens.

Es gab weder in der Arbeits- noch in der Denkweise irgendeine Berührung zwischen Stadt und Dorf – kaum die der Feindschaft. Wenn sich an Sommersonntagen einige Ausflügler aufs Land verirrt, gingen die Bäuerinnen an die Schiffslände, um über die komische Mode zu lachen. Die Bauern hatten in allem ihre eigene Moral. »Von den Frauen lassen Sie die Hände! Was die Mädchen betrifft – das ist eine Alimentenfrage.« Man zog es vor, uneheliche Enkel zu adoptieren, als sich von einem ungeduldigen Sohn oder Schwiegersohn aufs Altenteil setzen

zu lassen. Denn die Kinder waren nicht lästige Mitesser, sondern Arbeitskräfte, die man aufs Feld schickte oder als Kellnerinnen, Geistliche oder Soldaten (Polizisten) in die Stadt abschob. Der Bauer lebte in Abhängigkeit von der Erde und vom Wetter, der Arbeiter in Abhängigkeit vom Markt, von der Maschine und vom Arbeitsprozeß. Der Bauer lebte mit Dingen, der Arbeiter in Beziehungen, und während die Sachen dieselben blieben, änderten sich die Beziehungen oft plötzlich in Abhängigkeit von einer unbekanntem Macht. Der Bauer blieb unter dem engen Horizont seiner Heimat, und dieser dumpfen Gebundenheit genügte die traditionelle Schlauheit. Der Arbeiter dagegen erlitt tagtäglich die immer größer und leerer werdende Weite der Welt, aus der alles Substantielle verschwand und in der alle Beziehungen unmenschlicher wurden. Inmitten einer Welt von Konkurrenzen und Konkurrenten kannte der Bauer nur eine: das ausländische Getreide, und das genügte, damit er sich ganz und besinnungslos den Junkern verschrieb. Der Städter wußte nichts von der Existenz des Bauern, und dieser übertrug sein Mißtrauen und seinen Haß gegen die Stadt auf den Arbeiter. Er bedauerte ihn verächtlich wegen seiner unsicheren Existenz, aber er beneidete ihn wegen der Vergnügungen, deren er sich selbst beraubt sah. Er maß seine Arbeit nach seiner Tätigkeit während der Ernte und verglich sie mit den zehn oder gar acht Stunden der Arbeiter, und eine Wut packte ihn, wenn er von sozialen Forderungen las. Man fand es normal, daß es Reiche gab; aber man fand es anormal, daß der Arbeiter es besser haben wollte als der Bauer. Es hatte hinter dem Rücken beider ein Prozeß stattgefunden, den keiner von beiden verstand: Notwendigkeit der Einfuhr für eine verdoppelte und industrialisierte Bevölkerung. Dieser Haß und das heißt die

Interessengemeinschaft zwischen Kleinbauern und adligen Großgrundbesitzern überdauerte in Deutschland alle Erschütterungen des Krieges und der Nachkriegszeit, obwohl in ganz Mitteleuropa Landaufteilungen zugunsten der kleinen Bauern stattfanden und es nicht wenig Land zum Aufteilen in Ostelbien gab. Und damit war jedes demokratische Leben in Deutschland unmöglich – das hatte die Sozialdemokratie in ihrem Hunger, eine illusionäre Republik zu verwalten, neben vielen anderen Dingen vergessen.

Juni 1931. Berlin Anhalterbahnhof. Nacht-D-Zug Schweiz. Ich finde in meinem Schlafwagenabteil einen Mann Typ Großindustrieller, Kriegsanhänger, Antisemit. Er glaubt, ebenso schnell meine Personalien festgestellt zu haben: Intellektueller, Jude, Pazifist. Wir lächeln ironisch und gehen wortlos zu Bett.

Am andern Morgen nach dem Frühstück begann mein Gegenüber die erwartete Kriegsrede: Junges Volk – kein Raum – Recht des Lebenskräftigen – Platz an der Sonne – nationale Wiedergeburt – vergreiste Völker – Mangel an Willen zur Macht – Dekadenz – Bolschewistische Gefahr – Stahlbad des Krieges...

»Jedes Volk hat das Recht auf Krieg, soweit es ihn durch den Frieden rechtfertigen kann, der Rest ist Barbarei«, erwiderte ich auf die offensichtliche Provokation.

– »Man soll mit dem Sohn einer alten Rasse nicht diskutieren.«

»Meinen Sie als Gegensatz jung oder infantil?«

Er sprang auf.

»Lassen wir die Zeitungsphrasen, die Sie zur Aufrechterhaltung der Infantilität im deutschen Volk finanzieren,

und betrachten wir die Geschichte, die zu Ihren Lasten finanziert wurde, um die Infantilität des deutschen Bürgertums zur Welt zu bringen. Als sich im 14. Jahrhundert der Feudalismus zersetzte und das Bürgertum zu kapitalisieren begann, hatte dieses in allen Ländern schwer zu kämpfen, um den Auflösungsprozeß zu beschleunigen und die neue Lebensform der Wirtschaft und Gesellschaft zu begründen. Dem deutschen Bürger ist weder das eine noch das andere gelungen – weder damals noch später.«

– »Und die Gründe?«

»Sie sind so zahlreich, daß wir lange in Basel, Chur oder Davos sein werden, ehe ich sie auseinandergesetzt habe. Lassen Sie mich also vereinfachen: der deutsche Kapitalismus des 16. Jahrhunderts war schwach, weil er vorwiegend Finanzkapitalismus war und als solcher Kaiser und Papst, d.h. die beiden rückständigen Tendenzen finanzierte. Die extraktive Industrie war in den Händen der Landesfürsten, die – ob katholisch oder protestantisch – gegen die Städte waren. Umgekehrt war das Landesfürstentum stark, weil es über ein Kolonialland herrschte, das seit der Besiedlung und Unterwerfung an Knechtschaft gewohnt war, und weil es ihm geglückt war, die kleinen Feudalherren des Grund und Bodens zu berauben und die freien Bauern niederzuschlagen. So konnte Luther an den Städtern keinen Halt finden und die Landesfürsten brauchten ihn nur in »Schutzhaft« zu nehmen, um aus der Reformation eine Reaktion zu machen – genau in demselben Tempo, in dem sie die Städter ihrer Freiheit und ihres Reichtums beraubten.«

– »Das klingt ja ganz zeitgenössisch – wie ein Kapitel aus unserm Kampf mit den Junkern.«

»Es ist wesentlich zeitgenössischer als das! Sehen Sie, damals zwischen 1500 und 1550 wurde das deutsche Bür-

gertum infantil gemacht und die ganze folgende Geschichte: der 30jährige Krieg, der große Fritz, die sogenannten Befreiungskriege mit der Heiligen Allianz und selbst Bismarck haben diese erste Situation immer wieder erneuert und bekräftigt.

– »Sie wollen sagen . . .«

»daß sich diese Infantilität den deutschen Bürgern so tief eingepägt hat, daß sie kein anderes Ideal haben, als es den deutschen Landesfürsten nachzutun, das heißt die moderne Fabrik wie einen mittelalterlichen Gutshof zu leiten, selbst wenn dabei das ganze deutsche Volk infantilisiert wird.«

– »Auf deutsch, mein Herr, Sie wollen sagen, daß unsere sogenannte Infantilität uns aus kleinen Werkstattbesitzern von 1870 zu den rasenden Welteroberern von 1914 gemacht hat: daß wir Hitler durch unser Geld in eine Art Schutzhaft genommen haben, damit er die Proleten verhindert, aus der Zersetzung der Bourgeoisie zu profitieren – kurz daß wir die Feudalherrn des 20. Jahrhunderts sind, gegen die man eine bolschewistische Revolution machen muß, um das deutsche Volk vor der Infizierung durch unsere sogenannte Infantilität zu retten.«

»Sie haben damit begonnen, mir eine Kriegsrede zu halten, ich werde nicht damit enden, Ihnen eine Revolutionsrede zu halten. Aber erlauben Sie mir dies zu sagen: Die Führer der deutschen Industrie scheinen mir Stieren zu gleichen, denen man ein rotes Tuch zeigt. Ihr rotes Tuch besteht aus zwei Fetzen: der bolschewistischen Gefahr und der Welteroberung. Sie glauben, die Welt erobern zu müssen, um den Bolschewismus zu vernichten; sie werden sich und das deutsche Volk umbringen, um den Bolschewismus zu verwirklichen. Sehen Sie nicht, daß Sie wieder die ganze Welt zu einem Krieg herausfordern, der

sinnlos verloren ist, ehe er begonnen wird? Denn ein infantiles Volk, vorausgesetzt, daß es zu siegen vermag, kann den Sieg nicht kultivieren. Sie sind nicht Menschen, sie sind Maniakts.«

– »Sie vergessen, daß wir ohne eigene koloniale Rohstoffe und gegen eine englische, amerikanische und japanische Konkurrenz auf allen Absatzmärkten für mehr als 60 % des deutschen Volkes Nahrung zu schaffen haben.«

»Und das taten Sie, indem Sie einen Weltkrieg verloren, dem deutschen Volk alle Ersparnisse raubten, 6 Millionen Arbeitslose auf die Straße setzten, 20 Millionen Kleinbauern, Händler und Handwerker in die Verzweiflung des Hungertodes trieben, einen Bürgerkrieg zur Verklavung der Arbeiter vorbereiten, um einen neuen Weltkrieg beginnen zu können. Finden Sie nicht, daß das mehr ein Vabanque-Spiel als eine Buchführung ist?«

Dieses Gespräch und die bald folgenden Ereignisse gaben mir mehr als einen Anlaß, über den deutschen Arbeiter, über meine Begegnung mit ihm nachzudenken.

Wie weit lag die erste zurück! Vor Ferienlangeweile war ich als Unterprimaner in eine kleine Kneipe geraten, aus deren Hinterstube sehr laute Stimmen kamen. Der Wirt erzählte, daß die Zigarrenarbeiter über Streikabbruch berieten, denn sie seien nach vier Wochen am Ende. Ich öffnete die Tür, hielt eine Rede, daß die Wiederaufnahme der Arbeit unter den alten Bedingungen die Grundlosigkeit des Streikes beweisen würde und ein Anreiz für neue Lohndrückerei wäre; man würde unter Verlust der schon durchkämpften Wochen einen neuen Streik beginnen müssen. Die Jüngeren stimmten zu, die Älteren warfen ein, der eigene Hunger sei nicht schlimm, aber Weib und

Kind. Es wurde beschlossen, weiter zu streiken; ich ging von Familie zu Familie, sprach mit den Frauen, hörte ihre Klagen und kleinbürgerlichen Wünsche, und nach vier Wochen war die Lohnerhöhung und die Arbeitszeitverbesserung für 300 Arbeiter und Arbeiterinnen errungen. Ich hatte in dieser Zeit den deutschen Arbeiter kennengelernt: ein Mensch, der nur schwer zu klaren Gedanken über seine Gefühle und seinen Willen kommt; den man darum leicht überreden, aber schwer überzeugen kann, und der selbst, wenn er einer falschen Suggestion folgt, nie die Gewißheit verliert, daß sie falsch ist, bis er eines Tages endlich weiß, was er will und es dann tut. Ein Mensch, der nichts aus Theorien und Büchern lernen kann und ebensowenig aus der Erfahrung anderer, der keine Tradition in Klassenerfahrung besitzt, aus der er schöpfen kann, und dem man alles beibringen muß wie einem Kind, das gehen lernt, der aber beim Lernen eine ungewöhnliche Intelligenz entfaltet, sobald man an seine Arbeitserfahrungen anknüpfen kann. Ein Mensch, mit dem man darum alles machen kann, das Beste und das Schlechteste, die Revolution und das Gegenteil. Und die deutsche Sozialdemokratie hatte bereits 1906 nicht die geringste Neigung, eine Revolution zu machen – das hatte mich diese erste Begegnung gelehrt.

Da ich damals keine Kenntnisse von den theoretischen Grundlagen der modernen Arbeiterbewegung hatte, drängte mich diese Erfahrung, meine Skepsis und meine Neigung zur Kunst sehr weit fort von diesem bedeutungsvollen Anfang. Leidenschaftlich an die eigene Zeit gefesselt und begierig, ihre geistigen Strömungen kennenzulernen, konnte ich die alte Kunst nur durch die neue verstehen lernen, und diese gipfelte in Cézanne, d. h. im *l'art pour l'art*-Prinzip. So geschah es zwangsläufig, daß die

Kunst, durch die ich die Zeit interpretierte, mich von ihren wesentlichen Bestandteilen entfernte und meine Selbstverständigung über meine Epoche immer mehr verfälschte. War Baudelaire nicht auf den Barrikaden gewesen und hatte ihn nicht die Enttäuschung über 1848 zum reinen Künstler gemacht? Und war es anders bei Flaubert, dessen Kapitultion 1870 ich erst viel später als den Zusammenbruch dieser größten bürgerlichen Kunsttheorie und Kunstgestaltung begreifen lernte? Der Krieg und die unvermeidlichen Konflikte mit der deutschen Militärmaschine, die eine große moralische Kraft zur Selbstbehauptung erforderten, trieben meine Theorie von der Geistlosigkeit der Macht auf die Spitze. Geist wider Macht! das war die Devise, unter der ich (und gewiß mancher andere Intellektuelle) meinen Privatkrieg gegen den ersten Weltkrieg führte mit allen seinen Strafversetzungen, Gefängnissen etc. und nicht weniger den gegen die Verräter und Überläufer des Geistes, wie Gerhart Hauptmann, Wedekind – nicht zu reden von den deutschen Universitätsprofessoren.

So schieden sich zwei Welten: die des Geistes von der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ideologen; es war eine mit harten Leiden bezahlte, eine endgültige Scheidung. Aber gleichgültig knüpfte ein zufälliges Ereignis, der Besuch einer Schokoladenfabrik, alte abgerissene Fäden wieder zusammen. Die nackten, schweißtriefenden Männer vor den glühenden Öfen, in denen die Kakao-
bohnen geschmolzen wurden, das Mißverhältnis zwischen der unmenschlichen Arbeit und der süßen Schleckerei des Luxusproduktes – dieses Bild zeigt so nachdrücklich die Machtlosigkeit des Geistes, daß dieser jetzt von sich aus, zwangsläufig, zwar unbewußt, aber unausweichlich den Konflikt mit der Macht als inneres Schick-

sal und nicht als äußere Begegnung setzte. Und in den Jahren, in denen ich Schritt für Schritt die erkenntnistheoretischen und metaphysischen Grundlagen des *l'art pour l'art*-Prinzips abbaute, weil sie sich vor jedem neuen Problem der gesellschaftlichen Wirklichkeit als unzulänglich erwiesen, bauten sich die Grundlagen einer realeren, geschichtlichen Weltanschauung auf, die zugleich die theoretischen Grundlagen der modernen Arbeiterbewegung waren.

Es war unvermeidlich, daß dieser neuen geistigen Haltung eine neue Praxis folgen mußte, da ja der Wille zur Einheit von Theorie und Praxis eine der Triebkräfte ihrer Entwicklung war. So kam ich zur Erziehung der Arbeiterjugend. Nachdem ich auf meinem eigenen Werdegang jeden Glauben an ein Dogma verloren hatte, war es mir auch unmöglich, den Marxismus, seine Theorie und seine Geschichte, als ein Dogma zu lehren – um so weniger, als dieser selbst sich nie als ein Dogma, sondern als eine Methode des Denkens und Handelns verstanden hat. Ich erklärte daher meinen Schülern, daß ich ihnen keinerlei Wissensstoff beibringen, sondern ihr Sehen und Denken von allen Vorurteilen befreien und dann üben wollte, damit sie zur ruhigen, klaren und logischen Bewältigung ihrer natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt und ihrer eigenen Innenwelt fähig würden. Dieses Programm enthielt zwei Konsequenzen: die Verpflichtung, sich für mehrere Jahre einer kontinuierlichen Selbsterziehung zu unterwerfen und aus den dabei gewonnenen Erkenntnissen die praktischen, sozial-politischen Folgerungen zu ziehen. Ich behielt mir vor, jeden aus den Kursen zu entfernen, der das Lernen zum Selbstzweck machte. Es war eine im Verhältnis zur Riesenstadt Berlin nur kleine Gruppe, die auf diesem Weg folgte. Die physische Berufs-

arbeit war zu anstrengend, die politischen Probleme der Zeit zu drängend, als daß der durchschnittliche Arbeiter in der Langsamkeit meiner Methode nicht einen Luxus hatte sehen müssen. Er brauchte eine schnellere Orientierung und eine rascher wirksame Waffe.

Als ich nach zwei Jahren die Lehre vom Zweifel und von den ersten Voraussetzungen eines jeden Denkens erledigt hatte und die Methode des Denkens diskutierte – immer nach der sokratischen Methode des Fragens und Antwortens –, hatte ich das Bedürfnis, mich über das Ergebnis meiner Arbeit zu orientieren und ich fragte eines Abends: was hat euch in meine Kurse geführt und was veranlaßt euch, ihnen zu folgen? Nach kurzem Zögern meldete sich der einzige ältere meiner Schüler. Er besaß eine provinzielle Starrköpfigkeit, die der Berliner Jugend nicht leicht erträglich war, und sie erschrakten ein wenig, als er erklärte, die Antwort verlange, daß er sein ganzes Leben erzähle:

»Ich stamme aus Ostpreußen, mein Großvater hat noch Land urbar gemacht, und auf unserem Familientisch lag die Bibel, aus der an jedem Abend, an jedem Sonntag und erst recht bei jedem Gewitter vorgelesen wurde. Die Volksschule, zu der ich eine Stunde Weg zu machen hatte, war dürftig, und ich besuchte sie unregelmäßig. Dann kam ich in die Lehre zu einem Bäcker. Und dann wurde ich Soldat.

Als wir eines Morgens zum Manöver ausrücken sollten, wurden wir im Kasernenhof um die Geschütze versammelt und ein Offizier kommandierte: Helm ab zum Gebet! Da dachte ich plötzlich: was haben Gebete und Kanonen miteinander zu tun. Ich fühlte, daß eine tiefe Umwandlung in mir vorging. Ich sagte mir: wenn hier eine Lüge steckt, so kann alles wahr sein, wogegen die

Vorgesetzten sprechen, und ich achtete auf all dies und prägte es mir besonders ein.

Als ich entlassen wurde, ging ich in sozialdemokratische Versammlungen, wurde Mitglied der Partei und der Gewerkschaften, war an jedem Zahlabend zugegen und hatte auch kleine Funktionen zu erfüllen. Ich war nicht mehr allein, ich fühlte mich in einer neuen Gemeinschaft und war bereit, für die neue Zukunft zu handeln.

Da kam der Krieg. Ich hatte meinem Gestellungsbefehl zu folgen, als ich von der Bewilligung der Kriegskredite durch die Partei erfuhr. Je länger der Kampf dauerte, umso mehr wollte ich glauben, daß die Führer der Partei richtig entschieden haben. Ehe ich aus Frankreich zurückkam und demobilisiert war, war die Revolution abgeschlossen und ich hatte sie anzunehmen. Aber mir war nicht wohl dabei. Ich sah, daß die Partei verändert war, daß es nicht mehr meine Partei war. Ich war enttäuscht, und in diesem Zustand kam der alte Bauer in mir hoch, der Eigenbrötler, und ich ging auf die Wanderschaft.

Ich habe die neue Lage, in die ich geraten war, nie begriffen, soviel ich nachgedacht und diskutiert habe. Ich sagte mir immer wieder: es fehlt dir etwas. Aber was? Eines Tages, als ich mir diese Frage wieder mal stellte, befand ich mich gerade vor der Berliner Universität. Da wußte ich: was dir fehlt, ist das rechte Wissen, das gute Denken. Du mußt lernen. Ich ging in die nächste Buchhandlung in der Dorotheenstraße und kaufte mir Bücher. Abend für Abend, Nacht für Nacht nach der Arbeit habe ich mich bemüht, sie besser und besser zu verstehen. Es ging nicht. Ich schrieb sie ab, aber ich wurde immer konfuser. Da las ich das Plakat der Volkshochschule, und ich sagte mir: das ist die letzte Chance.

Und damit begann ein neues Leben. Ich habe begrif-

fen, wann ich mich verirrt habe und wann ich verraten worden bin. Und je mehr mir klar wird, warum das so kommen mußte, begreife ich auch, für was ich zu kämpfen habe . . . «

Aus dem Beifall, der diesen Worten folgte, konnte ich leicht sehen, wieviele diese Meinung teilten, wieviele von ihr abrückten: es waren annähernd zwei gleiche Gruppen. Allmählich stellte ich fest, daß sich dieses Resultat aus der Furcht vor der Arbeitslosigkeit erklärte, das heißt aus der Möglichkeit der Sozialdemokratie, entweder Arbeitsplätze direkt dort zu vergeben, wo sie die Leitung von Städten oder Stadtbezirken in der Hand hatte, oder Arbeitsplätze zu beschaffen, indem die Gewerkschaften den Fabrikleitern gewisse Arbeiter als kommunistisch denunzierten. Einer der vielen Fabrikanten, die mir diese Tatsache berichtet haben, sagte mir: »Ich habe das Ansinnen abgelehnt – nicht weil ich Kommunisten in meinem Betrieb liebe, sondern weil ich meine eigenen Bestechungsmethoden habe, die mir einen guten Arbeiter sichern, anstatt ihn zu entlassen. Meine Erfahrungen gehen dahin, daß ein kommunistischer Arbeiter sehr viel schwerer zu bestechen ist als ein sozialdemokratischer. Es genügt nicht mehr, der Frau einen Pelz oder ein Kostüm zu schicken. Aber wenn wir der Frau erklären, daß wir das Schulgeld für den Sohn bezahlen, wenn sie ihn aufs Gymnasium bringen will, dann fällt meistens auch der kommunistische Vater um. Wir haben auch andere Mittel: wir hetzen eine unserer Schreibmaschinistinnen auf einen jungen kommunistischen Arbeiter, der natürlich nicht weiß, daß die seidenen Strümpfe und andere verführerische Dinge von uns bezahlt sind. Es ist erstaunlich, wie diese klassenbewußten Proletarier die Tippfräuleins verehren und die Arbeiterinnen nicht beachten. Wenn solche Liebe mal be-

gonnen hat, dann ist meistens die Politik zu Ende – dafür sorgen die Mädchen prachtvoll. Sie sehen, wir machen unsere Heilmittel selber, wir brauchen keine Ärzte des Kapitalismus.«

Die Situation schien mir Weihnachten 1931 so bedrohlich, daß ich ernsthafte Zweifel hatte, ob die Kurse 1932 würden zu Ende geführt werden können, zumal der neue Leiter, der bereits das zweite Parteibuch in der Tasche hatte, unsere Kurse bespitzeln ließ. Und so sagte ich an dem Abend, als wir in die Ferien gingen: »Die Zeit der Freiheit des Lehrens und Lernens geht zu Ende. Im nächsten Jahr werden wir nicht zu denken, sondern zu handeln haben. Und selbst wenn wir die Nazis nicht mehr besiegen können, werden wir kämpfen müssen – für die Zeit, die nach dem Naziterror kommen wird.« Die Bestürzung war allgemein und man glaubte, daß ich übertreibe. Als mich sechs Monate später eine Tuberkulose nach Davos trieb, tröstete mich einer meiner Arbeiter mit einem wohlwollenden Klopfen auf die Schultern: »Bringen Sie Ihre Lunge in Ordnung und seien Sie unbesorgt. Hitler kommt nie an die Macht!« Und Hitler konnte widerstandslos, kampflös von den vereinigten Junkern, Großindustriellen und Bankiers in die Macht gehoben werden. Werden es die deutschen Arbeiter sein, die ihn aus dieser Macht vertreiben?

München 1928. Ich schlendere mit einem Freund an einem prachtvollen Maitag durch die Ludwigstraße. Wir sind sehr vertieft in sizilianische Erinnerungen, als uns plötzlich ein: Judenlummel! entgegengebrüllt wird. Mein Freund, Sohn eines königlich bayerischen Hoflieferanten, Arier soweit sich seine Familie zurückverfolgen läßt, geborener Bayer, Protestant . . . Er bleibt sprachlos stehen, dann brüllt er: Rowdy! und ergießt sich in eine echt ober-

bayerische Flut von Schimpfworten über diesen Abschaum der Gesellschaft.

– »Schau, diese Aufregung hat wenig Sinn.

Du hast zwar 4 Jahre Kriegsdienst gemacht, aber du hast doch als Zivilist dich nie um Politik gekümmert. Du und die andern anständigen Deutschen, ihr seid aus allen deutschen Wirklichkeiten in das einzige Deutschland geflohen, das es nicht gibt, das es nur in eurer Illusion gibt. In das ›heimliche‹ Deutschland, das nur das Gegenspiel des unheimlichen Deutschlands der Geburtenfabrik und des Krieges ist. Die einen fliehen in ein imaginäres Rom der Antike, die andern in ein ebenso illusionäres Paris der Moderne, und in keinem Fall wird die brennende Aufgabe bewußt, selbst Geschichte zu formen. Jeder flieht in das Gegenteil des Existierenden, weil man die begrenzte Wirklichkeit nicht zu verantworten vermag, darum aber sich anmaßen muß, die Ursache von allem zu sein. Die einen fliehen aus der Oberfläche dessen was ist in die Tiefen des Werdens und verlieren sich in einen metaphysischen Schein, weil sie die Erscheinung nicht zu bannen verstehen. Andere fliehen aus dem Krieg in die Phantasie, aus dem System in den Angriff, aus dem Dasein ins Bewußtsein und umgekehrt. Und schließlich verabsolutiert der Gernegroß-Übermensch diese Flucht als das Faustische, indem er sein Recht auf Barbarei aus seiner Unfähigkeit zur Harmonie ableitet und sein Recht auf maßlose Vernichtung der anderen aus seiner Unfähigkeit, sich anders als durch einen Führer-Mephistopheles zu erlösen. So wurden aus den Schülern Hegels die Soldaten Bismarcks und aus den Soldaten der Stinnes, Krupp und Thyssen die Schüler Kierkegaards. Und so ist die Politik in die Hände dieser Rowdys geraten. Die Schuldigen seid ihr vom anständigen und heimlichen Deutschland, die ihr

mit Eichendorff, Jean Paul und Gesangsstunden lebt und mit Angelus Silesius und den *Grünen Blättern*.«

Es war genau drei Jahre später, als ich im Schlafzimmer der Frau dieses Freundes ein großes Bild von Hitler sah: »Du mußt nicht glauben, daß ich mir dieses Bild hingehängt habe, Edmund [Rosner] hat es über mein Bett gehängt«. (Ich habe das erst sehr viel später begriffen, als ich die sexuellen Hintergründe der Nazibewegung erkannte.)

Und dann kamen die Erklärungen meines Freundes: »Du weißt, daß wir eines der ersten und vornehmsten Geschäfte in München besaßen und einen Grundbesitz, der den Wert von einer Million Goldmark hatte. Mit der Revolution von 1918 haben wir unsere Kundschaft: den Hof, die Offiziere, die hohen Beamten, die Schauspieler verloren; sie waren verschwunden oder verarmt. Als ich aus der englischen Kriegsgefangenschaft zurückkam, konnte ich das Geschäft nicht schnell genug umstellen, weil mein Vater sich sträubte, er hatte das Unternehmen aufgebaut und wollte als Kommerzienrat die Tradition wahren. Er war zu alt, um die gesellschaftlichen Veränderungen oder gar die Inflation zu begreifen. Aber auch später konnte ich gegen die Reklame meiner Konkurrenten nicht aufkommen, da wir das Vorurteil gegen uns hatten, zu teuer zu sein. Die Hypotheken häuften sich, um das Geschäft zu erhalten, die Häuser sind heute völlig überschuldet, und die Zinsen verschlingen jeden Geschäftsgewinn. Die Banken sind Halsabschneider und ich betone, die bayerischen Bodenbanken sind ausschließlich in christlichen Händen. Wir standen vor dem Bankrott und versuchten eine gütliche Einigung. Du weißt, daß nur eine Firma sich dagegen sträubte – daß es eine jüdische war, hat für mich keine Bedeutung –, denn du und dein Freund, die ihr beide Juden seid, habt das in Ordnung gebracht. Trotz-

dem komme ich nicht wieder hoch. Du hast mir einmal meine politische Passivität vorgeworfen; du hast recht gehabt. Seit damals studiere ich die Programme und die Handlungen aller politischen Parteien. Du wirst mir zugeben, daß alle bürgerlichen Parteien nur schwätzen und nichts tun, es ist ihre Passivität, die uns in diese Misere gebracht hat. Und vor allem das Zentrum. Ich versichere dir, daß es keinen Mann in Deutschland gibt, der so gehaßt ist wie Brüning. Da ich nicht zusehen kann, wie das Geschäft, Frau und zwei Kinder zugrundegehen, muß ich handeln, und handeln tun nur die beiden extremen Parteien. Ich bin Bürger, ich bin Sohn eines Hoflieferanten; was auch immer der Kommunismus sein mag, es wäre eine Lüge, wollte ich mich zum Kommunismus bekennen. Es bleibt mir also nur die nationalsozialistische Arbeiterpartei – was sie auch sein mag. Es muß etwas geschehen, denn wir wollen leben, und es geht nur um das: nicht zu verhungern, sondern zu leben.«

Und nach einer Pause der Verlegenheit: »Wir sind seit 24 Jahren innige Freunde, ich schulde dir viel, du wirst nicht glauben, daß ich Antisemit geworden bin; ich nehme diesen Punkt des Programms nicht ernst.«

– »Lassen wir die Judenfrage, Edmund; sie ist im Zusammenhang des Ganzen von untergeordneter Bedeutung, obwohl die angedrohten Verfolgungen stattfinden müssen, weil sie den einzigen konkreten Punkt des Programms bilden, der sich verwirklichen läßt. Aber das ist sekundär. Du bist Bürger und sträubst dich dagegen, Proletarier zu werden, als ob das die Folge eines Willküraktes wäre, die sich durch einen andern Willkürakt wieder beseitigen ließe. Es handelt sich aber um einen allgemeinen ökonomischen Prozeß, der lange vor dir begonnen hat, dessen erste Etappe du gesehen, aber nicht erlebt und ver-

standen hast, und dessen zweiter Etappe du erliegen muß. Darf ich dir die Geschichte meines Vaters erzählen? Er war Handwerker und besaß ein kleines Geschäft – eine Gemischtwarenhandlung mit allen Sorten von Kleidungsstücken: Hosen, Anzügen, Unterjacken, Schuhen, Mützen, Kragen etc. Er war ein ungewöhnlich fleißiger Mann, ich habe ihn seit meiner frühesten Jugend soviel nähen hören, daß der kleinste Anreiz genügt, um mir das Geklapper seiner Maschine vorzustellen. Er begann im Sommer um 5 Uhr morgens und trieb sie mit seinen Füßen bis zum späten Abend, während seine Hände schnell und geschickt den Stoff unter die Nadel rückten. Es war sein Ehrgeiz, ein Dutzend Hosen am Tag zu schaffen, und dann waren an jedem Paar noch zwölf Knöpfe anzunähen, so daß meine Mutter half, Heftfäden auszuziehen und die Nähte zu verputzen, damit der Arbeitstag nicht erst um Mitternacht endete.

Mein Vater war sehr stolz, seinen Kunden die doppelten Nähte zu zeigen, das weitgeschnittene Gesäß, das dem Arbeiter beim Bücken nicht spannte, und alle andern Vorteile zu rühmen, welche seine Handarbeit von der fertigen Konfektionsware unterschied. Aber seine Kunden waren trotzdem mißtrauisch oder folgten einfach der Gewohnheit des Handelns. Um ein Paar Hosen oder um eine Weste marktete man eine Stunde und nicht selten zwei, um im besten Fall 25 Pfennig zu sparen, und dann ließ man den Betrag anschreiben, bis zum nächsten Einkauf. Und dann begannen Käufer und Verkäufer um den Leihkauf zu handeln, am Schluß gab jeder 5 Pfennig, und ich wurde zum Kaufmann geschickt, um für den Groschen Kümmel mit Ingwer zu holen, den man plaudernd austrank. Der Verkauf einer Hose kostete die Zeit ihrer Anfertigung und den Betrag empfing man sechs Monate

oder ein Jahr später. Das waren die kaufmännischen Sitten an allen kleinen Plätzen Ostelbiens bis gegen 1900. Sage nicht, daß sie mittelalterlich waren, denn der Handwerker produzierte nicht für einen Preis, der ihn standesgemäß ernährte, noch für einen festen Kundenpreis, sondern unter dem Druck eines Marktes, der alle paar Jahre einen von ihnen zum Bankrott trieb. Da erschien eines Tages ein junger Mann, der als Reisender die Großstädte und Warenhaussitten kennengelernt hatte, heiratete die Tochter eines Handwerker-Kaufmanns und erklärte, daß bei ihm nur mit festem Preis und gegen Barzahlung verkauft würde. Das war wohl auch das Entwicklungsstadium, in dem dein Vater angefangen hat. Natürlich war alle Welt fest davon überzeugt, daß der Neuling in vier Wochen bankrott sein würde. Aber das Gegenteil geschah. Zuerst der städtische Mittelstand, dann in kleineren Dingen die Arbeiterfrauen und schließlich die Bauern fanden, daß feste Preise ehrlicher seien als Handeln und das Barzahlen vorteilhafter als das (zinslose) Borgen. Der imperative Ton und die unerbittliche Konsequenz hatten imponiert, es waren die alten Handwerker-Kaufleute, die in den Bankrott gingen und dann die neue Methode annahmen. Mein Vater hielt es etwa zehn Jahre aus, dann waren die Steuern für den Staat größer als seine Gewinne, und er zog sich in ein bescheidenes Rentnerdasein zurück – was die Berliner »Sechserrentier« nannten. Aber es war jeder Sechser ehrlich und mit viel Schweiß verdient und mündelsicher in Staatspapieren und ersten Hypotheken angelegt. Da kam der Krieg, die Inflation und du kennst den Rest, es blieb meinem Vater absolut nichts.

Das war die erste Generation der verlorenen Handwerker und Kleinhändler, du bist die zweite und voraussicht-

lich letzte, denn es sind die gesamten ökonomischen Kräfte und Gesetze des Kapitalismus – verstehe wohl: des Kapitalismus, nicht dieser oder jener Konkurrent oder eine Regierungspartei, die diese Existenzform auf das proletarische Niveau herabdrücken. Ich verstehe, daß dich das hart ankommt. Glaubst du, daß es meinem Vater leicht wurde, nach fünfzig Jahren Arbeit Bettler zu sein? Aber ich verstehe nicht, daß du, um dem organisierten, anständigen und arbeitsamen Proletariat zu entgehen, dich mit arbeitsscheuem Lumpenproletentum verbindest. Du erinnerst dich an die Zeit unmittelbar nach dem Frieden von 1918: an den Zynismus, die moralische Haltlosigkeit, an das Abenteuerertum, kurz an alle die, die nach vier Jahren Krieg nicht an die Arbeit und nicht ins soziale Leben zurückfinden konnten und sich als Freischärler und Fememörder durchs Leben schlugen. Das deutsche Volk in seiner Mehrheit hat sich aus dieser Faschingsentfesselung der Triebe wieder gesammelt, und die Republik, deren Regierung ich nicht verteidige, hat viel dazu beigetragen, um die Hurerei der Mädchen und die Sauferei der Männer abzuschaffen; ein Rest, ein Bodensatz ist geblieben. Und nun ist das deutsche Volk durch die Auswirkungen des Friedensvertrages, durch die Weltwirtschaftskrise, durch die Passivität der Regierungen wieder in ein Chaos geraten: 7 Millionen Arbeitslose und 7 oder 14 Millionen Geschäftsleute vor dem Bankrott. Und da bieten sich euch die Gestrandeten, die Parasiten, die Lumpenproleten von 1919 als Führer an, und ihr akzeptiert sie aus einem völlig irrationalen Standesdünkel heraus – akzeptiert sie, um den Arbeiter zu unterdrücken, einen zweiten Weltkrieg zu machen nach den Abenteuerrezepten der Fememörder, kurz die Geschichte rückwärtszudrehen und Europa zu zerstören. Siehst du, das ist es, was ich von

einem guten Bürger nicht verstehe, selbst wenn er in einer berechtigten Verzweiflung ist.«

»Wir haben keine Wahl – selbst wenn wir wüßten, daß Hitler uns teuflisch in den Untergang führt. Es scheint, daß unsere Seele zu Schaden gekommen ist über der demokratisch-republikanischen Freiheit, Frau und Kinder verhungern zu sehen. Wenn wir untergehen müssen – gut, aber nicht als passive Zuschauer und nicht allein. Wenn wir als anständige Bürger keinen Platz haben in dieser Welt, dann soll eben die Welt zerbrechen wie wir.«

– »Ihr werdet nie die Welt zerbrechen und eure Kinder werden Proletarier sein, oder sie werden nicht sein. Ihr spielt mit dem Weltbrand wie Dilettanten, die weder die Welt noch das Feuer kennen.«

Es war in der Wohnung des letzten Staatssekretärs der Weimarer Republik. Die Regierung wollte zur Hebung der Arbeitslosigkeit eine Vorlage einbringen und nach Möglichkeit die befürchtete Opposition der unabhängigen Sozialdemokratie ausschalten. Ich durfte dieser vertraulichen Information beiwohnen, es war dies als Erziehung eines Ästhetikers zur Politik gedacht. Die Regierung plante Anleihen an verschiedene Balkanstaaten, um für die Industrie Aufträge zu bekommen, während die Sozialdemokraten die Hebung der inneren Kaufkraft durch Steigerung der Löhne wollten. Das eine erschien mir als Fortsetzung der kaiserlichen Machtpolitik, das andere als die Utopie, die Prinzipien des Kapitalismus abzuschaffen, ohne den Kapitalismus anzurühren. Nachdem Argumente und Gegenargumente eine Weile hin- und hergegangen waren, schloß der Staatssekretär mit der Bemerkung:

»Und dann vergessen Sie nicht, es ist unmöglich zu regieren in einem Lande, dessen Bevölkerung sich 50 % : 50 % gegenübersteht. Regieren kann man nur mit einer klaren und entschiedenen öffentlichen Meinung.«

– »Wenn diese Maxime nicht mehr zur vertraulichen Orientierung gehört, darf ich vielleicht sagen, daß es nur 35 % : 35 % sind, denn die restlichen 30 % werden über die nächste Dauerregierung entscheiden. Zweitens ist das Umgekehrte ebenso richtig oder falsch: weil man nicht regieren konnte, stehen sich heute zwei gleich starke Gruppen gegenüber. Aber das Entscheidende ist: warum kamen nur solche Leute in die Regierung, deren Kunst es dahin brachte, daß sich 35 % : 35 % als schwarz und weiß gegenüberstehen?«

»Wie meinen Sie das?«

– »Ich denke an zwei Gruppen von Ursachen, die sich wohl gegenseitig bedingen und ergänzen. Die erste ist, daß es kein echtes, ununterbrochenes, alltägliches politisches Leben in den einzelnen deutschen Gemeinden gibt. Ich habe in vierzig Jahren meine Heimatstadt drei Mal in einer großen politischen Erregung gesehen. Das erste Mal beim Tode Bismarcks, wo das ganze Volk bis in seine innersten Tiefen erschüttert schien.«

»Das ist richtig, aber das war keine politische Aktivität und neben der Trauer zugleich die Angst um die Zukunft.«

– »Dann bei einer Reichstagswahl, die bald nach dem Tode Bismarcks stattgefunden haben muß. Jeder Bürger war an dem Kampf beteiligt und es gelang, den liberalen Kandidaten durchzubringen. Bei der nächsten Wahl dachte niemand mehr an Kampf, und der konservative Kandidat siegte seitdem ohne Schwierigkeit. Die dritte Erregung sah ich vor den Septemberwahlen 1930. Männer

und Frauen, die Monate und Jahre lang den Umkreis ihrer Wohnungen kaum verlassen hatten, Leute die man nie auf der Straße sah, alles strömte in das Versammlungslokal, das eine Stunde vor Beginn überfüllt war. Es war eine Volksbewegung, die hier am Ort wenigstens Ihre 50 % Theorie überwunden hatte, denn es gab keinen Genenkampf – abgesehen von einem kommunistischen Wanderredner, der kein Lokal bekommen konnte und auf dem weiten Markt mit heiserer Stimme vor den 25 mutigen Arbeitern des Ortes sprach. Weil es kein politisches Interesse gab, gab es keinen politischen Kampf, keine Auslese zwischen Tüchtigen und Untüchtigen, keine ›Zuchtwahl‹ der fürs Regieren Fähigen.«

»Ich könnte Ihnen darauf erwidern, daß in den alten Demokratien die Regierenden entweder den traditionell herrschenden Klassen angehören wie in England, oder einer Schicht von ehrgeizigen Gesinnungslumpen à la Laval, den Sie kürzlich als Musterbeispiel demokratischer Zuchtwahl hätten bewundern können. Kommen wir also zur zweiten Gruppe Ihrer Ursachen.«

– »Ja, wie soll ich im Haus des Gebrannten vom Feuer reden?«

»Sie haben im Haus eines Demokraten das Privileg der freien Rede und Sie wissen ja, im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.«

– »Es ist schön, daß auch die Demokraten sich Hofnarren halten, und wie die Hofnarren durch Gleichnisse, so will ich durch Beispiele reden. Ende 1922 oder Anfang 1923 hatte ich mit Ihrem Vorgänger im Ministerium ein Gespräch über die Möglichkeit, Deutschland zu regieren. Sie sehen, das Thema hat sich in zehn Jahren nicht geändert. Ich sagte damals: Die deutsche Währung wird Ihnen gegen Ihren Willen kaputt gemacht von und zugunsten

der Herren Stinnes und Konsorten. Entschließen Sie sich, sie zugunsten des deutschen Volkes kaputt zu machen. Treten sie mit einem Land in Verhandlung, das genügend freie Erde zum Siedeln hat. Garantieren sie für 20 Millionen Deutsche Maschinen, Düngemittel und Tiere. Organisieren sie das hier und drüben, und sie haben Deutschland regierbar gemacht, weil es sich dann in seinen eigenen Grenzen ernähren kann. Und die Antwort, Herr Staatssekretär?«

»Menschen sind das Letzte, was man fortgibt.«

»Genau das waren die Worte Ihres Vorgängers, ich wußte es. Denn wenn Sie nicht für Arbeitslosigkeit und Krieg wären, säßen Sie nicht in der Regierung.«

»Soll das heißen, daß ich die Arbeitslosigkeit und den Krieg absichtlich herbeiführe?«

»Wenn Sie den Willen hätten, etwas zu wollen, so wären Sie nicht in der Regierung. Solange Sie wollen, was die Großindustriellen oder Junker wollen, oder zwischen dieser beider Willen hin und herbalancieren können, genau so lange können Sie die Illusion haben, daß Sie einen freien Willen besitzen, oder um vom Beispiel auf das Prinzip zu kommen, daß die Politik den Primat vor der Wirtschaft hat und die Politiker das Schicksal der Welt bestimmen.«

»Sie täuschen sich. Ich will Ihnen ein Beispiel aus meiner jüngsten Praxis geben. Vor einigen Monaten erschien der Großindustrielle Wolf im Ministerium und verlangte im Auftrag des Verbandes die Abschaffung des gesetzlichen Achtstundentages. Und Sie dürften wissen, daß das Gesetz weiter in Kraft ist.«

»Ich weiß auch, daß die beschäftigten Arbeiter 10–11 Stunden arbeiten, obwohl es 5–6 Millionen Arbeitslose gibt.«

»Wenn die Arbeiter unsere Gesetze nicht respektieren...«

»Haben Sie es so eilig, die 35 % Ihrer Anhänger zu verlieren? In der heutigen Situation bedeutet eine Verteidigung der Gesetze der Weimarer Republik als erste Etappe einen beschleunigten Schichtwechsel zwischen Arbeitern und Arbeitslosen und als zweite die Revolution, die von Ihnen niederschlagende Revolution oder Hitler.«

»Nun, wir sind in der Sphäre der Prophezeiungen, und ich sehe nicht, daß irgendein anderes Ausleseprinzip zu besseren Resultaten gekommen ist.«

»Oder selbst, daß ein besseres zu andern Resultaten kommen könnte. Denn es handelt sich eben bei den 50 %:50 % um objektive Verhältnisse, die nicht durch Regieren, sondern nur durch Gewalt geändert werden können. Und das Regieren dient heute nur noch der Verschleierung der Vorbereitung der Gewalt. Aber erlauben Sie mir zum Schluß noch ein Beispiel: Hier ganz in Ihrer Nähe wohnt ein Kauz von einem Photographen, ein polnischer Jude mit nordamerikanischer Staatsbürgerschaft. Im Lande der Technik kam der Erbe des Talmuds auf die Idee, sich einen Apparat zu konstruieren, der 15–20 Minuten Belichtung verlangt – von der Annahme ausgehend, daß die Leere der photographierten Gesichter nicht von der Leere des Lebens und der Menschen, sondern von der Kürze der Belichtung herrührte: niemand könne im Zehntel einer Sekunde seine Seele bloßlegen. Man müßte die Menschen nur zwingen, ihre konventionelle Maske abzunehmen und so würde man Wunder der Seelentiefe erleben.«

»Also eine Art psychoanalytischer Photograph.«

»Vielleicht. Aber damit war in Amerika kein Lebens-

unterhalt zu verdienen, obwohl er ungewöhnlich begabt war. So kam er nach Deutschland, und es gelang ihm hier, die Führer der Politik, der Wirtschaft, der Bühne, der Wissenschaft zu photographieren. Aber eines Tages hatte er genug – er konnte einfach nicht mehr: die Leerheit der Gesichter nahm ihm die Arbeitsfreude. Fest überzeugt von der Güte seines Apparats und seiner Methode, blieb ihm nur der Ausweg, die Objekte zu wechseln. Er wollte Leute aus dem Volk, Arbeiter photographieren, aber die waren im Berliner Westen nicht aufzutreiben. Da erzählte ihm zufällig jemand von meinen Kursen in der Volkshochschule: er kam zu uns und einige meiner Schüler willigten ein. Wenige Wochen später durfte ich mir die Resultate ansehen. Er hatte an zwei Wänden entlang abwechselnd einen Führerkopf und einen Arbeiterkopf gelegt, was mich stutzig machte.«

»Ja, sehen Sie denn nicht, wie leer die Köpfe der Gesellschaft sind, nichts drin und nichts rauszuholen als höchstens eine Pose. Und Ihre Jungens! Der eine sieht aus wie Saint Just, ein anderer wie Robespierre! Wie ist das nur möglich?«

– »Wären Sie nicht Romantiker, so hätten Sie es schon gefunden. Der H., den Sie zwischen Stresemann und Loebe gelegt haben, saß fünf Jahre im Zuchthaus, weil er mit Hölz in Thüringen gekämpft hat, und in den drei Jahren seiner Freiheit findet er keine Arbeit, weil er Zuchthäusler ist. Die zwei Leisetreter haben nicht für ihre Meinungen gekämpft und gelitten, sondern sie geändert. Es ist eben nicht der Charakter, der einem die politische Führung und gesellschaftliche Anerkennung einbringt, sondern die Wendigkeit, die Anpassung an die herrschenden Kräfte und Interessen, die Charakterlosigkeit also. Ich möchte das alles gern ausführlich und erschöpfend

sagen. Lassen Sie uns zusammen ein Buch machen: Sie geben die Photos und ich schreibe den Text und das Ganze nennen wir: das Volk und seine Führer!«

»Um Himmels willen! Sie wollen wohl, daß ich morgen aus Deutschland ausgewiesen werde?« Und er zitterte, als stünde die Polizei schon neben ihm. Und nun, Herr Staatssekretär, versuchen wir die Moral aus dieser Geschichte zu ziehen. Können Sie diesem amerikanischen Photographen einen unbehelligten Aufenthalt in dem demokratischen, republikanischen Deutschland sichern, wenn das Buch erscheint?«

»Dem Photographen schon, dem Textschreiber...«

»Der kann nur sagen: quod erat demonstrandum.«

Berlin, ein Samstagnachmittag des letzten Vor-Hitler-Sommers am Kurfürstendamm. Die Gäste auf den Terrassen – vorwiegend Juden – bemühen sich, harmlos die Sonne und eine Tasse Kaffee zu genießen: aber Unruhe geisterte zwischen den Tischen und eine schlecht verborgene Angst über die Gesichter. Der gelegentliche Passant fühlte stärker als der Zugehörige, daß hier eine Schicht von Menschen die Sicherheit ihres gesellschaftlichen Daseins verloren hat und ihren Untergang wittert.

Ich nehme mit einer italienischen Freundin [Lavana Mazzuratti] an einem der Tische Platz. Sie hat in Freiburg deutsche Literatur studiert und seit mehr als einem Jahrzehnt übersetzt, lehrt die moderne deutsche Literatur in italienischen Schulen und Universitäten und bespricht sie in Zeitschriften – eine unerbittliche, gut unterrichtete, begeisterte Vermittlerin deutscher Kultur in Italien. Sie ist wütende Antifaschistin und hat sich aus der Schule wie aus der Universität hinauswerfen lassen, um nicht als Mit-

glied einer faschistischen Gewerkschaft unterzeichnen zu müssen – eine Liberale mit kompromißlosem Haß gegen Mussolini. Je mehr der Faschismus sie abstieß, um so größer wurde ihre Liebe und Bewunderung für Deutschland, das sie nach Romanen, Gedichten, Essays und deren Autoren beurteilte – ähnlich wie die deutschen Intellektuellen über Frankreich nach den Bildwerken und die französischen über England nach den Parlamentssitten geurteilt haben – mit blinder Liebe für das zweite Vaterland.

Und so diskutierten wir wieder einmal wie seit Jahren die unerschöpfliche und fruchtlose Frage nach dem Wesen der Deutschen.

Da beginnt SA über das Pflaster zu trampeln; stramm mit Lederzeug um die Waden und Hakenkreuz am Oberarm, zu zweit zu dritt. In kurzen Abständen hintereinander. Fünf Minuten, zehn Minuten, eine halbe Stunde lang... immer dieselben Uniformen auf denselben Holzstöcken, mit demselben Tritt, der die Pflastersteine brutalisiert.

Lange waren alle vor dieser Demonstration verstummt, als die Italienerin bleich und zitternd losbrach:

»Aber das ist ja furchtbar! Das sind ja keine Menschen mehr!« Und nach einer Pause leise: »Da fange ich an, unsere Schwarzhemden zu lieben, die sind doch wenigstens nicht solche Bestien.«

Ein Ideal war plötzlich, grausam und schmerzhaft, zusammengebrochen.

»Sie haben all die Jahre hindurch recht gehabt, lieber Freund, das sind wirklich formlose, formlose...«

– »Ja, es ist schwer, für das Ungeformte ein formendes Wort zu finden. Aber wenn die Wirklichkeit nicht so einfach war wie Ihr Ideal, so ist sie noch weniger so einfach wie Ihre Enttäuschung. Wenn die herrschende Schicht

einer Gesellschaft den Respekt vor der unmündigen Jugend verliert und sich anmaßt, 16-, 17- und 18jährige Kinder in einen modernen Krieg zu schicken, bloß zur Sicherung der Profite der Krupp, Klöckner und Thyssen; wenn eine Regierung außerstande ist, Millionen junger Menschen Lehre, Arbeit und Nahrung zu geben – darf man sich dann wundern, daß sie diese Regierung verachten, diese Gesellschaftsform hassen und diesen Staat umbringen wollen?«

»Sie geben mir eine soziologische Erklärung, aber das ist es nicht. Sie wissen, ich bin gegen die Revolution, aber ich kann mir denken, daß eine Revolution, wenn nicht menschlich, so doch wenigstens von Menschen, bestialisch gemacht wird. Aber dies sind weder Menschen noch Bestien. Das sind . . . Sehen Sie, ich glaubte zu wissen, was ein Mensch ist und was menschlich, und nun weiß ich nicht, was das Gegenteil davon ist.«

– »Vielleicht, weil Sie zwei Vorurteile haben: daß es nur eine Art gibt, Mensch zu sein und daß alles, was auf zwei Beinen mit aufrechter Wirbelsäule herumläuft, Mensch ist.«

»In der Tat, ich dachte, daß wir seit den Tagen Homers ein unvergleichliches und unabänderliches Bild dafür besitzen, was das Wesen des Menschen ausmacht: wie Odysseus dem Zauberstab der Vertierung und dem Angebot ewiger göttlicher Jugend zu widerstehen, zwischen dem Schwein und dem Gott den Weg in die Heimat und in die Grenzen zu finden, um Ordnung und Recht gegen blind zerstörenden Egoismus durchzusetzen.«

– »Und Sie haben wirklich ernsthaft geglaubt, daß Gerhart Hauptmann und die andern . . . Männer und Ludewige der deutschen Unterhaltungsliteratur und Pseudowissenschaft, die Sie übersetzen und propagieren, daß all

das geistige Gesindel der Republik Menschen dieser Art sind? Wesen, die in sich selbst ruhen und aus sich selbst leben, weil sie aus den großen Gegensätzen des Lebens ihr Selbst geformt haben mit der vollen Verantwortung für das Geschehen, das um sie herum sich vollzog? Haben Sie das wirklich jemals ernsthaft geglaubt?«

»Vielleicht hätte ich daran zweifeln sollen in Erinnerung an Dürer, der erst in Venedig Mensch sein konnte, und an Goethe, der es in Rom nicht anders empfand. Aber was ist das für ein Volk, aus dem man fliehen muß, um das Menschliche im Menschen zu entwickeln?«

– »Oder fragen Sie lieber: was ist das für ein Geist, der gezwungen ist, aus seinem Volk zu fliehen, um seine menschliche und künstlerische Form zu finden? Dann berühren Sie die wahre Tragikomödie des deutschen Geistes.«

»Sie denken an Rilke?«

– »Ja, trotz seiner manieristischen Musikalität hat er wie ganz wenige die ›tiefe Feindschaft zwischen dem Leben und der großen Arbeit‹ empfunden und sich wie wenige bemüht, die größte Aufgabe zu lösen: Leben und Arbeit zu versöhnen. Ich will Ihnen nur kurz von einer Szene berichten, die sich um die Zeit der Versailler Friedenskonferenz in Locarno abgespielt hat. Rilke erzählte Freunden, wie er während des Vormarsches der Deutschen 1914 gelitten und Tage und Nächte lang wie ein Besessener die Tapeten seines Zimmers mit seinen Fingernägeln zerkratzt hat, tobend in machtlosen Ausrufen: sie sollen nicht in mein Paris, sie sollen nicht in mein Paris! Dann kamen die Friedensverhandlungen und für Rilke fiel die Illusion der französischen Demokratie wie für Sie heute die Illusion der deutschen Menschlichkeit. Er war völlig erschöpft vor Verzweiflung: links die Skylla der preußi-

schen Reaktion, rechts die Charybdis der materialistischen Revolution, und die Demokratie legt den Grund für den nächsten Krieg. Es war unmöglich, ihm klar zu machen, daß die Demokratie nur darum nicht zwischen Skylla und Charybdis hindurchgehen konnte wie Odysseus, weil sie nicht eine menschliche Form, sondern eine kapitalistische Interessengemeinschaft ist. Sehen Sie, liebe Freundin, das ist die wahre Misere Deutschlands: nicht diese SA-Leute, die ihre Lederwaden und erborgten Hakenkreuze ablegen würden, sobald man ihnen die Furcht vor dem Hungertod nähme und ihren Kräften angemessene Arbeit gäbe; sondern die Illusion der deutschen ›Dichter und Denker‹ über die sozialen Voraussetzungen ihres Lebens und ihrer Arbeit, die dann zur manierierten Musikalität, zu kunstgewerblichem Formersatz oder zur Philosophie des Übermenschen führt, der nichts weiter ist als dieser Unmensch, den Sie eben über den Bürgersteig haben trampeln hören.«

»Sie wollen doch nicht Nietzsche dafür verantwortlich machen, daß sich die deutschen Offiziere des letzten Krieges oder gar die SA-Leute auf ihn berufen«.

– »Das eben ist Ihre große Illusion, daß sie es nicht taten. Haben Sie nicht bemerkt, daß dieser Kämpfer gegen das Ressentiment der Sklaven ein Sklave des Ressentiments war? Zuerst war es das ganz grobe negative Ressentiment gegen Schopenhauer, Christus und Wagner. Anstatt seine Gegensätze in sich selbst auszufechten, hat er sie immer nach außen projiziert und ins Extreme gesteigert. Das erlaubte ihm schließlich, sein Ressentiment ins Positive zu sublimieren und sich selbst als Gottersatz hinzustellen, während er in Wirklichkeit die Versöhnung aller Gegensätze nur in der Einbildung vollzog. Und vor dem imaginären Gott war das wirkliche Volk eine Masse

von Schwachen, Lebensunfähigen und des Sklavenaufstandes. Diese Selbsttäuschung über die Quelle und das Ziel seines Ressentiments, diese Konfusion von Wirklichkeit und Einbildung war es, die es allen Unmenschlichen von 1914 oder 1930 so leicht machte, sich als Übermensch zu fühlen. Als Nietzsche in einer großen geistigen Verzweiflung über die Ungeistigkeit des kapitalistischen Zeitalters sich die sozialen Bedingtheiten seiner Isolierung verschleierte und seine Einsamkeit überkompensierte, schuf er genau diejenigen Lehren, die die energischeren Jugendlichen der deutschen Kleinbürger nötig hatten, als ihre wirtschaftliche Unproduktivität und soziale Isolierung sie an den Rand des Hungertodes brachte. Nietzsches Konfusion war geistige SA vor der physischen, das Niedertrampeln der Werte vor dem Niederkillen der Menschen, wirkliches Vernichten und ein bloß imaginäres, phantastisches Aufbauen.«

»Man hat mir einmal gesagt, daß auf den deutschen Gymnasien die Aufforderung des Apollo zur Selbsterkenntnis gelehrt werde ohne die Antwort des Gottes: Du bist! Nach Ihrer Meinung haben die deutschen Intellektuellen vergessen, ihr Denken an den Grenzen des Seins zu orientieren und sind so in den maßstablosen Hochmut ihrer Illusionen gefallen. Und die Folgen?«

»Die nächsten Folgen sind Tod oder Exil – ein ruhmloses Exil. Solange es einen Antifaschisten geben wird, wird Matteotti leben und Mussolini ein ordinärer Mörder sein. Solange sich irgendein Mensch an Maestro Toscanini erinnern wird, wird Mussolini nur ein schlechter Komödiant sein. Aber die Deutschen werden zu Tausenden geopfert werden, und sie werden unerschrocken und tapfer für ihre Sache sterben und nicht einer wird Märtyrer sein, weil sie nicht den Stoff für Namen und Form in sich haben.«

Von meiner ersten Auslandsreise trägt mich ein holländisches Schiff auf den Wassern der Rheinmündung zur deutschen Grenze. Das Flachland gleitet monoton vorbei mit seinen Weiden, Windmühlen und stehenden Wassern, und unter dem weiten Horizont behält jedes Ding und jedes Lebewesen seinen Wert neben den anderen. Eine Wolke verdunkelt das Grün, zieht vorüber und gibt es dem Licht frei; eine Kuh erhebt sich über dem Boden, verbindet sich mit den Zweigen des Baumes, die überhängen, und beide fügen sich in die gleiche Luft und den gleichen Raum. Ein Lichtstrahl wird vom Wasser zurückgeworfen, bricht sich in tausend Tönen, bis er zum Schatten kommt, und nirgends ist eine Kluft, denn das Dunkle ist noch im Hellen wie das Helle im Dunklen. Die kunstreichen Kanäle scheinen von der Natur selbst gezogen, und der Wechsel von Erde und Wasser klingt zwanglos wie ein freier Rhythmus. Alles ist schwer und frei zugleich, selbständig und eingebunden in dieselbe Atmosphäre schwebender Mitteltöne.

Ganz plötzlich – unmittelbar hinter der deutschen Grenze – ändert sich das Bild. Flurgrenzen und Landstraßen laufen aus allen Himmelsrichtungen auf einen Hügel zusammen, der sich über Erde und Horizont hinaushebt und mit einer Burg gekrönt ist, zu der sich ein Dorf – die Dächer flach an den Boden des Abhanges gedrückt – hinaufwindet. Alles lebt in Abhängigkeit von dieser Burg, in der ich – unter dem Druck des unerwarteten Gegensatzes – nicht mehr die Reliquie einer zu verehrenden Vergangenheit sehen konnte (wie es mich meine noch so frische Schulweisheit gelehrt hatte), sondern einen Skorpion, der mit allen seinen Fängen die breite offene Landschaft umklammert hält, ausgerichtet, eingespannt und unterworfen. Ich ahnte plötzlich, daß die Landschaft nicht bloß ein

Stück Natur ist, durch deren Frieden wir Ferienreisen, Sonntagswanderungen machen können, sondern ein Stück Sozialgeschichte, Ergebnis menschlicher Anstrengungen und Zeugnis gesellschaftlicher Arbeit – ein wahrhaftiges Lehrbuch der historischen Wirklichkeit, das alle Geschichtsklitterungen wie einen Bogen Papier zerriß. Und da stand die Frage: Warum sind die Holländer frei und die Deutschen Knechte?

Meine Schulbücher erinnerten: die Holländer haben einen religiösen und politischen Befreiungskrieg gegen Spanien durchgeföhrt und sich am Rande des Ozeans zwischen Frankreich und England als Weltmacht etabliert. Meine Gänge durch das Mauritshuis, das Rijksmuseum und die vielen Galerien der Provinzstädte sagten mir, daß das bei weitem nicht alles war. Da hatte ich Frans Hals gefunden, der die Vitalität und die Genußfähigkeit seiner Landsleute bis zur letzten Intensität gesehen und am Grunde den Tod gefunden hatte, der allein dem Leben die Form sichert. Dann Vermeer, der seiner differenzierten, in Licht- und Schattentönen fließenden, sich wandelnden Umwelt die klare, helle, bannende Farbe eingefangen und geformt hatte. Dann Jacob Ruisdael, der dem flachen, glatten strukturlosen Boden der Ebene große Ballungen von Kumuluswolken gegenüberstellt und aus Himmel und Erde, aus Bewegung und Gegenbewegung von Lichtstrahlen und Schattenmassen eine Architektur für die knochenlose Landschaft geschaffen hat. Und schließlich Rembrandt, der an dem Elend des Lumpenproletariats und an der orientalischen Vergangenheit des Ghettojuden den Vorwand für eine Welt reiner Innerlichkeit, mystisch-pantheistischer Seelen- und Gotthaftigkeit gefunden hatte, die er der geltenden und sich materialisierenden Gesellschaft und Religion als Spiegel entgegen-

hielt. Sie alle hatten – ein jeder auf seine Weise – die Grenzen dieser neuen und siegreichen Nation bestimmt, damit diese ihr stolzes Individualitätsbewußtsein in das Ganze der Menschheit einordnen und diese Schranken mit Bewußtsein als ihr geschichtliches Schicksal anerkennen konnte. Dieser Kampf um Selbstbewußtheit und Maß gewann dem Holländer eine zweite, höhere und unverlierbare Freiheit, nach der physischen Freiheit vom fremden Joch die geistige, Geschichte als geformte Wirklichkeit, als lebendige Form zu machen und zu leben.

Kein deutscher Dichter, kein deutscher Maler, Musiker oder Philosoph – welches sonst ihre Größe und ihr Verdienst sein mögen – hat dem deutschen Volk in ähnlicher Weise die Grenzen seines Seins und Wesens zu Bewußtsein bringen, es in das Sein und Wesen aller andern einordnen und so eine Norm für das Handeln im Ganzen aller Völker auferlegen können.

Das ist im Vergleich nicht nur zu Holland, sondern auch zu Frankreich, Italien und England ein so ungewöhnliches Phänomen, daß man nicht müde werden sollte, darüber nachzudenken. Einen entscheidenden Grund scheint mir der junge Schiller angegeben zu haben: »Unter allen Ideen . . . kann ich dir daher den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Welterschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Tätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den toten Stoff, den er zur Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigentümliche Wert jedes seiner

Bestandteile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpf würdigt, verherrlicht den Meister ebenso sehr als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. « Man erinnere sich an Albertis »Natura optima artifex«, oder an Leonardo, der die Malerei für die Tochter der Natur und die Enkelin Gottes hielt, um Schillers klaffenden Dualismus zwischen Natur und Kunst in allen seinen Konsequenzen zu begreifen: die lebendig und harmonisch aus den Händen Gottes hervorgegangene Welt wird dem Ideal-Künstler zu einer toten Materie, die er »despotisch beherrscht«. Und was ist oder vielmehr: was kann nicht Ideal werden, wenn sein Wesen darin besteht, daß es die Beziehung zur lebendig harmonischen, zur göttlich geschaffenen Natur zerstört hat? Es ist dies genau die Methode aller großen deutschen Maler des 16. Jahrhunderts, mit Ausnahme von Dürer, wie dieser deutschen Expressionisten des 20. Jahrhunderts und Hitlers.

Man wird sagen, daß die eine Ausnahme Dürer zählt, zumal ihr dreihundert Jahre später die andere Ausnahme Goethe gefolgt ist. Dürer hat den gigantischen unmöglichen Versuch gemacht, die deutsche Welt in eine italienische Form zu bringen, die Reformation als Renaissance zu behandeln. Der Pantheismus Goethes war gewiß weit von dem Schillerschen Dualismus zwischen Natur und Geist entfernt. Aber der Pantheismus ist nur eine willkürliche Unterdrückung der Spannungen zwischen Natur und Geist, wie der Dualismus ihre willkürliche Übertreibung. Darum mußte der Bruch an einer anderen, nicht weniger entscheidenden Stelle sich wieder einstellen, und er zeigt sich überaus eklatant an der schwächsten Stelle der deutschen Verhältnisse: in der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft. Ich könnte das leicht am

Clavigo beweisen, wo im Kampf zwischen Ehrgeiz und Liebe zur Rechtfertigung eines Machtwillens die ganze Nazi-Ideologie entfaltet wird. Ich begnüge mich, die Gründe zu zitieren, mit denen Faust auf die Enteignung von Philemon und Baucis drängt:

Philemon. Kann der Kaiser sich versünd'gen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Tät's ein Herold nicht verkünd'gen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! – Doch im Grünen
Richtet bald sich ein Palast.

Baucis. Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual;
Meerab flossen Feuergluten,
Morgens war es ein Kanal.
Gottlos ist er, ihn gelüset
Unsre Hütte, unser Hain;
Wie er sich als Nachbar brüset;
Soll man untertänig sein.

Philemon. Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis. Traue nicht dem Wasserboden,
Halt auf deiner Höhe stand!

Philemon. Laßt uns zur Kapelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schau.
Laßt uns läuten, knieen, beten
Und dem alten Gott vertraun!

Damit könnte man einen Platz an der Sonne beanspruchen, aber nicht die Bescheidung einer Nation zum Zusammenleben mit allen andern Völkern begründen. Es ist gewiß kein historischer Zufall, daß gerade während des ersten Weltkrieges Spengler dieses Faustische des raubenden und mordenden deutschen Kapitalismus zu dem Prinzip der modernen Geschichte erhoben hat.

Aber woher dieser Dualismus von Mensch und Natur, von Individuum und Gesellschaft, und vor allem: woher die Erhebung der maßlosen Vergewaltigung, der extremen Macht des isolierten Einzelnen zum Prinzip der Überwindung dieses Dualismus? Das deutsche Bürgertum hat nie seine Befreiung vom Feudalismus bis zu Ende gekämpft. Bei jeder Revolution, die es hätte an die gesellschaftliche und politische Macht bringen sollen, wurde es besiegt – im 16. wie im 19. Jahrhundert. Es blieb ein Dualismus im Gesellschaftlichen – die feudale Kaste herrschte tatsächlich –, aber die bürgerliche Klasse besaß die produktivere, zukunftsträchtigere Wirtschaftsform und erzwang den Dualismus im Geistigen, ebenso wie die Erhebung der Vergewaltigung zur Methode der Überwindung dieses Dualismus. Außerdem konnten die Landesfürsten die innerpolitische soziale Auseinandersetzung in einen äußeren Krieg verwandeln und mit Hilfe einer Militärkaste die Überlegenheit der Gewalt über die Kultur beweisen. Ist es unter solchen Umständen ein Zufall, daß gerade der idealistische Freiheitsdichter Schiller das – wie mir scheinen will – zynische Wort geprägt hat: Der Mensch ist frei und wär er in Ketten geboren. Welches andere Bürgertum hätte diese metaphysische Kettenfreiheit akzeptiert? Und welche andere Art der Freiheit hätte das deutsche Bürgertum haben können, da es seine physische Freiheit im Innern der Nation nie erkämpft hatte?

Darum blieben die Deutschen maßlos empfindsam gegen jeden Druck von außen und maßlos unempfindsam gegen jeden Druck von innen – immer dasselbe größenwahnsinnige Sklavenvolk, das Geschichte erlitt und andere erleiden machte, aber niemals Geschichte formen konnte. Obwohl der deutschen Geschichte die Kontinuität der Überlieferungen, die Tradition der Erfahrungen fehlt, zeigt jeder entscheidende Moment dasselbe Bild: *ein Herr, ein Henker, eine Herde.*

Ist das das ganze Deutschland?

Das Mosaik der Begegnungen ließe sich unendlich fortsetzen – denn wie könnte man von Deutschland sprechen, ohne ins Unbegrenzte zu geraten? – aber ich will nur den einen Stein hinzufügen, der zur Abrundung des Bildes nötig ist.

Es war in der Krankenbaracke des Konzentrationslagers Gurs. Es starben in dieser Hölle ohne Licht, ohne Heizung und ohne Nahrung täglich zehn bis zwölf Menschen, und wir hatten viele Todeskandidaten unter uns. Von zweien will ich berichten.

Der erste war ein Deutscher aus Westfalen. Für ihn war Gurs nicht ein unverständliches und ungerechtes Schicksal, sondern die Folge eines verlorenen politischen Kampfes. Er hatte eine doppelte Lungenentzündung und eine offene Bauchwunde, die nicht vernarben wollte. Es kümmerte sich niemand um ihn als eine Landsmännin, die gelegentlich aus den Frauenbaracken kommen durfte. Und wenn der Hunger zu groß wurde, stand er auf und wusch die Wäsche der jüdischen Kleinbürger, die ihn hänselten. Er besaß eine unerklärliche Zähigkeit und einen Mut, der alles überwand. Nach jedem Blutsturz hörte

man ihn sagen: »Ich sterbe nicht, bevor ich nicht durchs Brandenburger Tor gegangen bin.« Das war für ihn die letzte Zauberformel gegen seine Erzfeinde: die Nazis und den Tod.

Der andere Todeskandidat war ein junger, sehr orthodoxer Jude, den man aus Belgien gebracht hatte. Auch er lag mit einer schweren Lungenentzündung und Malaria und wurde den seltenen Kommissionen, die sich in diese Infektionshöhle verirrten, als der Unterernährteste aller unterernährten Gefangenen gezeigt. Eines Tages starb sein Vater – einer von den Vielen, für die die Ärzte nicht rechtzeitig gesorgt hatten oder nicht hatten sorgen können, in Ermangelung von Medikamenten, Betten etc. Nach dem Begräbnis kamen der Rabbiner und die Leiter der sozialen Hilfsstation, um ihn zu trösten, um ihm Essen und Kleidung zu bringen. Er schickte sie alle fort. Er war verzweifelt: »Ich bin jetzt der Älteste meiner Familie; in Belgien sind meine Mutter und zwei kleine Brüder. Nach dem Gesetz müßte ich für sie sorgen, wie soll ich das tun?« Jeder von uns war überzeugt, daß der Sohn seinem Vater ins Grab folgen wird – in ein paar Stunden oder Tagen.

An einem Nachmittag sah ich die sehr scheue blonde Westfalin an seinem Bett sitzen. Ich hatte kaum Zeit, mir darüber Gedanken zu machen und war daher nicht wenig erstaunt, als der junge orthodoxe Jude mich an sein Bett rufen ließ: »Wer ist diese Frau, die zu Albrecht kommt?« – »Ich weiß es nicht, aber ich denke, eine Deutsche, eine Christin und wahrscheinlich eine Kommunistin.«

Er sah mich hilflos und mitleidig an: »Sie wissen vielleicht, im Talmud ist geschrieben, daß Gott einer ganzen Gemeinde verzeiht, wenn er einen einzigen Gerechten in ihr findet. Wie kann ich da dem deutschen Volke nicht verzeihen?«

Am nächsten Tag verließ er sein Bett und verlangte Arbeit. Er übernahm die Pflege Albrechts, und wenn der Hunger zu groß wurde, wuschen die beiden Todeskandidaten Wäsche für die anderen. Und eines Abends hörten wir Albrecht sagen: *Wir* sterben nicht, bevor *wir* nicht durchs Brandenburger Tor gegangen sind.«

1914. 1916. 1918. 1920. 1922. 1924. 1926. 1928. 1930. 1932. 1934. 1936. 1938. 1940. 1942. 1944. 1946. 1948. 1950. 1952. 1954. 1956. 1958. 1960. 1962. 1964. 1966. 1968. 1970. 1972. 1974. 1976. 1978. 1980. 1982. 1984. 1986. 1988. 1990. 1992. 1994. 1996. 1998. 2000. 2002. 2004. 2006. 2008. 2010. 2012. 2014. 2016. 2018. 2020. 2022. 2024. 2026. 2028. 2030. 2032. 2034. 2036. 2038. 2040. 2042. 2044. 2046. 2048. 2050. 2052. 2054. 2056. 2058. 2060. 2062. 2064. 2066. 2068. 2070. 2072. 2074. 2076. 2078. 2080. 2082. 2084. 2086. 2088. 2090. 2092. 2094. 2096. 2098. 2100.



Je suis né le 15 Mars 1914 à Paris. J'ai été élevé dans une famille catholique et j'ai fait mes études à la Sorbonne. J'ai obtenu mon diplôme de licencié en lettres en 1936. J'ai travaillé pendant quelques années dans un bureau de la capitale, mais j'ai toujours eu une passion pour l'écriture et la littérature. C'est en 1938 que j'ai commencé à écrire des nouvelles et des romans. Mon premier roman, "Le Feu", a été publié en 1940. Pendant la guerre, j'ai été mobilisé et j'ai servi dans l'armée. Après la guerre, j'ai continué à écrire et à publier. Mes œuvres ont été traduites dans de nombreuses langues et ont reçu de nombreux prix littéraires. Je suis aujourd'hui âgé de 80 ans et je continue à écrire et à publier.

51,42 - 15,1,42

français.

Im Exil

Briefe und Tagebücher aus
Frankreich, Spanien, Portugal und den USA
1941-1945

Im folgenden ist ein Auszug aus Raphaels Tagebüchern und aus seinen Briefen von 1941/42 wiedergegeben. Vollständig abgedruckt sind die Eintragungen aus der Zeit der unmittelbaren Vorbereitung seiner Emigration (vom 1. 6. 1941–9. 6. 1941) in Frankreich, Spanien und Portugal, der anschließenden Schiffsüberfahrt und der ersten Tage in den USA (10. 6. 1941–24. 6. 1941). Die Folgezeit, die von Raphael ebenfalls täglich festgehalten wird, ist bestimmt von dem Wunsch, sich einzuleben und für Emma Raphael zu sorgen. Im Mittelpunkt stehen (neben Raphaels Zusammenfassungen seiner Arbeit) die Bemühungen um die Emigration Emma Raphaels, Probleme der Wohnungssuche, der fremden Sprache – wobei sich Frau Raphael von Max Raphaels Wünschen überfordert fühlte, auch sie sollte schnell Englisch, Französisch und Stenographie lernen, um in New York sofort Arbeit zu finden – und immer wieder das Problem des Geldes: über bereits erhaltenes und noch zu erwartendes, von wem an wen Geld gesendet wurde oder gesendet werden sollte und soll, wie das Geld »unter den Händen zerrinnt« und wie teuer alles in den USA ist.

Nach Emma Raphaels engzeilig getippter Fassung sind hier die Seiten 1–26 gedruckt, unpubliziert bleiben damit die Seiten 27–156. Unsere Publikation des Tagebuchs setzt wieder am 8. 11. 1942 ein und führt bis zum Ende dieses Tagebuchs am 14. 1. 1943. Zu der von Raphael zu Anfang beschriebenen Grenzstation vermerkt Emma Raphael, daß auch sie dort im Juli 1945 auf der Durchreise nach Lissabon war. In ihrem eigenen Tagebuch beschreibt sie ebenfalls diese Zeit.

Narbonne, nachts 1½ Uhr. 1. VI. 1941

Mein böses wibe, das also ist die erste Station: ein Warte-saal, unter dessen bunten Landschaftsplakaten Menschen zurückgelehnt oder vorgebeugt schlafen – noch häßlicher als im Wachen in einer schmierig graubraunen Umgebung unter einem krassen und doch düsteren Licht. Wie gut es ist zu schlafen, zu vergessen und sich zu erneuern! Und wie vielfältig die Wege zur Erneuerung sind: der Weg über das Camp de Gurs war sicher einer von ihnen oder der Anfang dazu. Was wird folgen? Mit dem Manuskript in der Tasche fühle ich Gegenwart und Zukunft wieder an die Vergangenheit gebunden (wenn die Anknüpfung vorläufig auch noch recht klein ist).

Ich habe viel an Dich gedacht, aber doch ganz anders als ich es vermutet habe: nicht schweren und wehmütigen Herzens, sondern leicht und fast heiter. Und nach Art der Philosophen fing ich an mich zu wundern und über die Ursachen zu reflektieren, und schließlich war ich in einer solchen Fülle von möglichen Ursachen, daß ich über das Ganze die Überschrift setzte: Verwirrung der Ursachen, und gleichzeitig kam mir zu Bewußtsein, daß ich dasselbe Gefühl und dieselben Gedanken in der Nacht gehabt habe, die ich im *Cachot* [Raphael hatte seine Urlaubszeit überschritten] verbringen mußte. Ich bin glücklich darüber, daß das peinigende Gefühl von mir gewichen ist, ich müßte Sorgen um Dich haben. Dieses Gefühl des Vertrauens zu Deiner Kraft und Vernunft ist viel schöner und zeugt gewiß nicht von geringerer Liebe.

Welch schönen Abendtisch Du mir auf dem Bett gedeckt hattest! Ich werde ihn nicht vergessen und alles tun, damit wir recht bald wieder eine gemeinsame Mahlzeit einnehmen: Obst und Brot und andere einfache und ge-

sunde Sachen, aber nach gemeinsamer Arbeit und nicht in diesem unmoralischen Rentnerleben, das wir geführt haben, um unsere körperlichen Kräfte zu behalten.

Hoffentlich schläfst Du, Liebe. Ich werde mir jetzt die »Verwirrung der Ursachen« in mein *Spinoza-Ethik-Notizbuch* schreiben, während neben mir ein schlafender Matrose stinkt. Diese an 3 Wänden auf Bänken aufgereihten Menschen haben viel von einem Stall – zu viel.

Mittwoch früh, 10 Uhr. 4. VI. 1941

Nun sitze ich im »Buffet« der Grenzstation und warte auf die Abfertigung durch den Commissaire, die um 12½ Uhr stattfinden soll. Ich habe nachts von 2½ bis 5½ auf einer gepolsterten Bank ausgestreckt gelegen, in meine beiden Decken eingewickelt, ohne zu schlafen. Die Fahrt durch die Landschaft wäre interessant gewesen, wenn die Gegend nicht durch die Leiden derer, die für die Freiheit gekämpft haben, entweiht wäre, wie mit einem unaustilgbaren Flecken. Was hat der Name *Argeles* [ein Lager wie Gurs] nicht alles wieder aufgerufen, und das war selbst durch Erinnerung an das kubanische Lied nicht zu verscheuchen. Es ist gut, daß man – wenn auch ganz hinten – in der Reihe derer geht, die gelitten haben, aber es wird ebenfalls gut sein, wenn man das Gefühl oder wenigstens die Illusion der Freiheit wiedergewinnen kann: der Freiheit von dieser Art Leiden und die Freiheit für die Arbeit. Das Leben hatte seine Totalität und das für mich natürliche Gleichgewicht verloren, die Enge des Camps und die Freude über Dein Dasein und Dein Wesen waren die zwei Extreme, zwischen denen meistens nichts lag. Es ist nun Zeit, daß die Arbeit wieder ihren Platz einnimmt und den Wert aller Dinge von sich aus bestimmt. Es wird Zeit.

Beim Eintritt in dieses »Buffet« habe ich eine Wasserflasche zerschlagen. Hoffen wir, daß auch dieses ein gutes Omen ist und daß ich endlich nicht bloß für Minuten oder Stunden aufatmen werde. Es ist traurig, daß die Vernunft mir sagen muß: es ist Zeit, daß ich aus dem so geliebten Frankreich herauskomme, denn es war geliebt und geehrt um seiner Freiheit willen. Ein Frankreich ohne Freiheit ist schlimmer als Skavenländer, denn es ist für die Freiheit gemacht.

kurz vor 12 Uhr. 4. VI. 41

Ich habe mir noch eben eine Notiz in mein *Ethik-Notizbuch* gemacht und warte auf das Mittagessen im Buffet (nach einem Gang ins Dorf ans Meer, von wo ich Dir eine Karte geschickt habe). Bis zum letzten Augenblick bin ich von den zwiespältigsten Gefühlen bewegt, von gerührtester Liebe und Dankbarkeit und von Verachtung, Ekel. Was die andern von Extrem zu Extrem getrieben hat (von einer auf Illusion aufgebauten Liebe zu einem noch falscheren und maßlosen Haß), das bekämpft sich bei mir neben- und ineinander, bald Schwermut und Angst, bald Leichtigkeit und Heiterkeit auslösend. Es ist wohl nicht nur ein Gesetz der Dialektik, sondern eine Lebenswahrheit, daß die extremen Gefühle und das Taumeln zwischen Extremen auf falschen Gefühlen beruht, d. h. auf unsachlichen, unbegründeten. Aber wieviel schwieriger das Leben in der Gleichzeitigkeit der Gegensätze ist und auch wieviel tiefer!

Durch die Polizei bin ich hindurch und stehe vor der Schranke zum Zoll. Es ist 12 $\frac{3}{4}$ Uhr. Ob Du eben vom Armenier fortgehst? Wo Du gewiß besser gegessen hast als ich hier für 21 frcs am Bahnhof, weil ich keine Fleischkarten hatte.

1½ Uhr.

Nun sitze ich in dem Zug, 2 Wagen – einer erster und einer dritter Klasse, der mich an die spanische Grenzstation bringen wird. Die Untersuchung des Gepäcks war so: man ließ mich den großen Koffer aufmachen, offenbar weil er von den Decken eingeschlagen war. Dann ließ man mich hinter einen dunklen Vorhang kommen, wo man die Dollar fühlte und oberflächlich in meine Tasche faßte. Ich war der einzige, mit dem man sich solche Mühe gab. Man überschätzt immer den Arbeitswillen und die Intelligenz der Funktionäre. Jetzt kommt noch die Anstrengung der Kontrolle auf spanischer Seite, das Wechseln des Geldes und der Billetkauf bis Barcelona. (Leider nicht Madrid, was mir in Barcelona Schwierigkeiten machen wird.) Die Luft ist schrecklich dumpf und schwül. Es möchte regnen und kann nicht. Man fühlt sich den Pyrenäen nahe. Vielleicht nehme ich mir heute abend von Barcelona nach Madrid einen Schlafwagen, um morgen für Madrid frisch zu sein. Ich habe ca. 125 frs übrig behalten, die so verloren sind. Du hast es zu gut gemeint.

3¾ Uhr, spanische Zeit. Port Bou.

50 Minuten vor Abfahrt des Zuges waren die Formalitäten vollendet, obwohl sie die Umständlichkeit auf die Spitze trieben, um die Genauigkeit zu ersetzen. 3 Mann arbeiteten am Paß und ein 4. kontrollierte, 3 Mann arbeiteten am Geld und viele schöne Uniformen am Gepäck. Es scheint, daß es mehr Menschen als Arbeit gibt (oder daß man den Menschen keine fruchtbare Arbeit zu geben weiß). Ich aber wurde am Körper untersucht, alle Gepäckstücke wurden untersucht, aber entweder sind alle

Reisenden ehrlich oder alle Beamten unfähig, denn gefunden wurde nichts. Nun beginnt der Zug zu rollen. Vorläufig finde ich, daß man 3. Klasse gut fährt: der ganze Wagen besteht aus einem durchlaufenden Gang, von dem die Seitenabteile abgehen.

9 Uhr abends.

Alle Deine Wünsche, Dich in meine Reise hineinzudenken, und alle Deine Phantasie werden nicht genügen, um Dir vorzustellen, wo ich bin! In Barcelona, in einem sehr vornehmen Hotel (Pension 25 Peseten = 100 frcs), in einem abscheulich mit schlechten Bildern und Stuck dekorierten Eßsaal, zwischen dinierenden Menschen, nach einem guten Souper und einer sehr guten Flasche Rotwein – vor dem Dessert. Und wie ich dazu komme? Mein Zug hat den Anschluß nach Madrid nicht gefunden, weil der Abendzug völlig ausverkauft war. Ich mußte also dableiben und nach langen Verhandlungen ergab sich, daß die Abendplätze für Tage hinaus ausverkauft sind, daß ich zu wenig Geld umgewechselt habe, um einen Morgensonderzug zu benutzen, und daß ich einem Commissionaire des Bahnhofs 15 Peseten zahlen muß, um für morgen Abend ein Billet zu bekommen. Das ist natürlich der organisierte Schwindel, aber es ist ebenso natürlich, daß ein Ausländer auf der Durchreise dagegen nicht ankommt. Wenn es mir nicht gelingt, noch ein Flugzeug zu bekommen, was ideal wäre, so muß ich einen Tag in Barcelona bleiben, neues Geld einwechseln (bisher nur 10 Dollar) und dann eine Nachtfahrt nach Madrid machen, um dort wohl einem ähnlichen Schwindelverfahren zu unterliegen. Ich werde morgen an die Hizem telegraphieren und hoffe, daß der Genuß der Freiheit nicht die Freiheit ist,

mein Schiff zu verfehlen. Zuerst war ich über diese Überraschung sehr ungehalten, zumal mir auch der Henkel von dem einen (gelben) Koffer abgegangen ist, aber ich habe mich sehr schnell ins Unvermeidliche gefügt und werde nach dem guten Abendessen das fließend warme Wasser und das schneeweiße Bett genießen. Man hat in dem armen Spanien den Eindruck, daß man in ein Schlaffenland kommt. Die Menschen sind unglaublich hilfsbereit, aber auch unheimlich geschäftstüchtig, genau wie im Camp de Gurs, und die Diktatur fördert hier wie überall die Organisation des Betruges. Das ist ein kurzer Bericht des unerwarteten Abenteuers, heiß aus dem Bleistift. Jetzt wollen wir sehen, wie es weiter geht. Welch ein Glück, daß Du das nicht gleich erfährst, Du würdest mir mit Deiner Angst den Augenblick verderben. Ich denke, daß ein Schiff abgeht, um mich mitzunehmen; und will versuchen, ob ich irgendwo einen guten Kuchen finde, da ich Appetit darauf habe.

Sale Bourgeois, der ich bin, aber es gibt nur *einen* ersten Tag der Freiheit.

10½ Uhr.

Ich komme eben von einem kleinen Gang durch die Straßen am Bahnhof zurück. Ich habe zwar eine Konditorei vergebens gesucht, war aber erstaunt von der Breite der Straßen, der Helligkeit der Beleuchtung, der Fülle der elektrischen Bahnen. Wenn man bedenkt, daß man dies alles nach mehreren Jahren Bürgerkrieg findet, kann man sich einer staunenden Bewunderung nicht enthalten. Aber schon begegnen einem 5 Schutzleute (oder Soldaten), die Patrouille machen, hintereinander, und dich aus purer Willkür nicht anhalten, obwohl sie mit derselben

Willkür dich anhalten könnten, und du hast genug von dieser Schönheit der Diktatur. Alles hat eben 2 Seiten, aber es läßt sich nicht leugnen, daß hier die 2 ½ Jahre Bürgerkrieg weniger verheerend gewirkt zu haben scheinen als in Frankreich die 5 Wochen Krieg. Es scheint also, daß die alte Anschauung, ein Bürgerkrieg sei schlimmer als ein auswärtiger Krieg, auch nicht richtig ist. Das alles werde ich morgen zu klären versuchen. Jetzt liege ich allein in einem breiten schneeweißen Bett und denke teils, wie schön es wäre, wenn Du da wärst, und teils wie schön es ist, daß ich mich ohne Deine Angst dem Augenblick hingeben kann. Jetzt möchte ich zunächst mal einen tiefen Schlaf tun.

P. S. Ich habe ganz vergessen, Dir zu sagen, daß heute mittag zwischen der französischen und spanischen Grenze mir ein Junge gegenüberaß, der ganz der Typus der Jünglinge auf den späten Greco-Bildern war, vor allem in der Kopfform bis in die Details (Ohren, Nase etc.). Was doch diese Mystiker für Naturalisten sind – auf ihre Art.

5. VI. 1941 11 Uhr morgens.

Liebe, nachdem ich vergeblich bei Cook war und Geld auf der Bank umgewechselt habe, bin ich aus den breiten Straßen, die den Stolz des modernen Barcelona ausmachen scheinen, in die engen alten Gassen hineingegangen und unvermeidlich in einer Kirche gelandet, an der einige Jahrhunderte gebaut zu haben scheinen. Es ist mir einiges über den Raum und die Entwicklung der Raumgestaltung vom 12. bis 16. Jahrhundert aufgegangen. Man wird lernen müssen, im Fluge zu denken.

Gestern erinnerte mich während der Fahrt die Land-

schaft mehr an Deutschland als an Frankreich und heute die Stadt Barcelona mehr an Berlin als an Paris oder Marseille. Es herrscht hier jene nervöse Hast und Eile, die das Merkzeichen des Berliner Betriebes war, den man Leben nannte und der ganz im Gegensatz steht zu der orientalischen Ruhe, mit der man in Marseille über die Cannebière oder durch die rue de Rome schiebt. Das alles erfordert eine sehr schnelle Umstellung, zumal in allen Fragen des Geldes. Wie bequem sind die dauernden Gewohnheiten und wie stark nehmen die dauernden Veränderungen der primitiven Tatsachen des äußeren Lebens (No. der elektrischen Bahnen, Geldwechsel und Beschaffung von Kleingeld, Kenntnis der Preise und Gewichte etc.) die Nerven in Anspruch. Wenn man täglich in eine neue Umwelt gestellt würde, die andere Lebensformen, andere Gewohnheitssysteme hätte oder wenn man die Menschen zwingen würde, täglich *alles* neu zu schaffen, d. h. wenn nichts länger bestehen könnte als einen Tag (kein menschliches Werk, nur der Mensch selbst), könnte man dann überhaupt noch sittlich handeln? Aber umgekehrt ist es doch klar, daß die Verabsolutierung der Gewohnheit (wie ich sie getrieben habe) in vieler Hinsicht einrostet, und vielleicht leidet sogar die Denkarbeit à la longue darunter. Denn wenn man im Betrieb kurze Zeit denkt, so denkt man vielleicht Entscheidendes. In jedem Falle scheint mir der Betrieb von Barcelona kein schlechtes Vorspiel für New York.

3 Uhr.

Es wäre sehr verlockend, in die Stadt hinunter zu gehen, deren Lärm – ein echter, aber nicht dumpfer und nicht betäubender Großstadtlärm – zu mir heraufbraust. Aber

mit Rücksicht auf die Nachtfahrt bezwinge ich mich und bleibe recht brav auf dem bereits für den Nachfolger bereiteten Bett liegen. Aber die Nervosität der Stadt überträgt sich auf einen.

4 Uhr.

Ich habe eben aus Langeweile meinen Rucksack neu gepackt und festgestellt, daß noch alle Eßwaren oder fast alle da sind. Ich habe noch eine Schachtel Thunfisch gekauft (da es Ölsardinen nicht gibt). Das reicht für lange. Weshalb war ich nur so ängstlich, daß ich hungern müßte? Es kommt eben alles anders – ein solches Hotel und einen solchen Wein konnte ich nicht voraussehen.

5 Uhr.

Es kam mir gestern zu Bewußtsein, daß ich mein ganzes Leben lang gegen meine eigene Natur gekämpft habe (gegen meine Sinnlichkeit, Verschwendungssucht etc.) und gegen die Widrigkeit der äußeren Umstände, deren Dürftigkeit und Unsicherheit meine Arbeitskraft bedrohte, und wie ich gegen beide meine Arbeit erzwungen und durchgesetzt habe. Aber seitdem Du bei mir bist, ist dieser doppelte Zwang dahingeschmolzen (wahrscheinlich in der Freude, daß sich nun endlich auch dieser 2. Jugendwunsch nach einem verstehenden Menschen erfüllt hat), und ich habe manchmal den Eindruck, daß ich mich zu sehr gehen lasse und verliere. So lange Du da bist, hält sich das noch in Grenzen, aber allein – ohne Dich und ohne Arbeit – kann ich keiner Ausgabe und nicht einmal dem *Wort* Wein widerstehen, nur der Augenblick lockt

mich, und ich empfinde es schon als unerträglich, daß ich wegen eines Schiffes zu einer bestimmten Zeit in Lissabon sein soll. Es ist so unsinnig, all die Anstrengungen zu machen ohne zu sehen, zu genießen, was sich am Wege findet: die Landschaft, die Städte, die Kirchen, die Museen und die Menschen. Warum soll ein Moment, ein Tag und Wochen nur Mittel zum Zweck sein? Weiß man denn, ob man das Ziel erreicht und welches sein Wert ist? Es ist gut, daß der Staat und seine Polizei mich hindern würden, hier zu bleiben – sonst wüßte ich nicht, zu welchen Entschlüssen ich fähig bin. Ich sehe mit Schrecken, daß ich doch zu korrumpieren bin. Mein Hang zum Wohlleben, zur Beschaulichkeit könnte mich zum Rentner machen. Es ist von Frankreich, dem Lande der Selbstgenügsamkeit, etwas an mir haften geblieben, nicht nur das Positive. Ich werde versuchen müssen, in der »neuen Welt« ein neues Leben zu beginnen.

7½ Uhr.

Ich sitze in einem Wagen, der aussieht wie ein altes abgetragenes Kleid: schwarz vom Schweiß der Menschen, die sich daran die Rücken und Köpfe gerieben, eng und unpraktisch. Zwei Wagen dritter Klasse – das nennt man Reisebeschränkung. Dazu gibt es Platzkarten und ein Teil derselben wird von Soldaten besetzt. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß man gestern nicht mitkommen konnte, und es ist zu befürchten, daß ich morgen von Madrid nicht weiterkomme. Man muß sich mit allem abfinden. Vorbestellungen gab es selbst bei Cook nicht. Jetzt heißt es zunächst einmal, die 15 Stunden mit 5 Menschen auf einer Bank zu überstehen oder -sitzen. Aber was tun? Auch 1. Klasse gab es schon gestern abend nicht mehr.

6. Juni 1941. Freitagabend. 8 Uhr.

Fahre von Madrid ab. Fortsetzung folgt.

Umarme Dich innigst Dein R.

Madrid, den 6. VI. 41 abends. 8½ Uhr.

Meine sehr Liebe, eben habe ich den ersten Brief geschlossen, weil er doch zu lang geworden wäre. Aber ehe ich den zweiten beginne, möchte ich Dich fragen, wie es Dir geht? ob Du ohne allzu große Wehmut die Tage verbringst? ob Du die Paketangelegenheit mit Cook geregelt hast? und Lurçats den Empfang bestätigt? Ich denke mit Ruhe an Dich, denn ich bin überzeugt, daß Du genug Kraft und Vernunft hast, um Dein Leben zu formen, wie Du es vor Dir und mir verantworten kannst. Es ist gut, daß ich zu diesem Grad innerer Freiheit Dir gegenüber gekommen bin, denn sonst hätte ich mich vor Sorgen verückt gemacht, ohne Dir zu helfen.

Jetzt sitze ich im Gegensatz zu gestern in einem vornehmen Wagen 2. Klasse, aber unter lauter sehr miesen jüdischen Emigranten, und ich möchte wieder in einen Wagen 3. Klasse fliehen zu Spaniern oder Portugiesen. Diese haben zwar die ganze Nacht gesprochen, aber sie waren untereinander sehr soziabel und angenehm; erst als Morgenslicht heraufkam, wurden sie plötzlich still und alle begannen zu schlafen. Es war, als ob man vor der Nacht Angst hätte und sich sicher fühlte, als der Morgen anbrach. Die Spanier sind ein armes Volk, und das ist es vielleicht, was sie den Deutschen in mancher Hinsicht ähnlicher erscheinen läßt als den Franzosen. Es fehlt ihnen die Vielschichtigkeit, die Ausgeglichenheit und auch ihre Soziabilität ist vielleicht das Ergebnis der Armut und des schwierigen

Bodens, der zur Folge hat, daß sie alle aufeinander angewiesen sind.

Nach der schlaflosen Nacht ordnete sich die Billefrage ziemlich einfach; ein Hoteldiener ging mit mir in ein Centralreisebureau, wo zwar die Fahrkarten ausverkauft waren, aber dann fand sich doch noch eines. Es blieb mir leider nur eine Stunde fürs Prado-Museum und auch von der Stadt habe ich wenig gesehen, denn ich mußte mich doch ein wenig ausruhen von der schlaflosen Nacht – was ein unsinniges Geld kostete. Das verstehen die Spanier wunderbar, daß man immer von neuem entsetzt ist. Aber im ganzen sind sie leicht zu ertragen, im Gegensatz zu diesen schwäbelnden Juden. Welch eine Qual wird die Schifffahrt werden! Wann wird man nun endlich diese Bande los sein? Meine Eindrücke im Prado waren zu kurz, litten unter meiner Müdigkeit, ich kann noch nichts formulieren.

Morwao, 10½ Uhr.

Nun bin ich an der portugiesischen Grenzstation. Die Paß-, Zoll- und Geldformalitäten werden noch einmal vollzogen, diesmal insofern bequemer, als man in den Wagen kommt und die Schlepperei wegfällt. Die Spanier waren bis zum letzten Augenblick korrekte voleurs, man hat uns den letzten Peseten für »Arme« fortgenommen. Ich habe 23 Dollar gebraucht, um bis hierher zu kommen, mit 15 und weniger hätte es gehen müssen, wenn nicht alles *gegenüber* Fremden organisiert wäre. Alle Anstrengungen scheinen jetzt minimal vor der Angst, daß man es nun noch einmal mit den Juden zu tun haben wird. Aber schließlich wird man einmal in Amerika ankommen.

Ich habe Dir eben etwas Falsches gesagt: eine Geld-

kontrolle hat nicht mehr stattgefunden. Es ist in einem kapitalistischen Land das Zeichen der Freiheit. Portugal ist ein Land, das in internationalen Beziehungen steht; dieses Geld reguliert sich an den internationalen Börsen. Also Kontrolle unwichtig – also Freiheit / für die Geldbesitzer natürlich.

7. VI. 41, abends 8 Uhr.

Nun bin ich also mit einer ziemlichen Verspätung in Lissabon angekommen, und vom Zug direkt zur Hizem gegangen. Man hat mit liebenswürdiger Wichtigtuerei behauptet, man wisse nicht, ob ich noch einen Platz bekäme etc., aber ich hatte den Eindruck, daß ich ihn bekomme.

Dienstag also geht das Schiff ab, und bis dahin gibt es noch allerhand zu tun (Arzt etc.). Leider bin ich hier nicht so gut untergebracht wie in Barcelona und Madrid; man ist wieder unter Juden und Emigranten, denn die Stadt ist voll von Auswanderern und die Wohnungsknappheit scheint ähnlich zu sein wie die in Marseille. Zum Unterschied von Marseille gibt es Kuchen, Schokolade, Käse, etc. in ungeheurer Fülle. Ich habe ganz vergessen, daß das möglich ist. Nur Butter habe ich noch nicht gesehen – bin überhaupt nur durch zwei oder drei Straßen gegangen.

Das letzte Stück der Reise habe ich wieder unter Einheimischen im Wagen dritter Klasse verbracht und mir den Kopf darüber zerbrochen, warum die Portugiesen – ein wenig komisch mit ihren großen Hüten, die wacklig auf dem Kopf sitzen – so interessant sind für mich, während mich die Juden verrückt machen. Die Portugiesen (wie alle andern Völker) haben es mit Dingen zu tun, sie handeln an Dingen, an Boden, an konkreten Widerständen, und es formt sich auf diese Weise Leben, es wächst

überall eine Wirklichkeit. Die Juden agieren nur mit Worten, sind Luftmenschen, produzieren nichts, hängen an nichts außer an sich selbst und ihrer Familie. Irgendwo muß ich viel von dieser *race maudite* in mir haben, denn sonst würde ich nicht immer in solche Wut geraten. Nun, lassen wir das.

Auf der Fahrt habe ich die ersten Reiskulturen in meinem Leben gesehen, und die ersten Korkbäume. Die Landschaft war nicht so herb wie der Teil von Spanien, durch den wir gefahren sind; es scheint, als seien die Portugiesen ausgeglichener in ihrem Wesen als die Spanier, aber geistig haben sie nicht viel Eigenes hervorgebracht. Sie suchen im Augenblick den Eindruck zu erwecken, denn auf der breiten Straße, die vom Bahnhof heraufführt zur rue Bramcamp, hat man Bücherkabinen (sehr geschmackvoll) eingerichtet, in denen portugiesische Bücher verkauft werden (aber einen Stadtplan von Lissabon gibt es nicht). Eine gewisse Kriegsnervosität scheint zu herrschen, man spricht etwas freier als in Spanien, wo Politik nie erwähnt wurde, weil alle Furcht hatten, verleumdet zu werden. Trotzdem hat der eine oder andere Gelegenheit gefunden, mir in französischer Sprache zuzuflüstern, daß der Schein trügt, daß es starke Unzufriedenheit gibt, daß die *boches* da sind (man spricht nie von den Deutschen).

Lissabon ist eine ganz weiße Stadt: alle Häuser leuchten. Wenn nur die erste Müdigkeit vorbei sein wird, will ich mir die Stadt anschauen und einige Einkäufe machen. Dann kommt die große Nervenprobe und dann hoffentlich endlich die Freiheit, die Einsamkeit und die Arbeit.

Eine noch unbekannte Szene. Hunderte von Menschen warten, um geimpft zu werden. Immer noch einmal Schlange! Diesmal in Zimmern, die groß sind wie Säle. Viele Gesichter, die man vor den Konsulaten gesehen hat, auch der Schreier von Blumbergs, der schon zwei Tage da ist; aber selbst Leute, die schon 5 Tage da sind, werden erst heute geimpft. Ich habe also nichts versäumt und werde schon fortkommen wie die andern – leider mit den andern.

Die Sauberkeit der Stadt ist exzessiv durch das Weiß der Mauern. Auch sind viele mit kleinen Kacheln bedeckt, also leicht abzuwaschen. Das gibt ein helles und doch nicht unangenehmes Licht, das wie eine materielle Wand Widerstand leistet. Es gibt einen mittelalterlichen Philosophen, der im Licht die Urmaterie sah, und die Kathedrale von Chartres schien mir immer aus Licht gebaut: immateriell und eine Vibration von Licht und Schatten, also porös. Das Licht hier dagegen ist unporös, absolut Licht, ohne Schatten und Aufsaugkraft für den Schatten, fixiert ohne Vibration (so wie Ingres manchmal Licht gemalt hat), man kann nicht einmal sagen, daß es ausstrahlt. Es ist ohne Gegensatz wie auch ohne Aktionskraft nach innen oder außen, konstant sich gleich und unbeweglich wie eine Mauer, ein materielles Sein ganz besonderer Art. Es ist ein Produkt der Menschen und nicht bloß der Natur und unterscheidet sich auch von dem Licht im Hochgebirge (wie in Davos oder Arosa). Es ist schwer zu definieren, weil es eigentlich nur Farbe ist. Manchmal gleicht es den Häusern, die man im Hochgebirge sieht und deren *enduit* wohl Gips enthält. Man müßte feststellen, wie diese Farbe teilweise entstanden ist. Aber dazu müßte man Zeit

haben, und wir sind dazu verdammt, entweder vorbeizuhasten, oder dort zu warten, wo nichts zu sehen ist.

Ich versuche oft, mich ganz fein zu machen, und mich hinter Deine Gehirnschale zu wünschen und jeden Nerv zu umströmen, um zu wissen, was die Bewegungen der chemischen Flüssigkeiten an Gedanken und Gefühlen bedeuten. Denn daß Du mich liebst, das genügt mir nicht. Ich möchte wissen, wie sich das in jeder Stunde äußert, selbst in den Sekunden der Verdrängung, des Vergessens, der Abwesenheit. Liebe, ich möchte da kein Milligramm Schmerz oder Wehmut entdecken, nur Freude und ein wenig Dankbarkeit gegen das Schicksal für die schönen Stunden der Arbeit und des Liebesgenusses, die wir zusammen erlebt haben und auch für die Abwesenheit jeder tieferen Differenz, für die Harmonie unserer Wesen. Seitdem ich weiß, daß ich selbst zu korrumpieren bin (oder sein könnte), finde ich ein ganz klein wenig, daß ich Dich durch die Verwöhnungen verdorben haben könnte. Aber das ist unmöglich. Du wirst alles, was ich für Dich mit so ganzem und vollem Herzen getan habe, als eine Erinnerung bewahren und mit dem Schweren fertig werden, bis wir wieder vereint sind.

Hoffentlich kann ich Dir dann eine Arbeit vorlegen, die alle Entbehrungen und Schmerzen der Trennung auch für Dich aufwiegt.

Ich habe gestern abend versucht, mein Manuskript zu entziffern und zu sehen, was da ist und was fehlt, aber ich bin nicht ganz zurecht gekommen. Es wird nötig sein, alles noch einmal im Zusammenhang zu lesen. Ich sehe nur, daß leider viele Seiten noch nicht abgeschrieben sind. Ich muß also zu einer Schreibmaschine kommen, um das selbst zu machen. Wie schade!

Wieviel Material zur Arbeit – mannigfaltiges, anregen-

des! – hätte ich im Prado gefunden, hätte ich mehr Zeit und weniger Müdigkeit gehabt. So bleibt nur der Wunsch, doch einmal in Ruhe ein Jahr lang zu arbeiten. Wenn das Manuskript im Grundzug fertig sein wird, müßte man, um es reich zu machen, durch alle großen Museen reisen. Vielleicht kann man das drüben, aber ich kann mir nicht denken, daß man dort so etwas wie einen Prado findet, von Fresken nicht zu reden.

Ich denke manchmal, wieviel Glück ich gehabt habe: mit dem Geld, dem Koffer, dem Manuskript, aber auch auf der Reise. Die Hauptsache freilich ist uns versagt geblieben, aber ich denke, daß uns das bisherige Gelingen Grund zum Hoffen gibt. Und in jedem Fall akzeptierten wir die Situation und kämpfen für unser Zusammenleben. Die letzten 3 Tage, die uns geschenkt waren – schade, daß ich so schwach war – sollen ein Pfand sein für die Jahre, die wir noch zusammen verbringen werden. Bis dahin müßten wir mit der Tatsache des neuen Alleinseins fertig werden. Jetzt kann ich die vielen schönen Eßsachen nicht einmal recht ansehen, ohne an Dich zu denken; ich habe das Gefühl, daß ich an dem ersten Kuchen, an der ersten Tafel Schokolade ersticken muß, weil Du sie nicht essen kannst. Ich hoffe, daß ich heute nachmittag zwei Herren besuchen und sie bitten kann, daß sie Dir Pakete schicken.

Abends 7 Uhr. Ich habe eben noch einmal in meinem Manuskript geblättert. Ich glaube, es ist vollständig, allerdings bleibt noch sehr viel abzuschreiben. Doch werde ich das sofort in Amerika machen, damit ich für meine Museumsausbeute einen geordneten Ausgangspunkt habe und alle neuen Gedanken am rechten Ort eintragen kann. Ich habe nur noch einiges anläßlich des Prado notiert, aber leider war ich nicht sehr aufnahmefähig, und die Be-

leuchtung im Museum ist sehr schlecht. Aber welch ein Material für die Arbeit!

Es regnet den ganzen Tag und ich kann die Stadt nicht anschauen. Das ist sehr schade!

Montag früh 9 Uhr.

Eben sagt man mir auf der Hizem, daß ich fahren werde, heute abend 6 Uhr gibt es das Billet und morgen abend 5 Uhr sollen wir auf dem Schiff sein. Hoffentlich ist das Wetter bis dahin gut, damit ich etwas von der Stadt sehen kann. Jetzt will ich zur Post und zum Roten Kreuz (wegen der Pakete für Dich). Leider gibt es keinen Stadtplan, und ich leide an diesem Mangel der Orientierung.

12½ Uhr. Ich habe nun den Vormittag dazu benutzt, um die Post zu erledigen, Geld zu wechseln und die Paketchen für Dich zu bestellen. Ich habe bei der Firma: DAVA, Av. Duque de Avila 38 – B, Lisboa 250 Skudos (= 10 Dollar) hinterlegt. Du bekommst 1 Pfund-Pakete, eingeschrieben, je 2 in der Woche mit Ölsardinen, Schokolade, Butter, Fleisch, Seife etc., alles was man schicken kann. Du solltest ca. 12–15 Pakete bekommen, d. h. 6–7 Wochen lang mit einem kleinen Zusatz versorgt sein. Falls die Pakete nicht ankommen, schreibe dem Mann eine Karte, das erste wird morgen früh fortgeschickt. Mir teile bitte sobald wie möglich mit, ob die Pakete ankommen (und dies in jedem Brief), ich werde ihm dann je nach den Umständen wieder Geld schicken. Diese Sendungen werden verhältnismäßig teuer – weil ca. ½ – ⅓ der Kosten für Porto draufgehen. Nun laß Dir alles gut schmecken, besonders die Schokolade. Falls Du eine bestimmte Ware bevorzugst (z. B. Butter oder Schokolade), so kannst Du das ebenfalls der Firma mitteilen. Also regle

die Sache nach Deinem Geschmack, ich habe mein Möglichstes getan, damit von allem etwas kommt.

Bei dieser Besorgung habe ich dann auch etwas von der Stadt gesehen, die viele weiträumige Plätze hat, was mir ein ganz wunderbares Gefühl von Freiheit gibt. Man fühlt, daß diese Menschen über Kolonisation gearbeitet haben, und daß ihnen das nicht wie ein Alpdruck, wie ein böses Gewissen hängen geblieben ist (wie den Spaniern). Im Gegensatz zu den Ländern, die im Mittelalter groß waren (wie Italien), ist die Enge der Straßen und die Kleinheit der Plätze verschwunden. Stadt bedeutet nicht mehr Mauern, Kampf mit Feudalherren, sondern ein weites und helles Büro für Import und Export, das darauf hält, vornehm, anständig, solide, unaufdringlich aber gut zu repräsentieren und in dem man ruhig und ohne jede Nervosität arbeitet. Auf der Straße hört man viele Ausrufer (mit Fischen und Früchten), aber es gibt keinen »Betrieb«, wohl aber eine schöne Lebendigkeit. Frauen tragen Körbe mit Waren auf dem Kopf (flache runde Matten, die weit über dem Kopf vorstehen) und haben dadurch eine sehr gute Haltung; ihre oft farbigen Kleider beleben die hellen, weißen Straßen. Die Großmannssucht nach monumentaler Dekoration, die in Barcelona und Madrid so viel Kitsch hervorgebracht hat, fehlt hier ganz. Es ist eine Stadt des XVII. Jahrhunderts (und des Klassizismus), wo Bürger (und Fürsten) für eine Gemeinde über den Raum verfügt haben wie Ludwig XIV. in Versailles für seinen Hof; im Grunde ist die portugiesische Manier die großartigere, denn sie betrifft nicht eine Clique. Es ist sehr schade, daß ich nicht mehr Zeit habe, um diese spanisch-portugiesische Welt etwas gründlicher kennenzulernen. Ich war zu einseitig auf Frankreich eingestellt, dessen beschränkte Eigenart mir jetzt allmählich zu Bewußtsein

kommt. Freilich, es bleibt eine große geistige Welt, die französische, aber es fehlt ihr die materielle Weite (die vielleicht die geistige Fülle und Harmonie erschwert hätte).

7 Uhr abends. Zunächst einige praktische Dinge: 1) Ich schreibe an Lurçat, daß ich ein Paketchen mit 4 Tafeln Schokolade für die Kinder abgesandt habe; sie möchten Dir die Ankunft bestätigen. Diese teile dann mir mit. (Auch an Blumberg habe ich ein Paket mit Schokolade und Kaffee gesandt. Hat Zaika die Sandalen bekommen und war sie zufrieden?) 2) Schreibe an Hugo Braunsberg Gruppe 11 Camp des Milles (B.d.Rh.) a) daß seine gesammelte Post abgeschickt ist b) daß Herr Jacoby wenig Hoffnung für seinen Scheck hat und ihm wegen der Schifffahrtslinien schreiben wird; er meint, man könne erst etwas tun, wenn man ungefähr wisse, wann der Reisende hier ankommt. c) Ich konnte bei der Kürze der Zeit nichts in dieser Hinsicht tun.

Jetzt sitze ich bei der Hizem, habe Nr. 21, warte auf mein Billet, deren Verteilung noch nicht begonnen hat. Glücklicherweise ist ein Fenster geöffnet, und ich denke an den nachmittäglichen Spaziergang.

Du kannst Dir keine Vorstellung von der Fülle der Schinken, Würste, Käse, Früchte, Schokolade, Kuchen machen, und alles echt ohne Ersatz, alles frisch (wenn auch nicht billig). Die Fülle und Schönheit der Materie unterdrückt den Wunsch zu essen und zu kaufen. Die Begierde des Menschen ist um so größer, je weniger er sie befriedigen kann: schrumpft auf Null zusammen, wo sie mitten in der Befriedigung steht. Da hast Du die ganze Lebensangst des Menschen. Die Möglichkeit, seinen Hunger zu befriedigen (oder ins Theater, Konzert, Museum zu gehen), resp. die Unmöglichkeit bestimmen die

Größe der Begierde, nicht der wirkliche Hunger, die wirkliche Größe der geistigen Bedürfnisse.

Aber eindrucksvoller war für mich, daß Lissabon eine Versöhnung von bürgerlichem Geist und Katholizismus ist, wie ich sie nie in der Welt erlebt habe. Die meisten bürgerlichen Länder sind protestantisch (Calvinisten), die meisten katholischen Länder sind der absoluten Monarchie unterworfen, und der bürgerliche Handelsgeist hat sich in ihnen nicht entwickeln können. Wie es in Spanien ist, konnte ich nicht feststellen, aber hier ist eine solche Durchdringung der Gegensätze geschaffen, daß sie durch ihre Reinheit und Seltenheit entzückt. Die Hauptstraßen leuchten in einem hellen, einfachen Klassizismus, nicht ein Konglomerat von Häusern, sondern einheitliche Gebilde aus Farbe und Licht, in denen das einzelne Haus sich unterordnet (und trotzdem individuell und nicht Kaserne ist). Die Kirchen, die nur einräumig sind, stehen in den Straßen wie die Häuser; nur wenig von ihnen durch Schmuck unterschieden. Im Verhältnis zu der Großräumigkeit der Straßen und Plätze wirken sie eher klein, aber trotz ihrer Nüchternheit weder heidnisch noch protestantisch. Diese wenigen Stunden waren für mich ein großer Geschichtsunterricht, denn sie zeigten mir den bürgerlichen Geist im Klassizismus und die mögliche Versöhnung von Katholizismus und Bürgertum. Wenn man unsere heutige Zeit in den geschichtlichen Zusammenhang einreicht, dann wird es besonders klar, wie stark die Industrie angewachsen ist und die Kultur abgenommen hat. Nur das handelnde Bürgertum hat noch geistige Werte produziert, in dem Maße, in dem es sich industrialisiert, verschwindet die Kunst aus dem öffentlichen Leben (zugleich mit der Religion) und wird privat (d. h. Malerei statt Architektur). Ich habe plötzlich eine ganz unbändige

Lust, durch alle Länder Europas zu reisen, denn die Geschichte wie die Kunstgeschichte lernen sich nicht aus Büchern (sie sind erst besser zu verstehen an der Wirklichkeit). Aber wann wird man wieder durch Europa reisen können und wie wird es dann aussehen?

Um Dir Lissabon zu charakterisieren: ich fand folgende Aufschrift: Banco Espirito santo e Comercio, was in jeder Übersetzung zynisch klingen würde, aber der Inbegriff des Geistes von Lissabon ist: Heiliger Geist und Handel – eine neue Zweieinigkeit, die bürgerlich-katholische. Sie ist wirklich bezaubernd, und wenn Du je die Reise nach USA machst, so halte Dich hier auf. Ich bedaure unendlich, daß ich nicht 24 Stunden länger in Madrid bleiben konnte, da ist mir viel entgangen.

10. VI. 1941

Wieder einmal ist mein Gepäck gemacht und nun beginnt die größte Reise meines Lebens. Niemals habe ich soviel zurückgelassen, aber wohl auch niemals soviel mitgenommen (an Reife und Wissen, aber auch an Geld). Gestern abend habe ich eine Bilanz über meine Ausgaben und über meinen Besitz gemacht. Und über meine Wünsche, wenn ich wieder in Europa bin. Ich möchte drei Mal von Süden nach Norden den Erdteil durchqueren, um ein anschauliches Bild von der Geschichte aller Völker Europas zu bekommen. Vielleicht wird man dann endlich Geschichte schreiben können.

Es bleiben mir nur noch wenige Stunden und diese will ich mit einem Spaziergang, mit einigen Einkäufen etc. verbringen.

Mein liebes wife, eine Art Lebenslust und Abenteuerlust ist in mir erwacht. Ich weiß nicht, wohin es mich füh-

ren wird, vermutlich ist es nur die Reaktion auf das Jahr Gefangenschaft. Aber es ist gut so, denn ich hätte mich sonst doch nur in meine Arbeit vergraben, und es ist besser, wenn ich sie mit weiterem Horizont wieder beginne. Wenn ich auf die letzten Jahre zurückblicke, so sehe ich weniger das Schwere als Dich und die Schönheit unseres gemeinsamen Lebens. Du hast zum ersten Mal mir das Gefühl der Einsamkeit genommen, an dem ich immer gelitten habe. Solche Harmonien erleben sich nicht zweimal, und ich weiß und wünsche, daß sie sich niemals zerstören können. Ich habe alles getan, um unser Leben so reich wie möglich zu gestalten; es wird jetzt in mancher Hinsicht für uns beide ärmer werden. Aber wir haben die Erinnerung und die Hoffnung, die Gewißheit. Ich weiß nicht, ob ich Dich verdient habe in Deiner unbegreiflichen Reinheit, aber ich weiß, daß ich Dich für die Zukunft verdienen will. Unser Leben soll noch reicher werden an Innigkeit, an Vertrauen und an Gemeinsamkeit. Ich habe nie in meinem Leben meine Arbeit so lange ausgesetzt, und ich weiß nicht, was mir ohne diese Arbeit zugestoßen wäre ohne Dich. Ich habe den Hang, immer die letzte Kraft zu verausgaben und wenn ich dies nicht in meiner Arbeit tun kann, komme ich unter die Räder. Du, Dein Dasein, Dein Wesen, Deine Liebe haben mich in dieser arbeitslosen Zeit gehalten, und ich weiß, daß ich Dir das nicht gutmachen kann.

Leb wohl, Liebe! Du hast mich gesehen wie ich stark war und wie ich schwach war. Hoffen wir, daß Du mich wieder sehen und mir an der Arbeit helfen wirst. Ich umarme Dich innigst und küsse Dich.

Dein Raphael.

10. Juni 1941 3½ Uhr.

Meine sehr Liebe, diese 4. Nachricht beginne ich im Hafen von Lissabon, in Angesicht des Schiffes. Es scheint, daß in allen Ländern die Welt auf das Warten reduziert ist; man sollte meinen, daß man hier gelernt hat, Leute einzuschiffen. Aber seit 1 Uhr ist man mit 700 Menschen nicht nur nicht fertig geworden, ich glaube sogar, ich bin einige Stunden zu früh gekommen. Schlange stehen und Geduld haben, das ist die Litanei der Alten Welt; was wird die der Neuen sein?

4 Uhr. – Jetzt stehe ich zwar hinter der Schranke für die Paßkontrolle, kann aber nicht aufs Schiff, weil die Hizem mein amerikanisches Reisepapier, das sie zurückbehalten, den portugiesischen Behörden nicht abgegeben hat. Eine neue kleine Teufelei; es wäre auch ein Wunder, wenn die Hizem etwas ganz recht machen würde. – Diesmal war der portugiesische Beamte schuld und nicht die Hizem. Es ist 5 Uhr. Ich habe meine Kabine (6 Mann in einem kleinen Loch mit einem kleinen Fenster), und ich habe einen Gang durch das Schiff gemacht, um zu sehen, ob sich eine ruhige Ecke zum Lesen und Träumen finden läßt, denn in der Kabine wird man unmöglich bleiben können. Ein Teil der Passagiere ist aufgeregt, und beschäftigt sich mit dem Gepäck; die 3. Klasse ist wie ein Lager, der andere Teil ist philosophischer und hat sich bereits auf dem Liegestuhl ausgestreckt, den jeder sich mitgebracht hat. Schreibe an Dich zerstreutes Zeug, schaue auf die Flußlandschaft in der Ferne und versuche mir einige Gesten zurückzurufen, die ich an den Kirchen beobachtet habe. Es war auffällig, wie einfach, geschlossen, umrissen und ausdrucksvoll das war. Ich glaube, die Portugiesen sind ein nervöses Volk (wie alle Kulturvölker), aber ein

fein empfindsames, ein Volk ohne Hemmungen und Überkompensationen (wie die Spanier).

Reisen – beobachten – zeichnen (denn das Schreiben ist für gewisse Dinge zu indirekt, zu umständlich, es sei denn, daß man Dichter wäre. Uns armen Philosophen ist das Einmalige, Unmittelbare nicht ausdrückbar). – Es braust von Stimmen. Die Neger amüsieren sich damit, bunte Papierschlängen auf die gaffenden Leute herunterzuwerfen. Frauen und Kinder raffen sie auf. Ich werfe einige Kupfermünzen einem Kind vor die Füße, es hob sie auf, sah aber nicht einmal ins Papier hinein, es war keine Papierschlange. Enttäuschte Erwartung. Ein Verkäufer legt die Zeitung zusammengelegt aufs Schiff und man wirft ihnen das Geld hinunter. Wer hat eigentlich erfunden, daß die Portugiesen Diebe sind? – Unsere Abreise ist heute in allen Zeitungen angezeigt (wahrscheinlich wegen der Kinder).

6 Uhr 20. Die Winden beginnen mit lautem Geratter die Seile aufzuziehen, wir werden, scheint es, langsam vom Ufer losgeseilt, das geht natürlich nicht ohne Geschrei der Arbeiter. Ich habe meinen Stuhl ganz hinten im Schiff aufgestellt und ein Buch aufgeschnitten, das den Titel trägt: *Portrait du Portugal* (Preis in Frankreich 24 fr., Preis in Portugal 21 Skudos; auf der Bank sind 100 Franken = 18 skudos. Das Buch kostet aber fast 120 Franken. So macht Frankreich für seine Kultur Propaganda!) – Ein Dampfer, der am Hinterteil der *Monsinho* angeseilt ist, zieht sie vom Land fort. Ein wenig von uns entfernt, wird dasselbe Manöver an einem andern Schiff vollzogen. Die Stadt und ihr hügeliger Aufbau ist jetzt gut zu übersehen. Auf dem einen Hügel liegt eine große Burg oder ein Schloß. Aber es ist der Stadt nichts vom Geist der Feudalherren oder absoluten Fürsten geblieben, oder der fürst-

liche und der städtische Geist haben sich ebenso restlos durchdrungen und versöhnt wie der katholische und der bürgerliche. – Das Schiff fährt an schwefelfarbenen Uferhügeln entlang und man hat den Eindruck, daß es landeinwärts geht, denn der breitere und fernere Horizont liegt dort, wo wir abgefahren sind. Eine Täuschung oder eine Sehnsucht nach rückwärts? – Die Flußufer sind verlassen, man übersieht nach rechts und nach links hin die Meeresküste, nach Süden zu ist sie ein einziger langgestreckter Sandstreifen, der in der Sonne leuchtet, nach Norden zu eine Folge von Landzungen, die sich überschneiden. (Kontinuierliche und diskontinuierliche Bewegung in den Raum hinein.) An der Grenze zwischen Fluß und Meer begann das Schiff merklich zu wiegen, die Menschen sind fast vom Deck verschwunden, es wird bald die ersten Seekranken geben.

7⁴⁵ abends. Vom Land ist nichts mehr zu sehen, wenigstens nach Süden hin. Das Schiff wiegt. Die Menschen essen – oder liegen erbleichend auf ihren Liegestühlen. Vom Hinterteil des Schiffes flattern bunte Papierbündel in den tollsten Kurven nach rückwärts. Aber sie sind irgendwo am Schiff verfangen, sie würden sonst auch elendiglich im Wasser zugrunde gehen. Also vorwärts in die Ferne, in die Zukunft. Ich lese in dem Buch über Portugal; es scheint, daß ich nicht schlecht begriffen habe.

11 Uhr im Vollmond. Als ich vom Abendessen in die Ecke kam, wo ich meinen Liegestuhl hatte stehen lassen, hatte schon einer in der Ecke gekotzt. Es ist kleinlich, das angesichts der »Unendlichkeit des Meeres« zu notieren. Aber ich bin nicht für diese Art der Unendlichkeit, d. h. für die leere Weite oder Höhe, für das Süchtige nach Maßlosigkeit. Ich liebe das Unendliche nur als Tiefe, als Allseitigkeit, als Ganzheit, als Lebendigkeit und Erneue-

rungsfähigkeit des Endlichen im Endlichen. – Das Wasser wölbt sich gegen einen schwarzen Horizont, auf dem der Himmel weiß aufliegt oder besser: er wölbt sich über diesen schwarzen Wasserhorizont hinaus. Der Mond wirft noch alles Licht nach unten und der Zenith des Himmels ist ebenso schwarz wie der Horizont des Wassers. Nur die Geräusche zeugen von einer – unfruchtbaren Bewegung.

11. VI. 1941.

Es ist 8½ Uhr nach der neuen Zeit, die 2 Stunden zurückgestellt ist, da wir nach Westen fahren. Der Himmel hängt ganz tief, flach und grau wie ein Teller über dem Meer, das wesentlich ruhiger geworden ist. Neben der Ecke, wo mein Liegestuhl steht, hat sich eine Gruppe junger Leute etabliert, die mit Mundharmonika und Klampfe einen abscheulichen Gesang begleitet. Ich werde mir später eine andere Ecke in der 1. Klasse suchen müssen. Morgens hatte ich schon einen Krach mit 2 Frauen, die seit 4 Uhr morgens unentwegt zu ihren Männern kommen; es waren natürlich Tschechinnen, die mich als Deutschen behandelten. Der Haß zwischen Ostjuden und deutschen Juden übertrifft alles. Aber das scheint mir alles eins, wenn ich denke, wie konkret, reich, gefühlt und gefüllt das Leben in Lissabon war und wie abstrakt, leer, banal, ausdruckslos es hier auf dem Schiff ist. Es gibt nichts als Essen, Familie und Geschwätz. Wenn ich mir vorstelle, daß ich ein ebenso unsubstantieller und entleerter, abstrakter, menschlloser Mensch sein könnte, möchte ich mir sofort eine Kugel durch den Kopf schießen. – Vorläufig spüre ich vielmehr, was vom französischen Wesen in mich eingedrungen war: das kleinbürgerliche Rentnerleben in Selbstgenügsamkeit. Welch ein Verlangen hatten wir

beide nach einem Häuschen, nach Ruhe, nach ungestörter Arbeit. Das war ein Fremdkörper in meinem Schicksal als »ewiger Jude«. Es ist gut, daß ich wieder in die Wanderung hinausgewiesen bin, ich wäre lieber nach Osten als nach Westen gegangen, aber vielleicht kommt man vom Westen nach dem Osten. Was macht Liza? Ich wollte ihr für Julio Schokolade schicken, hatte aber Angst, daß sie schon abgereist ist. Grüße sie herzlich von mir, sie soll mich nicht vergessen, wenn es möglich ist, mich rüber zu holen.

Der Himmel klärt sich auf, während ich das schreibe. Ein gutes Omen für diesen Wunsch?

12. VI. 41 9 Uhr morgens.

Es rieselt vom Himmel, es ist dumpf und naß. Ich habe mich in einen der vielen Salons 1. Klasse geflüchtet; nebenan Schreien der Kinder. Du wirst hoffentlich nicht zu sehr erstaunt sein, daß ich gestern so wenig geschrieben habe. Nach den Anstrengungen und Aufregungen kommt jetzt die Erschlaffung, die Müdigkeit. Das Herz verträgt die starke Sonne nicht und der ganze Organismus hat Mühe, sich an das reichliche und kräftige Essen zu gewöhnen, obwohl ich nur einen Teil zu mir nehme. Der andere aus Les Milles, der dank der Hizem, ohne Geld an der spanischen Grenze stand, ißt wie ein leeres Faß.

Ich lag gestern fast den ganzen Tag auf dem Bett in meiner Kabine, dachte an Dich oder vielmehr fühlte Dich, so nah bist Du mir und so deutlich sehe ich Dich; und schaute durch das Ochsenauge auf das stahlblaue Meer in die Ferne. Es ist dies die niederste der Realitäten und die schlechteste der Unendlichkeiten. Welch ein Reichtum, welche Schönheit, welche Tiefe ist ein Baum im

Gleichgewicht seiner Äste über dem Stamm, wenn die Säfte aufsteigen und fallen und wiederkehren. Ich habe mich so oft gefragt, was die Menschen am Meer (oder am Gebirge) so sehr bewundern, es ist dies eine Art religiöser Anbetung der Unfruchtbarkeit, deren subjektive Quellen ich kaum ahnen kann: die Süchtigkeit gottloser Menschen, ihr unauffindbares Selbst zu verlieren. Ich glaube, daß die Bewunderung wachsen sollte in dem Maße, in dem die Organisation der Materie größer, komplizierter, leistungsfähiger wird. Darum scheint mir der wohlgeborene Mensch das bewundernswerteste aller Geschöpfe, der von der Gesellschaft verdorbene und mißgeborene darum das verächtlichste.

9 Uhr abends. Nun ist das Essen vorüber – die einzige Gelegenheit, für die ich mich noch von meinem »Bett« erhebe. Denn wenn ich mal untertags über das Schiff schleiche, komme ich mit einem solchen Ekel zurück, daß ich keinen Speichel mehr im Mund habe. 35 Jahre lang habe ich gearbeitet, um aus mir selbst etwas zu machen und um einer besseren Zukunft der Menschheit zu dienen, und jetzt muß ich mit diesem Auswurf in die »Freiheit« fahren. Ich war immer stolz, daß ich 1917 fahnenflüchtig geworden bin, aber ich werde mich immer schämen, daß ich *so* meine Freiheit 1941 gewonnen habe. Ich denke oft – und ich wünsche es, daß dieses Schiff, das uns von einem Erdteil in einen andern bringt, eine Todesbarke ist, ich sehe das Wasser eindringen und verrammele die Tür, um wenigstens allein zu sterben. Ich bin fast froh, daß Du nicht hier bist.

Die wenigen Gedanken, die ich in diesem Zustand von Schwäche noch habe, kreisen um Lissabon. Ich rekonstruiere den großen Straßenzug, der vom Hafen in die Stadt und aus der Stadt herausführt. Lissabon hat den Glanz

und das spezifische Gewicht von Silber – es ist nicht Papier und nicht Gold. Es hat eine hohe Bewußtheit, die merkwürdig kontrastiert zu der Schwermut der Menschen und diese gibt vielleicht jener ihren tiefen Wert. – Es ist merkwürdig, daß mir in der letzten Zeit 2 Städte einen so großen Eindruck gemacht haben, aber Aix und Lissabon haben dieses Gemeinsame, daß sie trotz ihres sehr hohen Alters ein einheitliches Stadtbild darbieten, aus *einer* Epoche, während die meisten Städte ein Agglomerat von Epochen sind und nicht ästhetisch, sondern nur historisch zu verstehen. Allerdings habe ich viel in Lissabon nicht gesehen, so das Arbeiterviertel. Also nur das Positive und nicht das Negative der bürgerlichen Gesellschaft.

13. VI. 1941 8 Uhr morgens

Man hat die Uhr noch einmal zurückgestellt; da wir nach Westen fahren, kommt die Sonne später zu uns. Wir entfernen uns also nicht nur im Raum voneinander. Wenn Du des Morgens aufwachst oder des Abends schlafen gehst, wirst Du nicht mehr denken können, daß ich das selbe tue: des Morgens werde ich noch schlafen und des Abends werde ich noch arbeiten. Ich werde immer ausrechnen müssen, wie spät es gerade in Europa ist.

3 Uhr. Das Schiff gleitet so leise über die Bläue, daß ich manchmal die Empfindung habe, es rühre sich nicht. Und das erinnert mich an die große Stille, wenn Dein Kopf auf meiner Brust lag und Deine Hand mich berührte. Ich brauche das nur vorzustellen, und schon fühle ich den milden Strom, der ohne Hemmung, ohne Überstürzung immer mit gleicher Stärke durch unsere beiden Körper kreiste. Dieses Schweigen war so dicht, daß ich mich frage, ob ich je vorher geliebt habe oder ob ich Dich

liebe. Denn jede Liebe war ein Wechsel von Ekstase und Erschöpfungen, von Vereinigungen mit der Bitterkeit des Zweiseins auf dem Grund. Kommt diese maßvolle Gleichmäßigkeit nur von meinem Alter? Ich weiß nur, daß eine solche, stille, harmonische, im Schweigen sich erfüllende Liebe schon die Sehnsucht meiner ersten Pubertät war und daß mein Leben, meine Anstrengungen nicht vergeblich gewesen sein können, wenn ich diese Fülle im Schweigen finden und bei der leisesten Berührung in einer solchen Harmonie schwingen kann. Als ich im Louvre das erste Lächeln auf Deinen Lippen sah und das erste glückliche und verstehende Leuchten in Deinen Augen, da wußte ich zwar, daß wir füreinander geschaffen sind, aber ich habe nicht im geringsten erwartet, daß Du mir etwas ganz Neues, nie Erlebtes, immer Gewünschtes und schon Vergessenes schenken könntest. Und ich bewundere das Leben, wie es allmählich in uns die Reife für diese Harmonie entwickelt hat, denn wir empfinden sie doch erst voll, seitdem wir in Marseille zusammen waren. Und ich denke manchmal, daß die Trennung gut ist, denn wir würden in dem Wohlgefühl dieser Harmonie alles andere vergessen, selbst die Arbeit. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine solche Entspantheit, ein solches Zusammenklingen ohne Unreinheit fühlen durfte, als etwas Natürliches, Bleibendes, Unvergängliches. Wenn ich jetzt daran denke, daß ich [in Les Milles] 2 Monate lang jeden Morgen um 5 Uhr aufgestanden bin, 19 Stunden ohne Schlaf war, daß ich das alles spielend ausgehalten habe, so kommt mir die ganze Größe und Tiefe meines Glückes zu Bewußtsein. Mädchen, Du bist die größte Zauberin, Verführerin – nein, die Reinheit Deines Wesens weiß nichts von Künsten, alle Wirkungen kommen aus der unvergänglichen Harmonie unserer Wesen. Ich

weiß, daß das Leben immerfort alles verändert, aber ich kann mir nicht denken, daß es das Wesen unserer Beziehungen ändert. Die Leidenschaften verzehren sich selbst, aber eine Harmonie wäre keine Harmonie, wenn sie nicht ewig wäre. Ganz langsam kommt mir zu Bewußtsein, welch große Aufgabe Du mir übergeben hast: die Harmonie, die zwischen uns geherrscht hat, in jedem Augenblick meines Lebens in die Beziehung zu *jedem* Menschen einzuführen: ein Weiser zu werden. Jede Liebe, die ich geliebt habe, hat mir eine Aufgabe gestellt, der ich nie ganz gewachsen gewesen bin, aber Du hast mir die schwierigste gestellt. Liebe, Liebe, Liebe – wie möchte ich Dich umarmen und küssen und wenn Du Dich noch so sehr schämst! Wenn du denkst, daß ich Dich beschäme, so mußt Du ebenso groß werden wie meine Liebe, die mich mit einer großen Hinterlist überfallen hat. Ich weiß nicht, ob Du das verstehst?

Es ist so unendlich süß, an unsere Liebe zu denken; sie allein hält allen Disharmonien des Lebens das Gleichgewicht. Ich kann mir vorstellen, daß Du 75 Jahre alt bist und daß ich Dich dann noch mehr liebe als jetzt.

11½. Eben fällt mir ein, daß Du gestern zum amerikanischen Konsulat gehen wolltest. Du wirst bald nach meiner Ankunft ein Telegramm erhalten, das Dich hoffentlich für 4 Wochen in Sicherheit läßt. Natürlich darfst Du es nicht wörtlich nehmen. Vorläufig. Hat Blumberg Deine Adresse? (wegen des Paketes, das von Ilse kommt). Du kannst Deine Adresse auch im *Cheval Blanc* lassen. Bist Du schon mal auf der Post gewesen? Ich glaube zwar nicht, daß noch etwas für mich ankommt. Wir führen ein Leben ohne Zeitung. Die Schiffsleitung schlägt jeden Tag ein paar kurze Nachrichten an. Ein Radio scheint es nicht zu geben. Das Impfen hat mir Fieber gemacht, ich habe

Chinin genommen und es geht besser. Wir essen hier so reichlich (allerdings die fade, internationale Küche), daß es gänzlich überflüssig war, etwas mit aufs Schiff zu nehmen. 6 verschiedene Fleischplatten jeden Tag! Ich esse natürlich nur einen kleinen Teil. Bei jeder Suppe denke ich, wieviel schlechter sie ist, als die von Dir gekochten. Schon deswegen mußst Du nach USA kommen!

Hast Du Dir noch den Kleiderstoff gekauft? Ich sehe Dich immer in dem schwarzen Kleid. Oder im Evakostüm. Werde nicht rot – War Walter nett zu Dir?

14. VI. 41 9½ Uhr morgens.

Mein Impffieber ist noch immer nicht ganz vorüber; es fängt an, mich mißlaunig und melancholisch zu machen. Wie, wenn es, wie damals das Deine, von einer ganz ähnlichen Drüsenveranlagung kommt und wenn unsere Sympathie und Harmonie auf dieser Gemeinsamkeit einer Drüsenanomalie beruht? Das wäre eine einfache Erklärung für eine große Liebe, und vielleicht ist sie nicht einmal ganz falsch. Aber das ändert nichts an der Kraft und Schönheit unserer Gefühle füreinander.

Du wirst vielleicht nicht glauben, daß das Leben auf dem Schiff auch nur eine Art Gefangenschaft ist. Der Raum ist beschränkt und die Abwechslungen sind auf ein Minimum reduziert. Du bist gezwungen mit Menschen zusammen zu sein, die Dir auf die Nerven gehen, Du kannst nicht arbeiten und wirst bedient (bekommst Dein Essen vorgesetzt); Körper und Geist werden schlaff und träge gemacht. Die Freude am Spiel der eigenen Kräfte, an der Bezwingung von Schwierigkeiten hört auf und damit das Wesentlichste des Lebens. Nur das Essen ist besser, aber das wird auf die Dauer sehr unerheblich, weil die Freude

am Essen fortfällt, da Du den Tisch mit Leuten teilen mußt, die Du vierteilen möchtest. Meine Vernichtungswut übersteigt jede Grenze, sogar die meines eigenen Lebens.

15. VI. 41 8 Uhr.

(Die Zeit ist wieder um eine Stunde zurückgestellt.) Eben als ich mich anzog, sagte ein Herr in meiner Kabine, er entsinne sich, mit Dir vor dem spanischen Konsulat sich lange unterhalten zu haben, bis ich gekommen sei, Dich abzulösen. Es ist der erste Mann, der mir keine Komplimente über Dich macht, aber in seiner Stimme klang noch das Bedauern darüber, daß ich Dich abgelöst habe. Du Diebin!

9 Uhr. Gestern bei schlechtem Wetter – es regnete, das Meer war olivbraun und noch formloser, ineinander fließender als sonst –, habe ich mich lange damit unterhalten, die beiden Wege in die Freiheit (1917/1941) miteinander zu vergleichen. Welche Unterschiede! Damals war ich ohne Geld, ohne Kleidung, mein ganzes Gepäck bestand aus der schwarzen Ledermappe. Aber in ihr lag ein Stoß von Notizbüchern, angefüllt mit Erlebnissen und Gedanken über meine erste theoretische Beschäftigung mit den Fragen des Staates, der Gesellschaft, der Sittlichkeit – Materialien, die hinreichten, um mich 1 ½ Jahre zu beschäftigen und 2 Bücher zu schreiben (von denen keines veröffentlicht worden ist). Diesmal habe ich 2 schwere Koffer, etwas Geld – aber leider keine Notizbücher und keine neuen Gedanken, sondern viel eher das Gegenteil. Denn was auch immer mein Manuskript oder meine Notizen über Ethik wert sein mögen, es bleibt das (negative) Resultat, von dem ich Dir schon in Chateney gesprochen

habe, daß das Manuskript, so wie es bisher als Theorie existiert, unfähig ist, das künstlerische und (ethische) Problem zu lösen. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder die Theorie zu erweitern oder zu verwerfen. Dies letztere würde natürlich große »soziologische« Folgerungen haben, gegen die ich mich sträube. Aber so oder so muß das geschichtliche Problem der Kunst gelöst werden, und das ist mir heute noch immer so unmöglich, wie es mir 1913 war, wo ich das geschichtliche ganz einfach gestrichen habe. Das Problem ist mir sehr viel klarer, aber eine überzeugende Lösung habe ich noch immer nicht. Ist dieser Bankrott definitiv? Oder nur das Ergebnis einer schlechten Methode: daß ich Geschichte nicht aus den Quellen studiert habe, sondern aus den Büchern anderer, die bereits immer zu künstlich vereinfacht waren? Es wird wohl das Beste sein, wenn ich die Arbeit über Corot noch einmal von neuem beginne und das Thema bis auf den Grund zu erschöpfen versuche. Dann wird man sehen, zu welchem Resultat man kommen kann. Ich habe mir zu diesem Behufe auch schon viele Bücher gekauft, die nun bei Lurçat ruhen, aber ich werde hoffentlich in Amerika andere finden. Die Aufgabe ist, die alten Arbeiten weiterzuführen und wenn möglich zu beenden und die neuen Lebensverhältnisse kennenzulernen, sich ihnen anzupassen.

12 Uhr. Ich habe den Rest des Vormittags damit verbracht, mir Notizen zum »Corot« und zur Kunsttheorie zu machen. Endlich! Ein bescheidener Anfang.

5 Uhr. Es ist mir, als seien wir äußerlich schon Jahrzehnte lang getrennt, aber innerlich bist Du mir ganz nah: ich sehe und fühle Dein leibhaftes Bild mit allen Einzelheiten Deiner Gesichtszüge, Deines Gangs und Deiner Kleidung. Ich habe mir geschworen, nichts zu tun, was

dieses klare Bild in mir trüben könnte. Viele neue Eindrücke werden versuchen, es in den Hintergrund zu rücken; aber ich will mir jeden Tag eine Stunde der Kontemplation sichern, durch die ich es mir wieder voll ins Bewußtsein rücke. So wirst Du in mir leben bis zu dem Tag, wo Du auch neben mir leben wirst.

Man sagt, daß wir noch eine ganze Woche fahren und am 21. ankommen. Dann wird dieser Brief ein Manuskript und ich weiß nicht, was die Zensur dazu sagen wird.

16. VI. 41 morgens 9 Uhr.

Ich habe gestern abend noch die 3 ersten Seiten meines Manuskripts gelesen und war entsetzt über die Dünnhheit und Unanschaulichkeit des Stils. Die ganze schriftstellerische Arbeit ist noch zu machen. Ich wollte gleich heute morgen mit dem Versuch beginnen, da stellen sich ein Dutzend Schiffsarbeiter ausgerechnet neben mich und schwätzen, ohne etwas zu tun. Aber ich will das nicht als ein böses Omen nehmen. – Nun sind sie wieder fort und ich will versuchen, was ich tun kann.

12 Uhr. Trotz englischer Jungfrauen und portugiesischer Faulenzer, die das Gemeinsame haben, daß sie schwätzen (ohne gleich unsympathisch zu sein), habe ich die 4 ersten Seiten korrigiert (natürlich nur provisorisch) und wenn Du nun da wärest, könntest du lostippen. An diese mechanische Arbeit denke ich mit Grauen.

7 Uhr. Nun habe ich den Nachmittag dazu benutzt, um die Korrekturen zu korrigieren. Es ist auf den ersten 4 Seiten kaum eine Zeile stehen geblieben. Aber das kennst Du ja. Ich bin an dem Punkt, wo weitere Korrekturen nicht mehr möglich sind, weil kein Platz mehr dazu da ist. Du kannst also denken, daß ich Dich vermisse. Hoffent-

lich sind nun wenigstens die Veränderungen Veranschaulichungen und Verdichtungen, d. h. Verbesserungen geworden. Man glaubt das immer in der ersten Minute, bis man dann nachher enttäuscht ist. Man müßte solche Arbeit mit frischem Kopf und mehr Ruhe machen. Aber da ich die ersten 60 Seiten in 2 Exemplaren habe, kann ich meine Kräfte üben, selbst wenn ich den Text verderbe.

17. VI. 1941 10 Uhr.

Ich habe mich noch gestern abend entschlossen, den ganzen jetzigen Anfang des Buches [Demands of Art] zu streichen (oder als Vorwort umzuändern, obwohl ich Vorworte nicht liebe). Denn es ist eine üble Angewohnheit der deutschen Gelehrten, immer erst mit einer methodischen oder erkenntnistheoretischen Reflexion zu beginnen, anstatt die Methode selbst sprechen zu lassen. Ich werde also einen neuen Anfang finden müssen.

– Das Meer hat in den wenigen Tagen unserer Fahrt sehr verschieden ausgesehen, je nach dem Wind und allen übrigen atmosphärischen Bedingungen. Heute zeigt es weiße Schaumkämme, die ganz unregelmäßig über die weite Fläche verstreut sind und die Flut in Stücke zerreißen; dagegen bildeten sie rhythmische Abstände, die sich nach den Seiten und nach vorn zu Reihen zusammenfügten und eine zusammenfassende Ordnung formten. Heute hat das Wasser etwas Dünnes, Aufgelöstes, als wenn seine eigene Substanz verringert wäre, während es gestern dichter als gewöhnlich war, gallertartiger, so daß die Bewegung weniger ein Fortschreiten von Ort zu Ort war als ein abstandsloses Gleiten. Ich spreche nicht von den Farbveränderungen bei Regen oder Sonnenschein, von dem verschieden engen Abstand zwischen Meer und Himmel, die

heute wie zwei Schalen von verschiedenem Krümmungsmaß übereinander greifen, der Himmel weit über den Horizont des Meeres hinausreichend, und gelegentlich ineinanderfließen z. B. bei Regen oder Dunst. Aber bei allen Veränderungen bleibt unverändert die Natur dieses flüssigen Elementes selbst: das formlose Fließen und Gleiten, die Unfruchtbarkeit und Äußerlichkeit der Bewegung, die allseitige Weite des Raumes, die monotone Erhabenheit seiner Leere, das von der Flut zurückstrahlende Licht, das ohne Tiefe ist. Man könnte für jede dieser Eigenschaften eine menschliche Analogie finden (das Auf und Ab unseres unbewußten Lebens, solange es von unserer Bewußtheit nicht beherrscht wird, die Unverhältnismäßigkeit zwischen unserem Streben und unseren Erfolgen, die große Leere, die wir in uns fühlen, wenn unsere Selbsterkenntnis unser Wesen an sich und außerhalb unserer Handlungen analysieren will). Aber das Ganze bleibt doch zutiefst unmenschlich, primitiver (niedriger) und elementarer als der Mensch, dessen Größe nicht eine räumliche ist, sondern eine solche der Organisiertheit. Ich bin auch in der Architektur vor der absoluten Größe zurückgeschreckt und habe St. Peter in Rom formlos gefunden, dagegen einen verhältnismäßig kleinen dorischen Tempel sehr monumental. Aber das alles beleidigt die »ideés reçues.«

5 Uhr. Ich habe eben darüber nachgedacht, auf wieviele verschiedene Arten wir glücklich waren und wie wir allmählich und etappenweise unser Glück erlernt haben. Welch ein Weg von der gemeinsamen Arbeit in dem kleinen Hotelzimmerchen bis zu den Oster- und Pfingst-wochen in Chatenay oder in dem Genuß unserer Gefühle von den 2 Monaten im Blvd. Montparnasse zu den 2 Monaten in Marseille! Und dann die Kameradschaft in Gurs!

Es wird mir schwer, mir vorzustellen, daß all dies kaum 2 ½ Jahre waren und es ist mir noch unmöglicher, mir eine Steigerung dieses Glückes vorzustellen. Die Tage mit Dir und dank Dir gehören zu den ausgeglicheneren und reichsten meines Lebens. Die große Gerechtigkeit verlangt, daß wir dafür büßen. Tun wir es mit dem Bewußtsein, daß es ohne dies keine Fortsetzung unseres gemeinsamen Lebens geben kann. Denn für Menschen kann es kein dauerndes und ungetrübtes Glück geben. Ich frage mich manchmal, ob Du eben so selig warst wie ich und ob Du jetzt mehr leidest als ich oder ob Du auch dieses Gefühl der Ruhe hast, in der die Freude über die Vergangenheit und die Gewißheit für die Zukunft sich die Waage halten.

6 Uhr. Ich habe eben die Niederschrift des »Vorwortes« beendet, das ein kurzer (3 von diesen Seiten) und scharfer Aufriß geworden ist zugunsten des Verstandes – gegen die Dunkelmänner der Inspiration – und der mathematischen Kunsttheorie. Ich glaube, daß es gut ist. Aber da ich nicht der liebe Gott der Schöpfungstage bin, hoffe ich, es bald besser zu machen. Jetzt bleibt nur ein neuer Anfang für das Buch zu finden.

Die Abendsonne wirft heute ein ganz weißes silberblankes Licht aufs Meer in einem schmalen Streifen wie der Mond (nicht diffus). – Du siehst übrigens, wie nützlich der Block ist, den Du mir für die Reise gekauft hast.

18. VI. 11 Uhr.

Nachdem ich gestern das »Vorwort« geschrieben (was immerhin eine Anstrengung war), habe ich mir abends im Bett noch meinen Prado-Führer vorgenommen und ein Bild von Ribera analysiert, was mir – glaube ich – nicht schlecht gelungen ist. Jedenfalls habe ich heute früh

2 Stunden Notizen in meine Kartothek gemacht – zwischen Frauen, die von Kleidern, Hüten, Schuhen etc. schwatzen. Die eine ist die Frau des »SchreiERS« (bei Blumberg). Wie gönne ich ihm diese bebrillte Gans! Wenn Du nur 2 Minuten so reden würdest, würde ich Dich und mich in Stücke zerreißen. Je mehr ich arbeite, desto nervöser macht mich diese Umgebung! Wenn die Fahrt nur erst vorüber wäre! Hätte man mich bei Wasser und Brot im Prado eingeschlossen, welch ideale Existenz wäre das gewesen.

19. VI. 41 9 Uhr abends.

Ich habe heute einen reichlich unangenehmen Tag: physisch und moralisch. Aber nun ist die Qual bald vorbei. Ein kleines Büchlein über den Prado mit vielen, aber schlechten Abbildungen hat mir in den letzten Tagen gute Kameradschaft geleistet. Freilich, die Dinge, die mir am besten gefallen haben, sind wie immer nicht abgebildet. Ich möchte so gern einmal einen großen Band herausgeben mit den Werken, die mir am besten gefallen. Ich glaube, das große Publikum würde eine andere Meinung von der Kunstgeschichte bekommen. Aber an all das ist ja vorläufig nicht zu denken. Wie wird man sich in Amerika durchschlagen? Werde ich meine Arbeit weiterführen können? Das ist die größte Sorge.

20. VI. 9½ Uhr morgens.

Jetzt habe ich 11!! Dollar vertelegraphiert, nur aus der kindlichen Angst, niemand könnte mich erwarten. Für dieses Geld hätte ich mehrere Tage in einem anständigen Hotel schlafen und mich indessen orientieren können. Ich staune, wie wenig Vertrauen ich zu mir selbst: zu dem

»Stern« meines Lebens habe. Dabei habe ich auf dieser Reise alle Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht überwunden. Allerdings nicht durch meine besondere Fähigkeit, sondern weil ich überall eine Organisation für die Befriedigung der Bedürfnisse gefunden habe, die gegen das nötige Geld gut und schnell funktioniert hat. Das wird wohl auch in New York nicht anders sein, aber meine Kräfte sind seit Jahrzehnten so ausschließlich für die geistigen Kämpfe geschult, daß ich kein Vertrauen zu ihnen habe, sobald ich mich dem Leben gegenüber befinde. Und dann kommt diesmal noch etwas anderes hinzu (was vielleicht nach jedem schweren Erlebnis eintritt): ich habe mir eben meine sämtlichen amerikanischen Adressen durchgelesen, mit der Frage, zu wem ich mich fahren lassen könnte und möchte. Niemand, buchstäblich niemand (außer Ilse, die ja unzugänglich ist und der ich nur das Leben schwerer machen würde). Das ist undankbar gegen meine Freunde und im Grund sehr häßlich von mir. Und doch komme ich nicht darüber hinweg. Sind alle diese Beziehungen plötzlich entwertet, weil sie nicht auf Gesinnungsgemeinschaft beruhen, sondern auf Sympathie (und Toleranz) oder weil die zwischen uns herrschende Harmonie sie relativiert hat? Ich lege nicht etwa mit Bewußtsein diesen Maßstab an (was ja vollkommen ungerecht wäre), aber »es« stellt sich von selbst fest, daß ich mit niemandem auch nur einen Tag leben möchte und kann (weil ich immer Angst hätte, ihn zu stören), während ich mit Dir den ganzen (kurzen oder langen) Rest meines Lebens verbringen möchte (muß!), weil ohne Dich mein Leben nur mehr halb ist. Verstehst Du, was Du für eine Verpflichtung hast, das Deine zu erhalten? Sorgst Du für Dich?

5 Uhr. Man sagt, daß wir nachts gegen 3 Uhr landen

werden und alle Welt ist aufgeregt und nimmt sich vor, auf Deck zu gehen, um dieses einmalige und einzige Ereignis zu erleben. Ich wünschte, ich käme wie Odysseus schlafend an, und daß es mir eine Heimat sei, in der ich *meine* Arbeit verrichten kann (das ist der einzige Sinn des Wortes Heimat!), bis ich wie Odysseus weiter wandern muß. Es ist ein schwerer Augenblick, schwer wegen der *einen* unentschiedenen Frage: ob ich werde arbeiten können oder nicht. Wärest Du da, so wüßte ich, daß Du mir schnellstens dazu helfen würdest, und Du bist der einzige Mensch, von dem diese Hilfe mich nicht bedrücken würde.

Ich schließe diesen Brief, ehe ich an Land gehe und beginne, wenn ich die Erde betreten habe, einen neuen. Das Schönste an dieser Fahrt war die große Leichtigkeit, mit der ich mir Dein Bild mit allen Einzelheiten in meine körperliche Nähe rufen konnte. Jetzt werden die Ansprüche des Lebens kommen und ich werde weniger Zeit und Muße haben, zu Gesprächen mit Dir – zu so langen, wie ich sie hier auf dem Schiff geführt habe (der Brief ist nur ein kleiner Auszug). Hoffentlich bekommst Du ihn; ich befürchte, daß ihn die Zensur aus Schrecken vor meiner Schrift nicht befördert. Ich werde mir in Zukunft große Mühe geben, besser zu schreiben. Denn was hast Du von den längsten Briefen, wenn sie nicht ankommen?

Meine Liebe, sehr, sehr Liebe – zum Schluß möchte ich Dich noch bitten, die Beziehung zu den Freunden (vor allem zu Lurçats und zur Ey, aber auch zu Alis [Guggenheim]) aufrecht zu erhalten. Schreibe auch gelegentlich ein Wort an Karl [Raphael] (der am 15. Sept. Geburtstag hat). Er ist ja einsam genug und sehr empfindlich (einmal im Monat eine Karte genügt). Für Lurçats werde ich Dir später einige Zeilen beilegen, die Du dann umschreiben

und absenden kannst. Bestätige mir bitte, ob Du von meiner Reise alle 4 Nachrichten bekommen hast; in NY beginne ich wieder mit 1 zu zählen. Und 2 mal im Monat schreibe ich sicher. Also erwarte nicht mehr. Ich werde mich sofort informieren, was zu tun ist, damit Du nachkommen kannst. Im Grunde möchte ich viel lieber zu Dir zurück nach Frankreich. Welch ein glückliches Leben war das! Und trotz Gurs bis zum Schluß immer schöner. Ich danke Dir unendlich für die letzten Jahre und besonders für die letzten Monate, die mir allmählich eine ganz neue Welt erschlossen haben. Ich weiß zum ersten Mal in meinem Leben, was Harmonie zwischen zwei Menschen ist.

Ich umarme Dich von ganzem Herzen
Dein Raphael.

Ich habe mir noch bis zuletzt Notizen für meine Arbeit gemacht. Das funktioniert.

63 avenue Jorest Hills N. Y. Long Island

21. VI. 1941 3³/₄ Uhr.

Meine liebe Liebe, ich habe um 9¹/₂ Uhr morgens das Schiff verlassen und wurde, noch ehe ich die Gepäckhalle betreten hatte, von Max Hirschberg begrüßt. Wir haben dann mit Hilfe eines Autos, eines Schiffes, einer Hoch-, einer Untergrundbahn und wieder einem Taxi mein Gepäck mühsam zu Ingeborg gebracht, die mich sehr strahlend begrüßt und mir das Zimmer des Kindes bis September zur Verfügung gestellt hat. Ihr Mann ist sehr nett, aber ich weiß noch nicht, ob ich es annehme. Er hat uns zu Max Hirschberg gefahren, wo ich zu Mittag gegessen, und nachdem die beiden sich schlafen gelegt haben, beginne ich meinen ersten Brief an Dich. Denn am Abend kommt Ilse [Hirschfeld], über die hier nur *eine* Stimme des Lobes

herrscht wegen ihrer Aufopferung für mich. Du siehst, das ist für den 1. Tag in N.Y. nicht wenig und ich hoffe nur, daß ich das Telegramm an Dich fortbekomme, denn hier draußen ist die Post nicht eben nahe, und der Sohn des Hauses, der hinradeln könnte, ist von einem 4tägigen Urlaub noch nicht zurück. Du siehst also: entgegen all meinen Befürchtungen war der Empfang großartig. Und ich habe bei dieser Fahrt mit den verschiedensten Vehikeln schon einen Teil des Hafens und der Stadt gesehen. Ich werde Dir darüber schreiben, sobald ich selbst diesen Eindruck etwas verdaut habe. Im Augenblick bin ich auf dem Lande, wo es fast so aussieht wie in der Umgebung von München und Berlin. Max H. ist Optimist, Ingeborg große Pessimistin. Und die Wahrheit?

22. VI. 1941 9½ Uhr abends.

Vor ½ Stunde hat Ilse die Wohnung verlassen, um nach Baltimore zurückzufahren, nachdem wir vorher einen gemeinsamen Besuch bei Hirschbergs gemacht haben. Ich bin nun zwar allein, denn Ingeborg und ihr Mann sind zum Kind ins Weekend gefahren, aber ich bin zu müde, um ausführlich zu schreiben. Es war ein aufgeregter Tag, da am Morgen die Nachricht vom Einmarsch nach Rußland kam, über dessen Möglichkeit ich gestern die ersten Andeutungen erhielt. Ich war also nicht wenig überrascht und erschrocken. Morgen werde ich zu Hause bleiben, um die große Korrespondenz, die Telephonate etc. zu erledigen, und Dienstag werde ich in die Stadt fahren mit einem Riesenprogramm von Besuchen (u. a. Meyer Schapiro) und Seligmann, der übrigens ans Schiff gekommen war, um mich abzuholen, mich aber verfehlt hat, da ich als einer der ersten heruntergekommen war.

Gute Nacht, Liebe. Ich rede so viel von Dir und komme mir so komisch vor, wenn ich »meine Frau« sage, daß ich mich selber schäme. Was geht es die andern Menschen an, daß ich so glücklich mit Dir bin? Ich umarme Dich.

23. VI. 41 10³/₄ Uhr morgens.

Endlich kann ich sagen, daß ich mein Tagewerk beginne. Bis jetzt habe ich nur telephonierte, den Hund spazieren geführt und gefrühstückt (5 Apfelsinen für 10 cts.), denn Ingeborg hatte eine wichtige Erledigung. Es ist sehr schwer, sich nach dem Camp in einem so zivilisierten Haushalt zurechtzufinden, wir hatten gestern Abend Krümel auf dem Tisch gelassen, Ilse hat unordentlich abgeräumt etc. Man muß sich an all diese Dinge erst gewöhnen. Aber wenn irgend möglich, so werde ich versuchen, ein Zimmer für mich zu finden, denn sonst werde ich mich nie erholen. Das Klima ist an sich sehr schwierig, eine feuchte Hitze, so daß man vom Schweiß nie trocken wird. Im Grunde: ich bin noch nicht hier, und ich werde nie hier sein, solange Du nicht hier bist, ich nicht die Sprache spreche, und aus dem Kreis der deutschen Emigranten herauskomme. Die beiden Hirschbergs sehen ganz erschreckend schlecht aus. Ilse sagt, daß auch meine »Schwiegereltern« sehr alt geworden seien, es scheint daß die amerikanische Arbeit die Leute erschöpft. Ich werde also mit meinen Kräften sehr weise umgehen – das ist die erste Lehre. Heute nachmittag muß ich in die Stadt, um Seligmann und Meyer Schapiro zu sehen, der für einen Tag aus den Ferien da ist. Morgen muß ich wieder in die Stadt, aber ich werde bremsen, obwohl Ilse versichert, daß ich sehr viel Menschen und berühmte Menschen kennenlernen muß, wenn ich Dich herbekommen will. Ein neues Ge-

setz, nach dem jeder Fall in Washington geprüft werden muß, wenn der Immigrant noch Verwandte in Deutschland hat (ist 2 Tage vor meiner Ankunft herausgekommen), erschwert ohnedies die Bemühungen, aber Hirschberg in seinem Optimismus behauptet, daß wir Dich herbekommen. Du kannst Dir denken, daß ich das gern glaube.

So, und jetzt muß ich anfangen meine Post zu erledigen.

24. Juni 8½ Uhr.

Ich warte auf einen Anruf von Max Hirschberg, mit dem ich zusammen in die Stadt fahren will, und ich benutze die Minuten, um Dir zu schreiben, denn wenn ich die Zeit nicht stehle, so werden die Briefe ihre Tagebuchform verlieren, weil sich die Eindrücke überdecken und verdrängen. – Seligmann und Schapiro haben sich beide sehr, sehr herzlich gefreut, mich wiederzusehen, beide haben sich *sofort* nach Dir erkundigt und von sich aus erklärt, daß man nun Dich herüberbekommen müsse; ich war umso mehr gerührt, als sie nur immer von Emmi gesprochen haben, so daß ich das schreckliche »meine Frau« vermeiden konnte. Seligmann hat sehr fleißig und nicht schlecht gearbeitet, natürlich ganz in seiner alten Manier, aber ich sehe zum ersten Mal die Möglichkeit, etwas Vernünftiges darüber zu schreiben. Ich habe soviel Angst gehabt, daß er es von mir fordern könnte! Das Leben ist eben voller Überraschungen. Sein Atelier liegt im Herzen von N. Y. (während ich im Vorort wohne); man hat einen hinreißenden Blick auf die Hochhäuser zwischen der 5. und 6. Avenue und direkt zu Füßen einen kleinen Garten, der zur größten Bibliothek gehört. Der ständige Wechsel von

alten niedrigen Häusern und Wolkenkratzern, die Farben der Automobile – sehr viele gelb? –, die Lichtreklame am Abend, die nicht mehr eine Zusammenfügung einzelner Reklamen ist, sondern eine große Lichtarchitektur, das alles ergibt eine Schönheit besonderer und sehr intensiver Art. Die Menschen wirken sehr müde, wie erschöpft von dem Tempo der Maschinen, die die Straßen beherrschen, was zum großen Teil auf dem feuchten, erschlaffenden Klima beruhen mag. Man sieht erschreckend viele alte Leute, die sich alle auf jung stilisieren, während die wenigen Jüngeren von selbst alt wirken. – Seligmann und Schapiro sind gar nicht verändert und sehr große Freunde, ich komme mir – wie immer – ein wenig fremd vor zwischen der Mannigfaltigkeit ihrer Interessen und Kenntnisse und der Fixheit ihrer Reaktion auf alle Dinge, und so viel ungeselliger, einsamkeitsbedürftiger. Ich fühle mich à mon aise nur allein und mit Dir. Alle andern machen mich nervös, weil ich immerfort Angst habe, Rücksichten zu verletzen, und das scheint mir bei Max H. schon erheblich geglückt – leider!

[Die folgenden Eintragungen handeln in erster Linie von den Enttäuschungen im Exil. Raphael will sich seine Arbeit »nicht aus den Händen schlagen lassen«, die Exilantenfreundschaften interessieren ihn nicht (1. 7. 1941); zu seinem Ärger über die unpolitische und unreflektiert optimistische Haltung vieler Exilanten kommt die Veränderung seiner Beziehung zu dem Freund Meyer Schapiro: »Neben Meyer Schapiro fühle ich ganz besonders deutlich, daß mir jeder Charme fehlt, jede Spielfähigkeit, jede Elastizität.« Vgl. auch S. 31 in diesem Band.]

8. XI. 1942

.....
Wenn man jung ist, scheint einem alles neu; wenn man alt wird, scheint sich alles zu wiederholen. Aber es gibt Unterschiede, die die Entwicklung zeigen. So dachte ich heute früh, als ich die Zeit des 1. Weltkrieges überdachte. Bevor er ausbrach, war ich aufs Land gezogen (an den Bodensee allein – wie mit Dir nach Chatenay); dann kamen 22 Monate Dienst, die ein Gefängnis waren (wie die französischen Lager); dann kam meine Flucht (wie meine Reise nach Amerika) und ich begann 2 Bücher zu schreiben, die mich zum ersten Mal auf ein neues Gebiet führten: Moral und Gesellschaft statt Kunst – wie hier, wo ich zum 1. Mal die Philosophie verließ, um die Totalität in der Geschichte zu finden. Ich habe damals 1 ½ Jahr bis zur Erschöpfung gearbeitet – wie hier und keines der beiden Bücher ist veröffentlicht worden (wie es mir diesmal wieder passieren wird) . . .

Es ist schade, daß Du meinen Brief nicht mehr bekommen wirst, wo ich Dir meine letzten Gedanken über die geschichtliche Entwicklung der Menschheit auseinandergesetzt habe; dann hättest Du doch wenigstens das Bewußtsein, daß meine Arbeit vorwärts geht. . . .

10. XI.

Todestag meines Freundes [Max] Jung. 24 Jahre tot. Grab in Freiburg . . .

Ich glaube, ich weiß nun, was und wie ich in den nächsten Wochen arbeiten werde. Ich war heute im Museum und habe einige griechische archaische Figuren zu analysieren begonnen. Es sind zwar nur Gipsabgüsse, aber ich kann mich so durch die griechische Kunst durcharbeiten,

um einmal zu sehen, wie ich das geschichtlich verstehen kann. Ich kann das dann auch mit Ägypten und dem Mittelalter vergleichen, und ich denke, daß ich aus diesen 3 Reihen manches werde ableiten können. Ich weiß auch, was ich lesen möchte: die umfangreiche »Geschichte des Altertums«, die mir Ey noch gekauft hat.

12. XI.

Ich habe heute meine 3 archaischen Jünglinge weiter analysiert und es ist erstaunlich, wie die ganze griechische Zukunft in ihnen steckt. Viele haben denselben Eindruck von der alt-griechischen Philosophie gehabt: daß sie vollständig logisch aus ihren eigenen Voraussetzungen abläuft. Doch findet sich diese logische Konsequenz sonst wohl nirgends, d. h. die geschichtliche Entwicklung ist nicht immer dieselbe. Die Frage ist, warum gerade in Griechenland dieses logische Fortschreiten von einer Etappe zur anderen stattfindet und in anderen Ländern z. B. in Ägypten etwas ganz anderes? Ich denke, daß eine Antwort auf diese Frage zu finden sein wird; aber soweit bin ich noch nicht, zunächst einmal muß ich mir die Entwicklungsreihen selbst klar machen. Ich habe das sichere Gefühl, daß ich auf einem guten Weg bin . . . Jetzt will ich tippen. Da ich nun doch nicht hoffen kann, daß Du mir diese Arbeit für die ägyptischen Töpfe abnimmst, muß ich es selbst tun. Ich rechne mit 100 Schreibmaschinenseiten und habe erst zwölf. Wenn das fertig ist, will ich alle anderen Materialien noch einmal durchgehen und in meine Kartothek übertragen; dann wird es sich zeigen, ob und wann ich entweder das Buch über *Kunsttheorie* zu Ende schreiben kann (das ich in Chatenay begonnen) oder das Buch über *Kunstgeschichte* beginnen kann. Nach den

vielen Detailstudien, die sehr nützlich waren, habe ich Lust, an die großen Zusammenhänge zu denken und sie eventuell zu skizzieren.

14. XI.

Ich habe nun 2 Figuren analysiert, soweit dies an Gipsabgüssen möglich ist, und ich glaube auch die künstlerischen Gründe gefunden zu haben, warum die griechische Kunst- und Philosophiegeschichte einen so logischen Verlauf nimmt. Bis ich die sozialen Gründe gefunden habe, wird es wohl eine Weile dauern, da ich ohne Besitz von Büchern nicht nach meinem Belieben lesen kann. Aber jetzt, wo ich einen Gesamtplan für den geschichtlichen Teil sehe – zum 1. Mal in meinem Leben – macht mir die Arbeit eine große Freude.

15. XI.

Das ist das Schöne, wenn man eine Gesamtidee hat, daß sich mit Hilfe der Materialkenntnisse, die man besitzt, detailliertere Gedankengruppen wie von selbst bilden. Natürlich muß das alles an den Tatsachen noch kontrolliert werden, aber die Hauptsache ist, daß die *Theorie* etwas erklärt. Es war schwer, sie zu finden und es wird noch lange dauern, bis sie in allen Details ausgearbeitet ist. Aber es ist gut zu fühlen, daß sie da ist. . . .

Jetzt will ich in die Museumsbibliothek gehen, so ungeduldig bin ich mit meiner Arbeit. Ich will zum 1. Mal in meinem Leben den Katalog des Akropolis-Museums einsehen – ein Museum, nach dem ich seit Jahrzehnten Sehnsucht habe. Ich denke jetzt oft an meinen großen Reiseplan: Ägypten, Athen und Konstantinopel, es kommt mir

manchmal vor, als ob ich mit meiner jetzigen Arbeit diese Reise vorbereite. So habe ich es als junger Mensch gehalten: 9 Monate Arbeit für eine Reise, und dann bin ich losgezogen. Es war immer beschwerlich und anstrengend, denn meine Mittel waren gering, aber ich habe viel gesehen und gelernt und habe so manche Enge abgestreift.

16. XI.

Gestern fand ich in der Museumsbibliothek eine Wiener Publikation von archaisch-griechischen Skulpturen aus dem Akropolis-Museum, die mir zum ersten Mal vor 25 Jahren begegnet war in Stafa (am Zürichsee). Damals schenkte mir die glückliche und beneidete Besitzerin der Ausgabe ein Blatt: ein Pferd (dem zwei Beine fehlten) mit einem Reiter, von dem nicht viel mehr als der Oberschenkel erhalten war. Diese Plastik erschien mir damals als Inbegriff freier und edler Menschlichkeit, beherrschter Sensibilität, der Einheit von Mensch und Tier. Während vieler, vieler Jahre hing das große Blatt über oder hinter meinem Arbeitstisch, wo ich es täglich betrachtete. Dann hatte ich es ganz aus dem Gedächtnis verloren und nun taucht es wieder auf – just am Anfang der Woche, in die der Geburtstag der damaligen Geberin fällt, die ich vor 10 Jahren (auch dies fast genau) zum letzten Mal flüchtig gesehen habe... Nur meine Einstellung zur Kunst hat sich wenig geändert. Alle Erlebnisse und Erfahrungen, alles Sehen und Arbeiten vertiefen wohl meine Beziehung, helfen mir meine Empfindung besser und vollständiger auszudrücken, aber es bleiben dieselben Werke, dieselben Künstler, die ich liebe, was mich freilich sehr verdächtig machen sollte gegen meine Meinung, als gäbe es eine objektive Kritik. Wir sind eben alle in unserem Wesen be-

schränkt und bleiben in dem Gefängnis, in dem wir geboren wurden, wie weit wir auch die Mauern dehnen mögen.

Seit heute steht nun auch die große Geschichte der alten Welt von Ed. Meyer auf meinem Arbeitsplatz in der Bibliothek; es sind 6 riesige Bände und es wird lange dauern, bis ich mich durchgelesen habe, denn ich will die meiste Zeit im Museum selbst verbringen und Skulpturen analysieren...

[...]

10. I. 1943

... Ich war wieder im Naturhistorischen Museum, um mir die ausgestopften Tiere anzusehen, die die Künstler des Paläolithikums gemalt haben. Ich war ganz verwirrt von der Fülle der Eindrücke. Da man die Tiere in ihre natürliche Umgebung gestellt hat – asiatische und afrikanische Steppen, Ebenen, Gebirge, Sümpfe etc. –, so geriet ich in ein Träumen über die Naturnachahmung. Welch ein entsetzliches Leben man zwischen den Steinen führt! Und je länger ich mir die Tiere und die Umgebung ansah, desto mehr ging mir wieder auf, wieviel besser diese Wesen physisch für den Kampf ums Dasein ausgerüstet sind als der Mensch. Was wir ihnen voraushaben, ist geistiger Art, und wir benutzen es, um *unter* ihr Niveau herabzusinken.

– Ein anderer Eindruck kam von der großen Mannigfaltigkeit des Körperbaus, der Formen. Abgesehen von Vögeln kennen wir ja fast nur vierfüßige Säugetiere und das ist doch nur ein verschwindend kleiner Bestandteil des Reichtums der Natur. Der wissenschaftliche Mensch hat das alles hübsch in ein paar Gruppen geordnet und eine Entwicklungslehre aufgebaut – unter dem Eindruck der ausgestorbenen und noch lebenden Fülle der Erscheinun-

gen scheinen einem diese intellektuellen Konstruktionen nicht viel mehr wert als das Märchen der Bibel, daß ein Gott die Welt in 6 Tagen geschaffen hat. Auch hinter der Darwinschen Theorie steht nur die Furcht vor der Mannigfaltigkeit, der gegenüber alle menschliche Phantasie zu klein ist. Und so schaffen wir ein paar Worte für das Leben – eine große und gefährliche Gabe des Menschen.

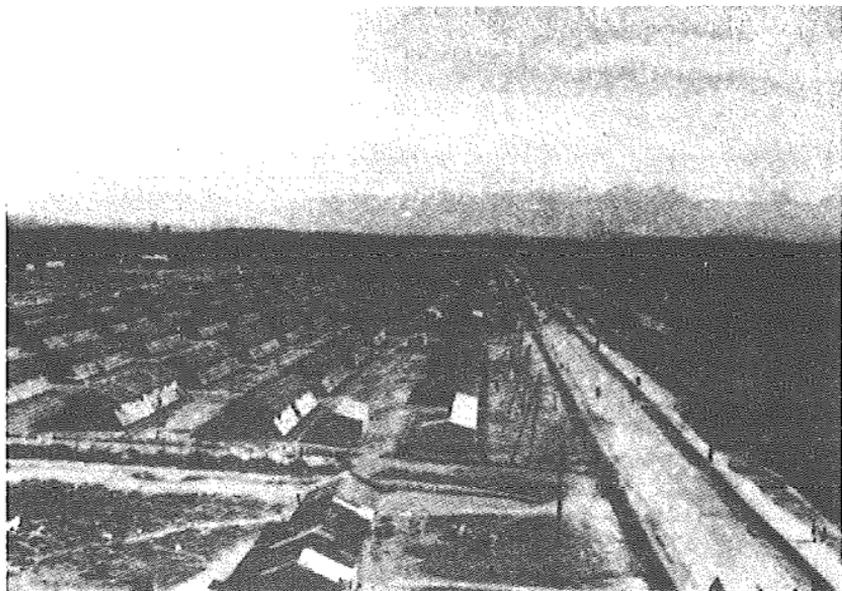
Und dann wurde mir klar, wohin sich die anthropomorphe Deutung der Welt geflüchtet hat (auf deren Überwindung wir so stolz sind). Seit die Griechen den Menschen zum Maß aller Dinge erhoben, indem sie die Achsen des menschlichen Körpers zur bestimmenden Bedingung der Weltansicht gemacht haben, sehen wir nach Achsen, Symmetrien etc. Aber so lange sich der Mensch gegen das Tier schlug, gab es keine Achsen und keine Symmetrien. Wenn wir von Vorder- und Hinterschenkel sprechen, so ist dies schon eine Interpretation, die dem Tatbestand insofern nicht ganz entspricht, als diese beiden Glieder durchaus nicht so gleich sind wie ein rechtes und linkes Bein (oder ein Arm). Wenn uns diese frühe Kunst heute wieder so nahe ist, so ist ein Grund vielleicht der, daß wir uns aus ganz anderen Ursachen von der Mittelachse oder der Lagesymmetrie wieder befreien; diese Gründe liegen in unserm Naturempfinden (Landschaft, Kosmos), das sich seit dem 17. Jahrhundert zunehmend vom Menschen befreit.

– Ich glaube, ich werde jetzt oft in dieses Museum gehen, um mich mehr mit diesen Tieren zu befreunden; denn gerade weil die Kunst keine Nachahmung der Natur ist, kann man die besondere Art der Naturdeutung, das geistige System an Voraussetzungen, das einer sogenannten naturalistischen Kunst zugrundeliegt, nur verstehen, wenn man die Natur kennt.

Ich habe heute die ganze Arbeit über die Höhle von Font-de-Gaume wieder von vorne begonnen. Ich habe so viele Bisons analysiert, daß ich die Übersicht verloren hatte; ich lege mir nun einen Katalog an mit den charakteristischen Merkmalen eines jeden Stückes und ich hoffe, so zu einer Übersicht über die verschiedenen Typen und über die Entwicklung zu kommen. Das alles kostet viel Zeit, aber allmählich sehe ich mich in die Dinge ein. Gerade die ersten sind schwer zu fassen, weil 3 und 4 verschiedene Tiere übereinander gemalt sind; die Ursache davon zu erklären ist ein Problem für sich. ...

... Im Museum geht die Arbeit langsam aber beständig weiter. Es handelt sich um die Eroberung des Materials; wenn ich es einmal besitze, werden sich auch die großen Gedanken und Zusammenhänge ergeben. Vorläufig ist viel Detailarbeit zu leisten – aber so, daß die Details das Ganze erschließen. Um Dir ein Beispiel zu geben: es finden sich in Font-de-Gaume Zeichen, die so aussehen  oder  Oder  Niemand hat sie gedeutet und man hat ihnen den Namen »signes tectiformes« gegeben und sich mehr oder weniger dahin geeinigt, daß es Hütten sein sollen. Das gibt nicht den geringsten Sinn. Ich glaube nun beweisen zu können, daß es der Fetisch des Elephantenclans ist und nichts anderes darstellt, als den Kopf des Elefanten en face in geometrische Zeichen verwandelt. Das ist natürlich eine Bagatelle, aber sie hilft, ein einheitliches Bild einer Kultur zu gewinnen, von der wir außer den Kunstwerken (und Geräten) nichts haben.

... Denn es handelt sich nicht nur um die kurze Zeit, in der ich Dir schreibe; sie ist für mich die Zusammenfassung des Tages, seine für Dich empfundene, gedachte und aufgehobene Form. – Es ist mir schon öfter aufgestoßen, wie verschieden in einer Hinsicht mein jetziges Leben von meiner früheren Lebensweise ist. Wohin ich kam (nach Paris oder an den Bodensee), ich suchte alles kennenzulernen, was in allen Himmelsrichtungen an einem Wandertag zu erreichen war. So eroberte ich mir nach und nach eine Welt. Hier komme ich von meiner Wohnung in die Läden (2–5 Minuten), ins Museum (15 Minuten) und in die Bibliothek oder zur Tante (½ Stunde). Das ist so ziemlich das ganze New York, das ich kenne. Diese Weise, mich nicht zu rühren und die Welt auf mich zukommen zu lassen, kenne ich seit meiner Lungenkrankheit (1925/26). Zuerst fiel sie mir sehr schwer, aber schließlich habe ich es auf den Liegestühlen von Davos, Leysin und Arosa gelernt. Und es ist erstaunlich, was man wahrnimmt. Ich habe ja hier nicht lesen, mich nicht unterhalten können, ich war nur auf mein Auge angewiesen – und doch hatte ich Eindrücke, die sich nicht als falsch erweisen. Es ist mir selbst ein wenig rätselhaft, wie ich bei dieser Passivität, bei einer beinahe absoluten Unkenntnis der Tatsachen zu Urteilen gekommen bin, die nun von anderer Seite bestätigt werden. Es ist dies natürlich ein gefährlicher Weg und ich denke manchmal, wie schön es wäre, wenn wir zusammen große Wanderungen machen könnten. Ich weiß ja aus Erfahrung, daß das, was man auf Wanderungen lernt, auch äußerlich und oberflächlich ist, aber ich habe doch sehr schöne und aufschlußreiche Wanderungen gemacht – und die letzte durch Frankreich (1935) ist unvergessen [...]



Camp de Gurs 1940 (Abb. aus Hanna Schramm: Menschen in Gurs, G. Heintz Verlag Worms 1977, S. XII)



Emma Raphael
im Emigrationslager Marseille,
Sommer 1942

Briefe an Emma Raphael
1941–1945

Max Raphaels Tagebücher haben von 1941 an immer einen Adressaten: Emma Raphael; die Form ist auch hier größtenteils die des Briefes. Darüberhinaus finden sich in Raphaels Nachlaß umfangreiche Konvolute von Briefen an Emma Raphael. Der hier zu Anfang abgedruckte undatierte Brief (wahrscheinlich von 1944), der wie viele Briefe Raphaels einen konzeptuellen Charakter hat, wurde noch von Frau Raphael in der Vorbereitungszeit der Publikation von Raphaels Kunsttheoretischen Schriften zur Verfügung gestellt. Die weiteren Briefe sind einer umfangreichen Mappe entnommen, die handschriftliche und von Emma Raphael abgeschriebene Briefe enthält und die Zeit vom 14. November 1941 bis 7. November 1942 enthält. Die Briefe sind teils »love-letters« (Raphael), teils Tagebucheintragen und haben zuweilen eine essayistische Form.

Die Briefe von 1945 sind in einem Kuvert enthalten, das die Aufschrift trägt »Briefe in die Schweiz 1945 u. a.«

Ma bien chère chérie,
wieder geht ein Monat zuende, und die Tage sind bald warm und voll Vogelgesang wie im Frühling, und bald riechen sie nach Winter und Schnee. Aber nicht dieser häufige Wechsel allein hat mich müde gemacht, auch nicht bloß die etwas schwere Verdauung und die vielen Bücher, die ich lesen muß; sondern es waren vor allem die eigenen Gedanken, Gedanken über mein Leben, die mich schwer, trüchtig und müde machten, weil sie Mühe hatten, aus dem Unbewußten ans Tageslicht zu kommen. Wunderst Du Dich, daß ich mich mit meiner eigenen »Biographie« so intensiv beschäftige (die ich ganz gewiß nicht schreiben werde)?

Ich sagte mir, daß zwischen dem Verlauf eines menschlichen Lebens und dem Ablauf der Geschichte eines Volkes Beziehungen ähnlicher Gesetzmäßigkeit bestehen könnten, und daß es ein guter Weg sein könnte, von der linearen Auffassung der Historie loszukommen, wenn man sich die ungeheure Komplexität des Einzellebens einmal ganz klar machte; denn schließlich: wir erkennen ja die Außenwelt nur in dem Maße, in dem wir uns selbst erkennen und umgekehrt.

Dann treibt mich seit langem der Gedanke, Dir etwas von meinem Dasein vor unserer Begegnung zu erzählen. Du hast den guten Instinkt gehabt, nicht zu fragen, aber ich habe nun das Bedürfnis zu berichten, da ich von ganzem Herzen hoffe, daß die Zukunft unser gemeinsames Leben sein wird. Vor allem aber wollte ich selbst Klarheit und Verstehen, besonders über die letzten beiden Jahrzehnte, die mir vielmehr wie eine ungeformte Masse erscheinen, was sie doch nicht sein konnten, da sie schließlich zu unserer Harmonie führten. Und so begann ich am

letzten Montag, meine Vormittagsarbeit liegen zu lassen und meine »Biographie« zu schreiben; Seite um Seite füllte sich bald mit Stichworten von Tatsachen, bald mit ausgedehnten Reflexionen. Je mehr ich schrieb, desto mehr schien mir bald die krude Materie zu stark rationalisiert und bald verlor ich mich in eine solche Komplexität, daß mir mein Leben wie ein Irrgarten schien, obwohl ich mir bewußt war, daß ich vielmehr noch in Simplifizierungen befangen war. So legte ich gestern die Feder hin, streckte mich waagrecht aufs Bett und tat das Einzige, was in solchen Situationen zu tun ist, ganz still zu warten.

Ich hatte offenbar die Reflexionen forciert, das Denken mußte sich beruhigen, Distanz gewinnen, die Tatsachen freigeben, damit diese sich selbst in ihrer alltäglichen Banalität aussprechen könnten. Denn es gibt ja nicht (oder nur für Narren) die Möglichkeit, ein außer- oder übermenschliches Leben zu führen, man konnte nur intensiver leben und das Gelebte tiefer, d. h. sachlicher verstehen als die andern, aber dazu mußte man erst die großen gesetzlichen Banalitäten der menschlichen Natur selbst kennen. Und die haben nun heute nacht zu sprechen angefangen. Und es zeigte sich, daß der erste Fehler meiner bewußten Denk- und Schreibearbeit darin bestanden hatte, daß ich für die Kindheitsjahre nur eine Überschrift vorgesehen hatte und dann zur nächsten Epoche überging; nicht weil ich die Wichtigkeit der Jugend verkannt hätte, sondern weil ich viel über sie nachgedacht und sie mir immer nur als eine Zahl disparater Einzelerinnerungen zugänglich war, denen jede Einheit fehlte. Eben diese Einheit sah ich jetzt mit der größten Deutlichkeit: meine Mutter. Im Grunde kreisen alle Erinnerungen um sie, sie war der einzige Mensch, zu dem ich in diesen frühen Lebensjahren eine Beziehung hatte, und meine Kindheit

endete an dem Tag, an dem sie starb. Ich entsinne mich sehr genau dieses Erlebnisses. Es war ein Samstag im Frühling, der Himmel war in einer fast schmerzlichen Intensität blau, ich stand an einer Ecke des Marktplatzes, der unheimlich ruhig und leer war, weil alle jüdischen Geschäfte geschlossen hatten und in der frühen Nachmittagsstunde kein Mensch diesen weiten Raum überquerte.

Diese Stille fing an mich zu bedrücken; ich ging nach Hause. In der Küche sagte mir das Mädchen, daß meine Mutter (in Berlin) gestorben sei, woraufhin ich sie furchtbar anbrüllte: Sie lügen! Dann ging ich ins Wohnzimmer; da saßen der Vater, die Geschwister und Verwandte und weinten. Ich entsinne mich auch des trostlosen Gesichts meines Vaters – aber ich hielt es im Zimmer nicht aus –, diese tränenreiche Trauer war mir fremd und unangenehm, ich floh wieder ins Freie.

So endete meine Kindheit, aber nicht das Leben mit meiner Mutter. Als die Konflikte mit meinem Vater begannen, die Schwermut der ersten Liebe und das Leben unerträglich wurde, da bin ich jeden Sonntag zu Fuß an ihr Grab gewandert – zu Fuß hin und zurück: es war ein langer Pilgergang, und ich bin selten ungetröstet zurückgekommen. Später haben mir Menschen erzählt, wie glücklich meine Mutter und ich, Arm in Arm, am Samstagnachmittag spazierengegangen sind. Ich glaube nicht, daß sie besonders stolz auf mich war, jedenfalls wollte sie nie, daß ich studiere; sie hatte ein tiefes Gefühl für das Unglück, das darin liegt, daß man seine soziale Schicht verläßt. Sie hat ihr tägliches Leben mit einem praktischen Pflichtgefühl aufs peinlichste erfüllt, und sie war zugleich eine tief versonnene Natur mit einem unerschöpflichen Reichtum in sich selbst.

Ich entsinne mich an viele einzelne Szenen: an den

Gang mit ihr zur Schulanmeldung, an den ersten Kuckucksruf, den ich an ihrem Arm gehört, an manche Ungezogenheit, die ich nur beging, weil ich nicht mit ihr gehen durfte, an ihre Tränen, als ein Schwesterchen gestorben war, und an andere Tränen, mit denen sie sich einem fühllosen Bruder in die Arme warf und deren Grund ich nur ahnen konnte, an ihr geduldiges klagloses Leiden, als sie krank war und immer schwächer wurde, an ihren blütenweißen und geordneten Wäscheschrank, in dem sie ein wenig Geld versteckte, um mit der Sparsucht meines Vaters fertig zu werden (ein Geheimnis, in das sie mich einweihen mußte, als ihre Krankheit ihr nicht mehr erlaubte, vom Bett bis zum Spind zu gehen) und an manche andere kleine Szene.

Als sie starb, war ich etwas mehr als 10 Jahre alt, und ich war 50, als ich den ersten Menschen fand, mit dem ich wieder in einer gleich natürlichen, selbstverständlichen Harmonie leben konnte, nur um von ihm getrennt und in ein größeres Alleinsein gestoßen zu werden. Die dazwischen liegenden 40 Jahre voller Einsamkeit und Konflikte waren eine harte Zeit des Kampfes, in dem ich mehr als einmal glaubte draufzugehen. Und wozu habe ich sie überstanden? Diese Frage nach der Zukunft war ein treibendes Motiv meines Nachdenkens über mein Leben. Denn im Grunde meines Wesens bin ich überzeugt, daß die Entwicklung eines Menschen Gesetzen gehorcht wie die ganze Natur und daß ihre Voraussicht nur darum schwierig ist, weil sie komplizierter sind, weil wir uns von unseren Wünschen nicht hinreichend befreien und weil wir unser Leben viel zu wenig erkennen. Haben doch die besten Psychologen, die Romanciers, viel zu einseitig die Jünglingsjahre in den Vordergrund gestellt, die Zeit der Liebe und der Leidenschaft, und dabei selten ganz

durchschaut, bis zu welchem Grade sie die Opfer einer rein bürgerlichen Eigenart geworden sind: die Liebe zu isolieren (namentlich aus der Gesellschaft) und zu verabsolutieren, so daß man von Goethes *Werther* bis zu Flauberts *Education sentimentale* fast ausschließlich »illusions perdues« geschrieben hat.

Balzac war der erste und fast der einzige, der die Quelle der Illusionen gesehen hat: das Geld oder den Willen zur Macht. Aber auch er hat nicht ganz gesehen, wie sich hier die Erhöhung zum Ideal und der Wille zum Chaos durchdringen und wie die Wirklichkeit dabei durch die Finger rinnt. Wir sind als die Späteren vielleicht die Radikaleren gewesen: wir haben schnell begriffen, daß Familie, Gesellschaft, Staat und das Ideal der Wahlverwandtschaft schlechthin unvereinbar sind, weil die ersteren der Zersetzung und Auflösung entgegengehen. Aber diese klare Erkenntnis hat uns nur zu einer schärferen Scheidung der beiden Sphären gezwungen und damit unsere Energie zum Kampf eher gelähmt. Wenn Liebe, Kunst, Natur idealisiert und idolisiert wurden, und wenn Familie, Gesellschaft und Staat des Teufels waren, was blieb da zu tun, als der Zersetzung dieser Illusion zuzuschauen: und die Ironie der eigenen Illusionen zu genießen, was Flaubert so vollkommen dargestellt hat. Aber nur im Roman endet das Leben mit den verlorenen Illusionen, in der Wirklichkeit geht das Leben weiter, wenn die 30 überschritten sind – und es will gelebt werden.

Und es war für mich weniger diese Romanzeit der Leidenschaften und Wahlverwandtschaften, diese Variante aller bürgerlichen Schriftstellerei, die mich interessierte, als die folgende Epoche zwischen 30 und 50, die im Gegensatz zu der vorangehenden form- und sinnlos schien, weil sie sich immer nur als das Negativ der ersten auf-

drängte. – Liebe, an dieser Stelle habe ich mich selbst unterbrochen. Etwas müde von 1½ Stunden Schreiben, dachte ich, es würde mir gut tun, durch den kalten und klaren Tag zu gehen und die großen Banalitäts-Linien zu rekapitulieren. Dann habe ich zu Mittag gegessen (Kalbsherz mit Reis, Apfelkompott, Milch und Obstsaft) und mich etwas ausgeruht. Aber nun sitze ich wieder am Tisch, um in meiner Erzählung fortzufahren (oder vielleicht auch mich zu wiederholen).

Also für die Jahre von 10 bis 30 ist es leicht, die treibenden Kräfte zu erkennen: Leidenschaft und Wahlverwandtschaft, mit denen man das Wirkliche entweder zum Ideal der Vollkommenheit erhöht, sich das Fremde langsam assimiliert oder das auflöst und in ein elementares Chaos verwandelt, was zu stark, zu machtvoll ist, als daß die sich bildende Individualität, das sein Maß suchende Selbstbewußtsein mit ihm fertig werden könnte. Ich habe idealisiert, was jeder junge (bürgerliche) Mensch idealisiert hat: die Frau. Sie war die vollkommene Lebendigkeit.

Ich habe auch in meiner Beschäftigung mit der Kunst das letzte Ideal gesucht und obwohl (oder weil) ich einmal von Shakespeares Lear so erschüttert war, daß ich tagelang wie erstarrt vor Erregung im Bett lag; es war das letzte Bild Poussins, das für mich Ideal und Idol geworden ist; und ich bin in diesem Augenblick glücklich, daß ich diesem Bild zwei Vorträge gewidmet habe, die Du gehört hast. Und schließlich hatte ich auch die ideale Landschaft (Bodensee) gefunden, wie bei dem Bild von Poussin eine Liebe auf den ersten Blick, die ich aber dann langsam und durch dauernde Beobachtungen realisiert habe. Was aber meiner Selbständigkeit entgegenstand, wo ich in meiner Art zurückgewichen bin, was ich praktisch oder theore-

tisch vor dem Ideal verdammt habe, das war die Familie, die Gesellschaft und der Staat. Das war meine Lösung: Geist und Macht haben nichts miteinander zu tun. Der Staat hat nicht das Recht, den Geist für sich in Anspruch zu nehmen, und der (gegenwärtige) Staat ist auch durch keinen Völkerbund zu retten. Das alles hatte ich 1917/18 in 2 Büchern [»Geist wider Macht« und »Ethos«?] bewiesen, von denen keines je gedruckt wurde. Aber als dieses alles bewiesen war, war der Geist selbst am Ende seines Lateins: Ich hatte begriffen, daß der ganzen Theorie eine Metaphysik zugrunde lag, die gegenstandslos war, weil die Theorie die Praxis nicht formen konnte und etwas Ungeformtes und Unformbares anzuerkennen, dazu war ich offensichtlich zu menschenstolz. Ich erklärte lieber meine Theorie für geschlagen, als vor dem Chaos zu kapitulieren.

Und so begann ein völlig neues Leben, in der Leidenschaft und Wahlverwandtschaft, Frauen und selbst Natur eine kleine Rolle spielten. Was ich suchte, war die strenge Wissenschaft und durch sie hindurch einen Weg, um mit dem Problem der Kunst und vor allem mit dem des Staates und der Gesellschaft fertig zu werden. Es war ein sehr merkwürdiger Weg, auf dem gerade das formlos wurde, was vorher in meinem Bewußtsein die Form des Ideals hatte. Es sind ja die Jahre, wo gewöhnlich Menschen heiraten und sich dann in sogenannten Eheferien die außerordentlichen »Sonntags«vergnügungen suchen. Bei mir war umgekehrt die ganze Woche Arbeit, zuerst über naturwissenschaftliche und mathematische, dann über künstlerische und philosophische Probleme, und am Sonntag war ich sozusagen auf Urlaub von der Arbeit verheiratet. Das war ein Dualismus, der meine Arbeit nicht störte, aber natürlich mein Leben nicht befriedigen konnte. Und so begann nach 10 Jahren eine Art experi-

mentierendes Suchen und Verwerfen, an dem merkwürdig genug ist, wieviele von diesen sexuellen Eintagsfliegen gute Freundinnen geblieben sind.

Schließlich hatte ich das satt, und ich resignierte mich in den Gedanken hinein, daß es eine Lösung der Aufgabe, eine wirkliche Versöhnung von Leben und Arbeit nicht gab. Etwa drei Jahre, ehe Du kamst, habe ich in dieser Resignation gelebt, und Du hast sie dann von einem Tag auf den andern in Erfüllung verwandelt. Aber auch mein Verhältnis zur Natur hat sich gründlich verändert. Hatte ich in ihr einmal den großen Urquell, die Fruchtbarkeit, die ewige Schöpfung gesehen, die große Allmutter und Heilerin, so war sie nun für mich tot, eine Art angenehmer Dekoration, in der ich gern lebte, weil sie das städtische Dasein ausbalancierte und mit Substanz ausfüllte; aber es war nicht mehr eine Ursprache, die das Herz verstand, es war ein Bild, das ich anschaute und gelegentlich abzeichnete, das ich manchmal zu erzwingen versuchte. Das hat sich nur ganz allmählich geändert und zwar nicht am Meer (das ewig unfruchtbar für mich ist) und nicht im Gebirge, das ebenso ewig tot für mich ist, mit seinen Stein- und Schneemassen, sondern auf meinen Reisen durch Frankreich: an der Loire, im Aveyron und schließlich in Aix. Da begriff ich, daß die Natur nicht Urmutter, sondern Produkt kultivierender Menschenhand ist, nicht zeitloser Urquell aller Elemente, sondern zeitlich geprägte Form – auch ein Stück Geschichte (vor und neben aller Geistesgeschichte).

Aber im Vordergrund stand doch nun das Problem, das ich aufs heftigste negiert hatte: das von Gesellschaft und Staat. Du weißt ja, welche Lösung ich in der Zeit von 1925–1932 gefunden hatte, als die große Niederlage kam und alles in Frage stellte. Seitdem habe ich geprüft und

geprüft: und ich kann nicht finden, daß die Theorie einen prinzipiellen Fehler hat; daß in der Praxis Fehler über Fehler gemacht worden sind, das war mir lange vor 1933 klar und das habe ich für die Zeit nach 1933 nie geleugnet. Die Frage war nur: wieweit reicht diese Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, und wer ist für die Fehler verantwortlich? Diese Frage ist ja noch immer nicht restlos beantwortet, aber es ist mir unmöglich, deswegen eine Theorie aufzugeben, die sich auch für meine Arbeit so fruchtbar erwiesen hat. Denn alles, was ich von 1920 bis 1934 tat, waren schließlich geschichtslose Monographien, jetzt kann ich das geschichtliche Problem selbst angreifen, und niemand weiß so gut wie Du, wie ich unter dieser Schwierigkeit gelitten habe. So darf ich also wohl sagen, daß eine Epoche begonnen hat: eine Epoche, an der die alte Aufgabe (die Kunst zum Gegenstand einer sie erschöpfenden Wissenschaft zu machen) lösbar geworden ist und wo die neue Aufgabe des gesellschaftlichen Problems aus dem Bereich der Theorie hinausrücken muß (falls ich nicht endgültig auf seine Lösung zu verzichten habe).

An der Wende stehst Du, steht unsere Liebe und Ehe als die Erfüllung der so lange gesuchten Einheit von Arbeit und Leben und als alles versprechende Hoffnung für die Zukunft. Ich frage mich manchmal, da ich ein unentwegter Skeptiker bin, ob ich nicht unrecht habe, so fest mit unserer gemeinsamen Zukunft zu rechnen und ob nicht eine Situation eintreten könnte, in der ich auf Dich zu verzichten habe, gerade um die Aufgabe bis zu Ende zu erfüllen, mit der ich vor mehr als 40 Jahren begann – damals als meine Mutter starb, gegen die ich vielleicht nie den Mut gehabt hätte, all das zu tun, was ich habe tun müssen. Ich habe nicht die Kraft, zu einem solchen Ver-

zicht ja zu sagen, und ich weiß nicht, was aus mir werden wird, wenn mir ein solcher Verzicht durch das Leben selbst sollte aufgezwungen werden. Die 40 Jahre Kampf und Alleinsein haben mich unendlich müde gemacht, der Preis war zu hoch für einen Menschen allein. Nach 40 Jahren ohne Verstehen und ohne Harmonie fühle ich, daß ich *alles* mit Dir kann und nichts ohne Dich. Das ist gewiß eine Kapitulation vor dem Leben, das mich nie verwöhnt hat, es sei denn mit starken Streichen; ein Mensch, der den Mut gehabt hat, alles in Frage zu stellen, sollte auch die Kraft haben, allein bis zum Ende zu kämpfen. Vielleicht werde ich diese Kraft finden, wenn es sein muß; heute weiß ich, daß ich so wenig habe wie damals als Kind, wo ich erlegen wäre, hätte ich nicht an das Grab meiner Mutter gehen können.

Ich arbeite und hoffe heute, weil Du lebst und weil ich Dir wenigstens Tagebuchblätter schreiben kann. Das Leben ist eine furchtbare Sache, wenn man einmal den Kampf mit ihm da aufnimmt, wo die ungelösten Probleme beginnen und jeder Schritt, den man sich vorwärts tastet, ebensogut in den Abgrund führt wie zur Lösung und wo die Balance zwischen Erreichtem und Unerreichtem immer gleich groß bleibt, weil man mit jeder gelösten Frage ein Dutzend ungelöster findet. Wenn dies der Alltag ist, so können einem die »großen« Zeiten wenig imponieren; sie vermehren das Chaos und erleichtern die zukünftige Formung, so hat man sie mit kaltblütiger Ruhe mitanzusehen und zu warten, bis man der Bestie den Hals abdrehen kann. Was einmal gelungen ist, warum sollte es nicht wieder gelingen? Und so arbeite und arbeite ich und warte: warte auf Dich und die Zeit unseres gemeinsamen Handelns für ein gemeinsames Ideal. Denn wieviel Wandlungen das Leben für uns bereit hat, wir antworten doch

immer mit derselben Frage: können wir es ein wenig vollkommener machen?

Ich will schließen, Liebe. Ich habe zwar noch nicht einmal gefragt, wie es Dir geht. Aber so weit wie Du immer bist, ist die Frage überflüssig und so weit Du von mir entfernt bist, wann würde ich darauf eine Antwort bekommen? Und ich denke, daß der ganze Brief nichts anderes ist, als eine Liebkosung an Dich und eine jener geistigen Umarmungen, für die Du das große Geheimnis besitzt: eine restlos hingebende, eine vorbehaltlose Liebe, die alles versteht und alles umfaßt. Ich umarme Dich von ganzem Herzen

Dein R.

P.S. Ich höre nichts von Frau Lembruggen, was oft beängstigend ist. Schreibe ihr wenn Du kannst.

Ich denke oft an die Eltern und an Deine Furcht um Artur. Wie wirst Du unter Deiner Ohnmacht leiden!

22. VIII. 1942 [vielleicht 28. 8.] 4 Uhr.

Liebe! Ich hatte gerade meinen letzten Brief für Dich zur Post gebracht u. überlegte, wie komisch es sein würde, wenn ich den neuen nicht nur mit der Maschine, sondern auch mit Durchschlag für Freund Reiss schreiben würde, als es unten heftig klingelt u. meine Wirtin mir zuruft, ich solle nicht von oben öffnen, sondern lieber hinuntergehen, es könne der Telegraphenbote sein – u. es war der Telegraphenbote mit dem Geburtstagstelegramm. Ich zerbreche mir nun zwar den Kopf, warum Du es 5 Tage zu früh geschickt hast, aber ich denke, Du befürchtetest, es 5 Tage später nicht mehr senden zu können. Da mein

Telegramm vom 15/VII nie bei Dir angekommen ist, so habe ich auch nicht mit einem Telegramm von Dir gerechnet u. bin wie immer der vom Geschick Bevorzugte – das Geschick ist scheint's ein Frauenhasser. Vielen herzlichen Dank für alle Deine Liebe, hoffentlich hast Du Dir mit der großen Ausgabe nichts von Deinem Essen entzogen. Ich war gestern mit W. auf einem Telegraphenbureau – er behauptete, dort bekannt zu sein – aber man wollte keinerlei Garantie für die Ankunft eines Telegrammes übernehmen; unter diesen Umständen will ich Dir auch nicht telegraphisch antworten, sondern damit zuwarten, bis eine Nachricht aus Wsh. [Washington] da ist, was ja nun nicht mehr lange dauern kann. Man sagte mir auf dem Committee, daß jetzt Antworten von Verhandlungen eintreffen, die im Monat Mai stattgefunden haben, u. ich war für 15/VI vorgeladen.

23. VIII. 6½ Uhr.

Ich habe gestern den Brief abbrechen müssen, weil ein heraufziehendes Gewitter mich nervös machte; ich habe heute das Weiterschreiben herausgezögert, weil ein Gewitter in der Luft ist u. nicht herunter kommt. Das sind die Ablösungskämpfe der Jahreszeiten, die hier sehr hart sind, denn die Elemente: Wasser u. Wind sind nahe. Ich entsinne mich sehr gut, wie ich das zum ersten Male als junger Student im Gebirge erlebte mit Sturm, Regen, Nebel u. Gewitter. Alle Leute verließen die Hütte u. gingen ins Tal hinunter, ich blieb in dem Aberglauben, daß an meinem Geburtstag schönes Wetter sein müsse. Und so war es. Genau ein Jahr nach meinem Abituriumsaufsatz war ich zum ersten Mal in meinem Leben auf einem Höhenweg – u. allein. Ich entsinne mich noch sehr gut

mancher Einzelheiten dieses Tages mit seiner klaren Aussicht, besonders aber des Eindruckes, daß die Rundschau von der höchsten Stelle aus dem Meere glich. Nicht alle Geburtstage sind so stark u. glücklich gewesen, aber in jedem Jahr habe ich mich nach der unvermeidlichen Depression wieder bei der Arbeit gefunden, u. ich hoffe, es wird diesmal nicht anders sein. Es ist genau ein Jahr, daß ich hier zu arbeiten begonnen habe, u. es war trotz aller menschlichen Schwierigkeiten ein gutes Jahr. Jetzt heißt es aber, die angefangenen Dinge zu einem guten Ende führen, obwohl es mich im Augenblick mehr lockt, etwas Neues anzufangen. Ich habe mehr Leidenschaft im Erforschen, als im Vollenden – das ist ein Fehler, über den ich hinaus muß. – Heute morgen war ich im Park u. habe dort einen zweiten Brief an Schap[iro] aufgesetzt, nachdem er meinen ersten dahin beantwortet hat, daß ich ihn mißverstanden habe, obwohl es – leider – nicht einmal etwas zum Mißverstehen gab. Aber er ist der einzige intelligente Mensch, den ich hier kenne, u. ich möchte die an sich schon seltenen Gelegenheiten, mit ihm zu diskutieren, nicht verlieren.

24. VIII. 3½ Uhr.

Vorgestern abend habe ich wieder einmal die *Education sentimentale* vorgenommen, u. bin von neuem ganz begeistert. Welch eine Mannigfaltigkeit u. Intensität des Lebens! Welch eine Wahrheit, Klarheit u. Einfachheit selbst in den kompliziertesten Beobachtungen! Welch ein Nebeneinander der zartesten u. grausamsten Gefühle! Und vor allem: welche Sprache! Jeder Abschnitt gibt ein Seh- u. ein Klangbild u. ich denke immer, der Inhalt müßte so auch dem klar werden, der die Sprache gar nicht kennt,

wenn er nur zu hören versteht. Wie immer hat mich das Buch (ich habe natürlich nur hier u. da ein paar Stellen herausgepickt, gerade wie das Buch aufschlug) zum Nachdenken über mein eigenes Leben angeregt, denn schließlich habe ich sehr ähnlich wie Frédéric begonnen, um ganz woanders anzukommen. Ich habe Dir einmal in einem Brief darüber geschrieben, der nach Gurs ging, gerade als Du auf dem Weg nach Marseille warst. Wenn Du ihn Dir heraussuchst, brauche ich Dich nicht mit Wiederholungen zu langweilen. Und wenn wir wieder zusammen sind, dann werde ich Dir mehr von meiner Odyssee erzählen. Ich habe immer eine gewisse Scheu gehabt, von der Vergangenheit zu sprechen, aber nun weiß ich, daß alle Umwege (und Irrwege) einen guten Sinn hatten, u. ich werde freier sein, denn ich denke, daß das wunderbare Zusammentreffen zweier so verschiedener Bahnen uns noch enger binden wird, wenn wir sie genau kennen gemäß dem großartigen Wort von Lionardo: Je mehr ich erkenne, desto mehr liebe ich. Und ich kann nicht aufhören zu glauben, daß das große Wenn, das noch als drohende Ungewißheit über uns schwebt, bald volle u. ganze Wirklichkeit werden wird. Ich war mein ganzes Leben hindurch immer fest davon überzeugt, daß das Notwendige geschieht, u. ich weiß nichts was notwendiger wäre als unsere Wiedervereinigung. – Wir haben heute endlich einen kühleren Tag, einen ersten Herbstboten u. den begrüßt man hier mindestens eben so sehnsüchtig wie man in Europa den ersten Frühlingsboten begrüßt hat. – Jetzt werde ich Einkäufe für meine Küche machen.

Vor wenigen Tagen las ich in einer Zeitung, daß mit dem letzten Clipper der Direktor des Joint angekommen ist. Ich kannte seinen besten Freund in Paris (der schon 1938 gestorben ist) u. nachdem ich mich zwei Tage u. Nächte lang bemüht habe, den Namen wiederzufinden, habe ich heute früh einen Brief aufgesetzt, in dem ich ihn um Hilfe für Dich bitte. Ich weiß weder, ob er etwas tun kann, noch ob er etwas wird tun wollen, aber ich möchte doch diese Chance nicht ungenutzt lassen. – Gestern spät abends rief noch die Freundin des Architekten (von dem ich Dir schon öfter geschrieben habe) bei mir an, um mir zu sagen, daß eine Spezialistin des XII. Jahrhunderts bei ihr sei u. ob ich sie sehen wolle. Es stellte sich dann heraus, daß wir uns schon 1936 bei sehr guten Freundinnen aus dem Sola-Kreis begegnet waren, was ich aber gänzlich vergessen hatte. Wir haben dann fast bis um 1 Uhr geplaudert über die gemeinsamen alten Freundinnen, über das XII. Jahrhundert u. über unsere neuesten Erfahrungen. Obwohl sie glänzend englisch spricht u. eine Stellung an einem der größten Colleges hat, sind ihre Eindrücke von den meinen nicht wesentlich verschieden. Wenn man einen Elephanten auf ein Drahtseil setzen würde, könnte man ihn nicht besser plazieren, als ich mich selbst plaziert habe. Und solange man nicht das gesamte Unterrichtssystem ändern wird u. kann, solange wird sich an dem Unterschied zwischen alter u. neuer Welt in bezug auf Kultur nichts ändern können. Es hat mir sehr gut getan, mal einen Abend mit Menschen alter Schule – geistig u. menschlich – zusammen zu sein, u. ich fühle mich gar nicht müder als sonst. Es mag schon sein, daß mir solche Ablenkungen u. Belebungen reichlich fehlen. – Und nun will ich diesen

Brief ausspannen, um den andern tippen zu können. Wenn er doch nur helfen möchte, Dich hierher zu bringen. Ich bin ein schrecklicher Egoist, aber das Schicksal wird schon meine Wünsche verhindern, wenn sie unsinnig für unsere Zukunft sind. Wir haben einen angenehmen kühlen Tag heute.

26. VIII. 4½

Welch eine Chance, am Vorabend meines Geburtstages einen Brief von Dir zu bekommen, der nur 5 Wochen unterwegs war. Freilich er ist traurig u. die lange, unbefriedigte Sehnsucht hat Dich müde gemacht u. Du bist so lange ohne Post von mir. Aber was soll ich bloß noch tun? Dein Brief vom 22/VII ist mir eine Bestätigung, daß Du mein Telegramm vom 15/VII nicht bekommen hast. Ich bin sehr traurig darüber, denn ich weiß nur zu gut, in welchen Zustand ich selber komme, wenn Deine Briefe ausbleiben, d. h. sich verspäten, denn ich wenigstens habe alles bekommen bis auf zwei Nachrichten, darunter die, die von Deiner Fahrt zu Marianne u. Deinem Aufenthalt in Aix berichtet haben dürfte. Auch den Brief, den Alis mir geschrieben hat, habe ich nicht erhalten, aber der kann schon noch kommen. – Was Du mir über die Ernährung schreibst, ist ja furchtbar, aber warum gehst Du nicht zu Ba[livets]? Das ist ein Punkt, über den Du mir nie richtige Auskunft gegeben hast. Du wolltest sie doch immer so gern wiedersehen u. nun, da sie Dir ein wenig helfen können, siehst Du sie nicht. War die Enttäuschung so groß? Vergiß nicht, daß Du selbst die Ursache bist, denn die Phantasie täuscht u. Du hast zu lange u. intensiv mit Deinen Vorstellungen u. Erinnerungen gelebt. Aber ist nicht auch ein wenig unnötiger Stolz im Spiel? Das wichtigste

ist doch, daß Du Dir Deine Gesundheit u. körperlichen Kräfte erhältst; wie willst Du denn sonst hier arbeiten? Und wie wollen wir hier leben, wenn Du krank bist? Ich glaube, Du kannst Dir trotz meiner Beschreibungsversuche nicht das geringste Bild von dem hiesigen Leben machen, aber es ist unmöglich deutlicher zu werden als ich es war. Bitte, bitte Sorge für Dich! Wie ist es mit den Paketen aus der Schweiz? Ist es wieder erlaubt, daß Privatpersonen Pakete schicken? Es war doch seinerzeit vom Bundesrat verboten. Schreibe mir bitte darüber ausführlich alles, was Du weißt, ich habe doch genug Freunde in der Schweiz, die Dir gern etwas schicken würden. Ich werde in jedem Fall deswegen an Kern schreiben, denn wie ich Dich kenne, schreibst Du alle Leute auf die Liste, nur Dich selbst nicht. Liebe, wir müssen uns hüten, daß uns unsere Sehnsucht nicht krank macht. Du weißt doch, daß ich Dich nicht vergessen kann, verstehst Du? Ich umarme Dich sehr herzlich. Möge Dir Geduld u. Gesundheit erhalten bleiben – meine Wünsche u. Gebete sind so innig wie die Deinen.

Dein R.

27. VIII. 3 Uhr.

Mein geliebtes Weib, ich war heute morgen gerade dabei zu überlegen, ob ich zur Feier des Tages nach den Cloisters fahren sollte, einem sehr schön in einem Park gelegenen Museum mit mittelalterlicher Kunst (ich habe Dir schon vor einigen Woche davon geschrieben), als Wurzel mich anrief und mir die Nachricht von den Deportationen übermittelte, die er gerade am Radio gehört hatte. Ein paar Minuten später hatte ich die Zeitung und Du kannst Dir denken, daß das der schwärzeste Geburtstag meines

Lebens war. Denn wenn Du auch (noch nicht) mitbetroffen bist, so besteht wenigstens nach den hiesigen Meldungen kein Zweifel, daß Du zu den nächsten gehören wirst und ich sehe nicht im geringsten, was ich tun kann, um das zu verhindern. Ich habe keine Möglichkeit, in Wsh. auf eine Beschleunigung zu drängen, und ich wage nicht allzusehr, auf die Hilfe des Herrn Rosen zu hoffen, an den ich mich schon vor einigen Tagen gewandt habe. Es scheint nach hiesigen Berichten, daß es sehr vielen Leuten gelungen ist, in die Schweiz zu fliehen, aber dazu hast Du ja kein Talent, und es ist ja auch mehr als zweifelhaft, ob dies mehr als ein kurzer Aufschub ist. Glücklicherweise habe ich Dir genügend Adressen meiner Freunde gelassen und ich hoffe, daß Du Dich an sie wendest, wenn es irgendwie nötig ist. Diese Ohnmacht ist zum Verzweifeln. Gewiß, ich hätte Dir nicht mehr helfen können, wenn ich dort wäre, aber es ist mir, als wenn mir mein Leben genommen ist. Was der Mensch erliden kann, ohne irrsinnig zu werden! Ich spanne jetzt diese Seiten aus, um an Reiss zu schreiben, für den ich sie nicht mehr mitkopiere: der Brief an ihn soll dafür noch heute abgehen. Ich überlege, ob ich Dir noch einmal telegraphiere? Wenn ich nur wüßte, ob eine Chance besteht, daß das Telegramm ankommt, dann würde ich schon gern die 2 Dollar bezahlen, obwohl ich sie nicht übrig habe. Welch eine Masse Haß sät das alles in der Welt! Welch eine Welt!

28. VIII. 8 Uhr abends.

Das war gestern ein abscheulich unruhiger und nervöser Tag, ich bin nicht einmal dazu gekommen, Deine Briefe des vorigen Jahres (Aug. und Sept.) zu lesen, wie ich es mir vorgenommen hatte. Das habe ich nun heute nachge-

holt (anstatt mir die Haare schneiden zu lassen), und ich habe eine sehr schöne Stunde (oder mehrere) damit verbracht. Ich habe zuerst gelächelt, als ich sah, wie groß und unsparsam Du am Anfang geschrieben hast, aber dann werden die Zeilenabstände immer enger, die Schrift immer kleiner, die Briefe immer länger (viel länger als diejenigen, die Du mir jetzt schreibst). Und welche Liebe mir aus allen entgegenströmt! Vielleicht würde ich das weniger fühlen, wenn ich hier irgendein menschliches Leben neben meiner Arbeit hätte, aber da das ganz unmöglich ist, so waren (und sind) Deine Briefe die einzige menschliche Nahrung und alles andere kommt mir daneben völlig verzerrt vor (was kein gutes Zeichen für mich selber ist). Und wieviel und vielerlei Du damals gearbeitet und gelernt hast: englisch, französisch, zuschneiden, weben etc. Das war schon recht, denn wenn ich mich in der kurzen Untätigkeit den Gefühlen hingeebe, die sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen ja gar nicht vermeiden lassen, so werde ich verrückt. Es gibt nur die Arbeit, die uns vor dem Wahnsinn über all das Elend bewahren kann. Ich wurde gestern erst etwas ruhiger, als die Zeitungen einige gute Nachrichten aus R. brachten. Das Elend ist individuell, aber die Rettung kann nur kollektiv sein. So heißt es also arbeiten, bis es soweit ist. Ich werde Montag wieder anfangen, obwohl mein Kopf noch müde ist. Und eine gute Hoffnung schöpfte ich aus den Briefen: Du bekamst im vorigen Jahr alle Post auf einmal im September, vielleicht ist es in diesem Jahr wieder so. Wie froh würde ich sein. Denn es ist ein elendes Gefühl, daß man schreibt und schreibt und Du immer leiden mußt, weil Du nichts bekommst. Ich war heute auf dem Roten Kreuz, aber man wollte mir keinen Brief für Dich abnehmen. Die hätten nicht das Recht, Briefe ins unbesetzte Frankreich an-

zunehmen. So konnte ich nur einen Brief an Frau L. senden. Aber ob und wo sie ihn bekommen mag? Bitte versuche auch Du, ihr zu schreiben sowohl über Reiss wie über das Rote Kreuz. Hast Du daran gedacht, Karl zum Geburtstag zu gratulieren? Ich dachte erst gestern daran und nun dürfte es zu spät sein. [Emma Raphael hat hier an den Rand »ja« geschrieben, denn Karl Raphael war bereits umgebracht worden.] Wer weiß, wo er seinen Geburtstag verbringen mag? Die heutigen Nachrichten sind etwas beruhigender, wenigstens was die Frauen betrifft. Ich habe heute eine lange Besprechung mit W. gehabt und mit einem Anwalt, aber wir konnten zu keinem Entschluß kommen, weil die wenigen Möglichkeiten, die noch bleiben, zeitraubend sind und ungewiß und soviel Geld kosten, daß W. die Verantwortung dafür nicht übernehmen will. Es ist ein Mensch, den ich nicht verstehe: Geld ist für sie wichtiger als ein menschliches Leben, was soll man dazu sagen. Solange eine solche Mentalität besteht, muß sie ausgerottet werden, die Mittel sind gleichgültig. Wieviel Unschuldige müssen mitleiden! Liebe, ich umarme Dich zärtlich und andächtig. Alle meine Gedanken und alle meine Liebe gehören Dir. Das Wiedersehen wird uns für unser Leiden entschädigen.

Von ganzem Herzen Dein R.

Grüße Marianne u. schreibe den Freunden.

N. Y. C., 229 East 63 Str., d. 17. II. 45

Mein innigst geliebtes Weib,
Eben habe ich einen langen Brief mit zwei solchen großen Seiten zum Postkasten getragen, ein Zettel ans Rote Kreuz liegt auf dem Tisch und geht morgen früh ab (ich

muß noch den Begleitbrief tippen), und ich sitze wieder vor einer leeren Seite, als sei das Briefeschreiben am laufenden Band meine einzige Beschäftigung. Es ist meine einzige Erholung und meine einzige seelische Beziehung zur Welt. Das habe ich Dir schon oft gesagt und ich habe Dir auch sonst nichts Neues zu sagen, ich kann nur wiederholen, *was* ich Montag telegraphieren werde: Join me with the first opportunity. Es ist Zeit, denn das Leben wird zu hart; diese fast 4 Jahre unserer Trennung waren die größte Anstrengung meines Lebens und das besagt etwas. Da ich nicht weiß, welche meiner vielen Briefe bei Dir angekommen sind, will ich Dir einiges wiederholen: Durch [Claude] Schaefer erhältst Du a) ein größeres Bild von mir, b) das Photo eines Buddha, den ich sehr liebe c) zwei meiner Manuskripte, das Höhlenbuch und Dein Buch.

Im Laufe des Spätsommers oder Herbstes wirst Du dann auch das Manuskript des Buches über die ägyptischen Tongefäße erhalten. Ich schrieb Dir, daß Du Dein Buch auch ohne jede Bezahlung veröffentlichen kannst, vorausgesetzt, daß Du mit dem Inhalt zufrieden bist. Ich schrieb Dir, daß Dir am besten die alte Rosa helfen kann, deren Adresse Alis haben dürfte oder beschaffen kann. Die beiden andern Bücher möchte ich zusammen in einem Band: Studien zur Kunst der Vorgeschichte veröffentlichen, aber nur gegen eine wirklich anständige Bezahlung. Ich denke, daß Frau Dr. Wescher resp. ihr Mann Dir helfen kann, sonst Dr. Schmidt, dessen Adresse Dir Max von Moos geschickt hat oder wohl auch Kern. Wenn es Dir nicht gelingt, eine anständige Bezahlung zu erhalten, dann ziehe ich es vor, mit der Veröffentlichung zu warten; wir werden später gewiß auch Geld gebrauchen. Die beiden Kunstarbeiten haben hier einen Verleger gefunden und für jedes bekam ich eine Vorauszahlung von fünfhun-

dert Dollar. Leider ist der amerikanische Geschäftsleiter, der ein sehr netter Mensch ist, so völlig uninteressiert und indifferent, als wenn es sich um Klosettpapier dreht; und der technische Herausgeber ist ein Deutscher, der mir seit 8 Monaten nichts als Lügen erzählt.

Ich weiß nicht, was unter solchen Umständen von den beiden Büchern erscheinen wird, ich selbst habe alles Interesse verloren und suche eifrig einen neuen Verleger, aber selbst wenn ich ihn finde, wird es nicht besser sein, denn die Schwierigkeiten sind psychologischer Art: all diese Menschen sind faul und indifferent, sie lieben ihre Arbeit nicht und lieben es noch weniger, Entscheidungen zu fällen. Es ist moralisch eine Hölle wenigstens für mich. Liza hat in Mexico einen Verleger für Dein Buch gefunden und verlangt, daß ich es um $\frac{1}{3}$ kürze, was sehr viel ist, aber ich habe trotzdem angenommen. Wegen des relativ langwierigen Postverkehrs werden sich die Verhandlungen noch hinziehen, aber es ist eine Chance, die ich weiter verfolgen will. Deine Frage über unsere Zukunft habe ich Dir so gut wie möglich beantwortet, denn niemand kann etwas Bestimmtes sich vornehmen. Ich habe an Lurçat und an Jeanne geschrieben, daß sie alles in Bewegung setzen, damit ich die Erlaubnis zur Rückkehr erhalte, aber es wird schwer sein und noch schwerer, dort zu leben.

Ich meine also: sobald Du eine Gelegenheit hast, komm her. Sollte ich früher nach Europa können, so denke ich an Spanien (Madrid), da ich ein Museum zum Arbeiten brauche. Du solltest soviel Englisch lernen wie irgend möglich, das ist doch die nächstliegende Realität und Du hast doch dank Kitty eine gute Möglichkeit. Bitte befolge diesen Rat und hemme ein wenig Deinen Drang zum Russischen. Es ist wirklich unverantwortlich, wenn Du hier ankommst, ohne perfekt zu sprechen, wo Du eine

so gute Gelegenheit hast. Hier ist das Erlernen der Sprache sehr viel schwieriger als Du denkst, weil N.Y. zum größten Teil aus Fremden besteht, die alle ihre alte Sprache sprechen und die neue so schlecht, daß man nur Fehler lernt. Also nochmals: Sei ein wenig unphantastisch und lerne englisch soviel und mehr als Du kannst. Ich werde jetzt ans Komitee schreiben, um mich genau wegen Cuba zu erkundigen. Ich schrieb Dir gestern, Du solltest Dich ans dortige cubanische Konsulat wenden und Dich erkundigen a) ob man Dir ein Visum gibt, b) ob es Fahrgelegenheit gibt. Falls Du fahren kannst, so will ich selbstverständlich von hier das Billet senden, aber wenn es schneller geht, soll Dir Kern das Reisegeld geben; er hat sehr gute Beziehungen, und es ist möglich, daß er es billiger bekommt.

Ich habe auch vor 3–4 Monaten das Komitee ersucht, Dich in Verbindung mit den Quäkern zu bringen, weil ich dachte, der alte Plan könnte wieder in Frage kommen und Du ohne Reisegeld fahren. Man hat es vorgezogen, sich an einen Pastor zu wenden, was mir viel weniger angenehm war, aber ich konnte es nicht ändern. Ferner: ich habe Dir im Januar 200 Franken durch die Bank schicken lassen, die dazu ermächtigt ist, habe aber nie eine Bestätigung erhalten. Ist Deine telegraphische Antwort verloren gegangen? Ich habe Dir meinen Wunsch dahin mitgeteilt, Du mögest mit diesem Geld im Sommer aufs Land gehen und Dich recht gründlich erholen – evtl. bei Alis. [Emma R. hat an den Rand notiert: Ich konnte doch nicht aus Basel raus. Polizeiliche Überwachung] Ich hoffe *bestimmt*, daß Du mir diesen Wunsch erfüllst. Du wirst staunen, wie schnell Deine Kräfte hier draufgehen, und es ist gut, wenn Du einen Vorrat mitbringst. Es steht mir nicht zu, von Dir Gehorsam zu verlangen, aber ein wenig

Glauben in meine Einsicht und eine kleine Anerkennung meines guten Willens.

Ich glaube, ich habe nun alles wiederholt, was einigermaßen wichtig ist. Es wird eine kleine Weile dauern, bis ich selbst über Cuba informiert bin, denn ich schreibe jetzt mein Ägypten-Buch, und das ist eine sehr harte Arbeit. Am Ende (der Woche) bin auch ich mit meinen Kräften am Ende; ich bin heute (Samstag) nur aufgestanden, um den Brief an Dich wegzubesorgen und die Korrespondenz zu erledigen, damit ich morgen möglichst lange im Bett bleiben kann. Es ist erstaunlich, was ich alles aushalte, und würden mich die Menschen nicht so anekeln, es würde alles viel leichter sein. Was war ich in Paris reich an Freunden! Es war die beste Zeit meines Lebens. Aber das ist vorbei! Ich umarme Dich!

18. II. Sonntagmorgen.

Da ich angefangen habe, frühere Briefe zu rekapitulieren, will ich fortfahren mit dem, was mir diese Nacht noch einfiel. Claude [Schaefer] sandte Dir auf meine Bitte mehrere Paar Strümpfe, die Du ja kaum gebrauchen wirst, aber das konnte ich in meiner Sorge nicht ahnen. Von sich aus sandte er Dir einen Wollschal. Ob Du wohl alles erhalten hast? [»nein«] Sola ist in Paris, 31 rue St. Armand, und Jeanne hat Jurleit geheiratet, der jetzt irgendwo im Osten ist. Von Lurçats habe ich noch keine Nachricht. Und ich weiß daher noch immer nicht, was aus André [Lurçat] geworden ist. Kannst Du mir die Adressen von Blumberg und Marianne schicken. In diesem Falle schreibe ich an alle diese Freunde, sobald die Pariser Verbindung geöffnet ist. Denn es sind die einzigen Menschen, die uns helfen können, nach Frankreich zurückzukehren, was die beste Lösung wäre. [...]

Im allgemeinen: pflege unsere alten Freundschaften; hier gibt es keine neuen und unsere Zukunft hängt von ihrem guten Willen mit ab. Ich kenne alle Deine Hemmungen, aber Du solltest sie überwinden, einmal weil Freundschaft es verdient und zweitens aus Klugheit. Also ich rechne damit. In einem meiner Augustbriefe habe ich Worte für all meine dortigen Bekannten und Freunde beigelegt. Ob Du sie wohl bekommen hast? [»ja«] Ich begriff erst im August, daß Du in der Schweiz bist, Dein Maitelegramm habe ich nicht verstanden. Von Balivets habe ich nie etwas gehört, obwohl ich sie durchs Rote Kreuz zu erreichen suchte. Von Frau Lembruggen kam vor Monaten eine Nachricht, daß sie sich wohlbehalten in Holland befindet. An Alis habe ich mehrere Male geschrieben, bin aber ohne Antwort geblieben, ich weiß nicht, wieviel verloren gegangen ist. Ivy hat am letzten Weihnachten zum ersten Mal *nicht* geschrieben, auch auf meine Nachricht nicht geantwortet, weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Seligmann sehe ich sehr selten, wir kommen immer schlechter miteinander aus. Schaefer hat sich als ein sehr treuer und zuverlässiger Mensch erwiesen; ich habe ihm alle meine unveröffentlichten Arbeiten geschickt und ihn beauftragt, mit Dir zusammen für ihre Herausgabe zu sorgen, wenn mir etwas passiert. Er hat sich die größte Mühe gegeben, in Argentinien einen Verleger zu finden, aber bis jetzt hat nichts geklappt. Er ist verheiratet und seine Frau ist krank, er hat es sehr schwer, sich zu ernähren.

Ich bin sehr froh, daß Reiss sich so freundschaftlich bewährt; hoffentlich kannst Du einmal einen persönlichen Kontakt mit ihm aufnehmen. Ich habe Dir mehrere Male durch eine Cousine schreiben lassen (Alice Skurnik), aber Du hast wohl keine ihrer Nachrichten erhalten.

Indessen hat sich ihre Adresse verändert, und ich weiß nicht, sie zu finden.

Seitdem ich vom Land zurückkam, habe ich eine eigene Wohnung, zwei Zimmer und eine Küche. Alles ist für Dich vorbereitet, ich denke wenigstens, die Wohnung, die sehr billig ist, wird auch für uns beide reichen. Sie hat manche Nachteile, aber den Vorteil großer Ruhe. Ich bin gesund, Lunge ist absolut in Ordnung, die Galle verlangt noch immer Diät, aber macht sonst kaum Schwierigkeiten. Ich arbeite sehr viel und sehr anstrengend und wäre sehr glücklich, wenn Du mich entlasten könntest. Es ist kein Leben ohne Dich – das habe ich sehr gründlich gelernt. Jetzt habe ich meine Küche sauber gemacht, und dann muß ich ins Museum gehen. Leb wohl geliebtes Weib. Der Brief ans Komitee wegen Cuba ist fort. Ich umarme Dich!

[Auch in den folgenden Briefen schreibt Raphael von der »geistigen und moralischen Wüste« Amerika (in die er seine Frau eigentlich gar nicht »locken« dürfe), von dem »Grauen ohne Ende« und den Depressionen, von seiner Sehnsucht nach Emma R. und seinen täglichen Bemühungen um ihre Ausreise, und er thematisiert die Möglichkeit seiner Rückkehr nach Europa, aber »wovon in dem völlig verarmten Europa leben? Und wovon hier?« (14. 3. 1945) Seine Frau nennt er das einzige Wesen, mit dem er noch am Leben hängt. Er selbst bezeichnet sich als »Arbeits-tier«, als das sie ihn auch wiedererkennen würde. Aber sein Traum, ein Spinoza zu werden, sei vorbei, er halte sich nur noch für ein »kleines Talent«. Nach seinen Enttäuschungen mit Meyer Schapiro und Seligmann (»mit allen Menschen verkracht«, 14. 3. 45) hält er vor allem an Claude Schaefer und Alis Guggenheim fest.]

Aus dem Briefwechsel
mit Alis Guggenheim
1944

Aber ich habe immer meine Pflicht getan und ich habe mir diese gigantischen Probleme nicht gesucht, sie haben sich mir gestellt. Der Versuch sie zu lösen schien mir und scheint mir das einzige würdige Leben. Bleibe ich auf der Strecke (und manchmal scheint mir, daß ein einziger Selbstzerstörungswille in mir tobt), dann habe ich die Genugtuung gehabt, mein eigenes Leben zu leben und die große Freude, Dich zu kennen.

Der Briefwechsel mit der Malerin und Bildhauerin Alis Guggenheim (1896–1958) enthält mit Datum vom 17. 4. 1944 einen Brief, in dem Raphael auf die Bitte von Alis Guggenheim seine Arbeit zusammenhängend darzustellen versucht. Frau Guggenheim hat einen Teil dieses Briefes an Emma Raphael mit herzlichen Grüßen weitergeleitet. Der Text wird einen späteren Raphael-Band einleiten. Einige Themen dieses Arbeitsberichts, den Raphael verloren glaubt, nimmt er im folgenden Brief, mit dem dieser Auszug beginnt, erneut auf.

Die von Raphael 1944 an Alis Guggenheim gesandten Briefe wurden von Emma Raphael bei einem Aufenthalt in Basel mit der Hand abgeschrieben.

Neben Raphaels Beziehung zu seinen (im weitesten Sinn) »Schülern« V. Kern, Claude Schaefer und Ilse Hirschfeld ist es vor allem das Verhältnis zu Alis Guggenheim, das sich in seinen Tagebüchern und Briefwechseln durchhält.

Der sehr herzliche und freundschaftliche Briefwechsel beginnt 1932 (»Liebe«, »Liebe Genossin Guggenheim«, »Liebe Alis«) mit Briefen Raphaels aus Paris, später aus der Schweiz und wieder Paris. Der hier wiedergegebene Teil ist einem gesonderten Konvolut entnommen, das die Briefe von 1944 enthält. Einige kleinere stenographische Einschübe in diesen handgeschriebenen Briefen konnten nicht zweifelsfrei entziffert werden.

Dem hier veröffentlichten Briefwechsel schließen sich (teils französisch geschriebene) Briefe Max Raphaels an Alis Guggenheim von 1945 bis 1951 an. Einen Teil der Briefe hat Alis Guggenheims Tochter Ruth Heussler-Guggenheim später Emma Raphael zugeschickt.

Liebe Alis! Mitten im Wonnemonat bekam ich Deinen Winterbrief (durch Flug). Vielen herzlichen Dank. In Deinem vorigen Brief hattest Du verlangt zu wissen, wie es mir hier gefällt; ich hatte Dir so ausführlich darüber berichtet, wie es unter den gegenwärtigen Umständen möglich ist, aber Du erwähnst nichts davon und so muß ich annehmen, daß er mit vielen anderen verloren gegangen ist. Doch ich will mich dadurch nicht entmutigen lassen, Dir auch Deine heutige Frage zu beantworten; da alles von einem Zufall abhängt in dieser »besten aller Welten«, so mag es sein, daß diesmal die Chance größer ist und Du und Emmi doch einmal zu einem richtigen Brief kommen.

Also was ich arbeite? Drei ganz verschiedene Bücher: das eine über Höhlenmalereien in Südfrankreich und Nordspanien, das andere über vorgeschichtliche Töpfe in Ägypten und das dritte über moderne Wirtschaft in Europa. Du wirst vielleicht denken, daß so verschiedene Sujets in ein- und demselben Kopf ganz unverträglich sind; das Merkwürdige ist, daß sie sich sehr gut gegeneinander ausbalancieren: die Kompliziertheit von heute mit der Einfachheit von damals, wenn auch diese Einfachheit sehr viel komplizierter ist, als die guten Kunst- oder Kulturhistoriker sich denken und die Kompliziertheit von heute viel weniger konfus ist, als sie denen erscheint, die Geschichte machten, denn schließlich öffnet unser Zauberschlüssel die meisten Türen und Probleme. Zwei von diesen drei Büchern sind sozusagen fertig; das über die europäische Wirtschaft habe ich eben in zwei und einhalb Wochen abgetippt. Aber der Zufall fügt es, daß ich zuerst für das dritte Buch (über die Höhlenmalerei) einen Ver-

leger gefunden habe; ich werde mich also jetzt daran machen, es zu schreiben, nachdem ich den größten Teil des Materials im vorigen Jahr durchgearbeitet habe. Da Du selbst Töpfe machst und bemalst, würde Dich ja wohl das Topfbuch am meisten interessieren. Es enthält die ganze Entwicklung der ägyptischen Vorgeschichte, wie man sie allein aus den Töpfen (und Ausgrabungen) ablesen kann, und aus den sogenannten Ornamenten habe ich fast vollständig eine Sprache entziffert, die 1000 Jahre älter ist als die Hieroglyphen. Es sind magische Zeichen, die sich wiederholen und die zusammen ein gutes Bild von der damaligen Weltanschauung ergeben. Wenn Du wieder einmal in der Stadt bist, kannst Du im Museum nach den Schriften von Flinders Petrie fragen, Du wirst dann leicht ein Bild von dem bekommen, was meiner Arbeit zugrunde liegt. Ich glaube auch, daß Du an den Formen eine große Freude haben wirst, sie sind wesentlich einfacher, aber wesentlich künstlerischer als die griechischen Vasen.

Es ist unglaublich, was man alles in so zurückliegenden Zeiten entdecken kann. So habe ich gefunden, daß die Höhlentiere oft nach dem goldenen Schnitt konstruiert oder proportioniert sind und es war nicht leicht, dafür eine Erklärung zu finden: sie liegt in der menschlichen Hand. Seitdem verfolge ich die magische und symbolische Bedeutung der Hand, von der in der europäischen Kunst wenig, in der asiatischen dagegen sehr viel übrig geblieben ist; d. h. der Buddhismus hat einen sehr reichen und komplizierten Symbolismus der Hand und der Finger entwickelt. Eine andere Kleinigkeit, die ich gefunden habe, ist, daß ein großer Teil des lateinischen Alphabets sich auf den vorhistorischen ägyptischen Töpfen findet und zum großen Teil Zeichen für Himmel und Erde, Weib und

Mann, Leben und Tod, Unsterblichkeit und Sterblichkeit bedeutete, und alle diese Zeichen sind aus einer einfachen Stellungsänderung von zwei Fingern entwickelt. Ich finde immer neue Zusammenhänge und werde die ganze fertig geglaubte Arbeit noch einmal schreiben müssen. So weit reicht unsere Geschichte in die Vergangenheit zurück und so wenig haben wir davon verstanden! Wir sind arme Tröpfe, wir Menschen, wir können besser zerstören als begreifen. Das ganze war eine sehr leidenschaftliche Arbeit, zu der viel Phantasie gehört, um die Probleme zu stellen wie auch um sie zu lösen. Aber Phantasie ist in der Wissenschaft verboten, weil nur noch komplette Idioten sich ihr zuwenden. Es ist erstaunlich, was für Angst sie bekommen, wenn man ihnen erzählt, daß man Zeichen auf den Töpfen deuten will – ohne literarische Unterlagen.

Die Arbeit über die Gegenwart war nicht weniger leidenschaftlich, aber weniger angenehm; ich befürchte, daß meinen Seiten ein solch pestilenzartiger Zersetzungs- und Verwesungsgestank entströmt, daß kein Mensch den Mut haben wird, es zu drucken oder zu lesen. Das ist so wie bei den Kühen und Schweinen im Stall, die in ihrem eigenen Dreck liegen, ohne daß sie ihn riechen. Und die Menschen, die Badewanne und sonst allen Komfort haben, daß sie physisch geruchlos geworden sind, wie sollten sie ihre gesellschaftlichen Exkremete riechen?

Du mußt daraus nicht schließen, daß ich lieber in der Vorgeschichte gelebt hätte, als in der Gegenwart. Damals hat das Leben andere Schwierigkeiten gehabt. Was heute schwer zu ertragen ist, das ist nicht der Zerstörungsgestank, sondern die Passivität. Und an der ist im Augenblick absolut nichts zu ändern. Denn jeder Versuch zur Realisierung der Wahrheit ist nicht eine politische Mei-

nung wie bei Euch, sondern ein Verbrechen. Es gibt keine Welt, die so kurios unverständlich ist. Es ist leicht, sarkastische Bonmots zu machen, so dieses von Klemperer: das Land der bezahlten Unmöglichkeiten und der unbezahlten Möglichkeiten. Aber auch das hilft wenig zum Verständnis. Oft glaube ich, in eine wandernde Herde von Wunschtraumern geraten zu sein, die immer genau das Gegenteil von dem sagen, was sie wirklich sind, und – was gefahrlieh ist – das Gegenteil von dem wollen, was sie können. Aber das gehört nicht mehr direkt zu meiner Arbeit, es deutet Dir nur an, auf welchem Hintergrund ich arbeite. Es ist ein Fond von Urteilslosigkeit, von dem ich nie hätte träumen können. Ich habe leider im letzten Jahr vergeblich versucht, Dich mit meinem Freund Reiss bekannt zu machen (Winkelriedstr.27), damit Ihr Euch beide zusammensetzen und beraten könnt, was sich für Emmi tun läßt. Nun hatte ich eine Nachricht von meinem Freund V. Kern in Davos-Platz; bitte schreibe ihm in meinem Namen die Adresse von Emmi und meine herzliche und dringende Bitte, ihr mit allen Mitteln zu helfen, die ihm zur Verfügung stehen. Er kann es am besten und es dürfte ihm gewiß nicht an gutem Willen fehlen, aber es scheint irgend etwas nicht geklappt zu haben, denn die Verbindung zwischen beiden scheint nicht zu bestehen. Ich befürchte, daß vor allem manche Kleidungsstücke (Strümpfe etc.) fehlen. – Alles was Du mir über Dein Leben schreibst, habe ich mit der größten Anteilnahme gelesen, die ganz die alte geblieben ist; Du bist einer der ganz wenigen Menschen, an die ich mit ungetrübter Freude denke, weil Du immer ganz Du selbst und immer ganz menschlich gewesen bist. Das war keine leichte Aufgabe in unseren Zeitläuften.

Vielleicht findest Du doch auch noch die letzte Erful-

lung, die Du erwartest. Sie kommt ja manchmal ganz unerwartet, wenn man längst jede Hoffnung aufgegeben hat (wie mein Fall beweist). Und kommt sie nicht, so ist es besser mit sich allein zu sein, als in einer Ehe voll Disharmonie; denn das ist ja wohl die größte der Plagen dieses Lebens. Ich freue mich auch über alles, was Du mir über Ruth schreibst. Sie hat das furchtbare Talent, die Menschen nicht zu schätzen, die sie lieben und Menschen zu lieben, die sie nicht schätzen. Bei ihrem Temperament wird sie viel Schwierigkeiten haben. Jeder trägt sein Bündel und es ist schon viel, wenn mal gute Freunde ihre Bündel ein paar Stunden ab und zusammenlegen können. Das wollen wir hoffentlich tun, wenn einmal »Friede« ist, obwohl ich so etwas wie Friede mir nicht vorstellen kann. In Wirklichkeit haben die Mächtigen dieser Welt ein Interesse am Krieg, es ist das einzige Mittel ihrer Selbsterhaltung. Und wir armen Ohnmächtigen, wir haben geduldig die Folgen zu tragen, weil die einen zu schwach zum Denken und die anderen zu schwach zum Handeln sind. Wenn Du je diesen Brief erhältst, so schreibe mir möglichst oft Flugpost, Du kannst mir dadurch manche Sorge abnehmen. Laß es Dir gut gehen in der ländlichen Einsamkeit und in den Zwiegesprächen mit der Natur. Ich habe sie seit 3 Jahren nicht gesehen, aber für diesen Sommer habe ich mir eine Holzblockhütte mitten im Wald etwas über einem Fließchen gemietet und werde dort mindestens 1 Monat (August) zubringen. Leb wohl, laß es Dir gut gehen! Die besten Grüße für Ruth. Laß Emmi diesen Brief lesen.

Ich umarme Dich freundschaftlich Dein R.

Das Höhlenbuch ist nur ein Essay voller Ideen, das Buch über die ägyptischen Töpfe soll eine systematische Vollständigkeit haben, soweit es bei dem Material möglich ist. Ich habe nun die Geschichte beim A angefangen, ich habe ein leidlich klares Bild von der Vorgeschichte. Es gibt noch viele Probleme zu lösen und gewiß nicht leichte – all das ist eine leidenschaftliche Freude und Anstrengung.

Nun bin ich dabei, Bücher über den ägyptischen Totenglauben zu lesen. Vielleicht hätte ich damit anfangen sollen, da alle Gefäße für die Toten bestimmt waren, aber ich weiß nicht, ob es mir in der Deutung der Zeichen viel geholfen hätte. Denn was in den Texten vorliegt, sind spätere Deutungen und Umbildungen von Dingen, die in der Vorgeschichte auftauchen und die man schon in Ägypten nicht mehr verstanden hat; vielleicht war man auch mit den alten Bedeutungen nicht mehr zufrieden und komplizierte sie. So ist es gut, wie ich es gemacht habe, obwohl es schwierig war und ich noch immer nicht alle Zeichen deuten kann. –

... In Europa hatte man das Gefühl, daß man für jemanden schreibt, daß es einen kleinen Kreis von Menschen gibt, der an den Dingen interessiert ist und der sich unendlich weiterbilden will. Solche Menschen gab es unter den Armen und unter den Reichen und es dauerte oft lange, bis irgendein Echo kam – der erste nach meinem ersten Buch meldete sich genau zehn Jahre nach der Veröffentlichung; es war Kern; aber man verlor doch nicht den Glauben, daß es diesen Kreis von Menschen gab. Vielleicht werde ich ihn hier noch gewinnen, aber einstweilen habe ich nur das Gefühl von einer Wüste, wahrscheinlich, weil ich die Menschen nicht verstehe oder

nicht einmal etwas Menschliches finde. – Ich habe mich diese Nacht gefragt, warum ich unter diesen Umständen will, daß Du herkommst, da wir doch beide zurückzugehen haben werden. Es ist nichts als ein Paradox des Heimwehs: ich hoffe, daß Du früher hierher fahren kannst, als ich zu Dir. . . . Glücklicherweise habe ich nicht mehr das Gefühl, daß ich nicht mehr bloß an dem alten, vor drei Jahren entstandenen Text herumlaboriere, um Schönheitsfehler zu beseitigen. Die ganze Stoffmasse ist in Bewegung geraten, und ich werde ein neues und besseres Buch schreiben. Nachdem ich viel Zeit damit zugebracht habe, die Bedeutung der einzelnen Tiere und Pflanzen herauszubekommen, bin ich jetzt bei den Sternen, die mit sechs verschiedenen Anzahlen von Ecken vorkommen. Wahrscheinlich hat jede verschiedene Eckenzahl eine andere Bedeutung, aber es wird ein vergebliches Bemühen sein, das herauszubekommen. Jedenfalls war das der Fehler der ersten Arbeit, daß ich – obwohl ich die Zeichen deuten wollte, zu oft im Formalen stecken geblieben bin. Und dadurch bekam ich nie das rechte Taktgefühl dafür, was an Deutungen möglich und was falsch ist. Dieses Taktgefühl hatte ich sofort den Tieren der Höhlen gegenüber, während ich es für diese Töpfe nur sehr schwer bekomme. Der Grund ist wahrscheinlich der, daß sich alles um den Tod dreht und daß mir der Tod von Jugend auf ein solcher Vertrauter ist, daß ich das viele Gehabe der Ägypter nicht verstehen kann. Leider haben die Ägyptologen die Frage nie richtig beantwortet, warum sich in der Phantasie der Ägypter alles um den Tod dreht. Allmählich komme ich dahinter, indem ich mehrere Tatsachen kombiniere: 1) daß die Toten auf die linke Seite gelegt werden. Das ist die Herzseite und Herz ist für die Ägypter Verstand und Kraft zum Zaubern. Man wollte also die

Toten am Zaubern hindern. Aber an welchem Zaubern?
2) Indem man sie links legte, legte man sie so, daß sie ihren alten Besitz nicht sehen konnten; der Erbe fürchtete also, der Tote könnte sich seinen Besitz zurückzaubern und zu diesem Zweck ihn, den Besitzer töten. Ansässigkeit und Landbesitz waren also eine grundlegende Voraussetzung für diesen weitgehenden Totenglauben.
3) Man fürchtete nicht nur den Zauber der Toten, man gebrauchte ihn als Hilfe sowohl gegen gewisse schädliche Tiere wie gegen die »Untertanen«. Alle Töpfe mit »Ornamenten« gehören einer dünnen Herrensicht, die sich vor den Lebenden noch mehr fürchtet als vor den Toten. Und so gibt man den Toten durch Zauber gern Kräfte, damit diese zugunsten der lebenden Herrensicht gegen die aufsässigen Unterdrückten gebraucht werden können. So kommt man dazu, die Toten zu fürchten und zu verehren und beides aus demselben Motiv: der Angst um den Besitz. Ich weiß nicht, ob das meine endgültige Lösung des Problems ist. Vorläufig bin ich an diesem Punkt.

Ich will aus dem Höhlenbuch und dem Buch über die Töpfe einen Band machen unter dem Titel: Studien zur Kunst der Vorgeschichte . . .

Ich habe diesen ganzen finsternen und regnerischen Tag in der Bibliothek über Osiris gelesen; leider kann ich nicht sagen, daß ich klüger oder klarer geworden bin; und ich weiß nicht, ob dies an den alten Ägyptern liegt, wie die modernen Ägyptologen behaupten, oder an diesen Ägyptologen, die so stolz sind, den ägyptischen Priestern Widersprüche nachzuweisen, was mich immer vermuten läßt, daß man nicht verstanden hat. Mein Problem ist im Augenblick nicht, die Geschichte des Osiris-Kultes aufzuklären, sondern die Zahl der Ecken des Orion-Sternes festzustellen, der mit Osiris verbunden wurde. Das ist mir

bis jetzt nicht gelungen. Dafür habe ich entdeckt, daß der Sirius oder Hundstern bereits den uralten Ägyptern als solcher bekannt war und nicht erst die Griechen die Verbindung von Stern und Hund erfunden haben. Und eine andere kleine Überraschung: die Phrase: »sich im Grabe herumdrehen« stammt ebenfalls aus der ägyptischen Vorgeschichte, wo sie allerdings einen guten Sinn hat. Der Sohn bringt dem Vater ein Opfer und fordert ihn auf, sich von der linken auf die rechte Seite zu drehen, um das Opfer zu sehen. Es gibt auf meinen Töpfen verschiedene Figuren mit einer Rechtsdrehung, die ich mir nicht erklären konnte, bis ich den entsprechenden, wenn auch viel jüngeren Pyramidentext fand. Freilich gibt es auch Linksdrehungen; nach aller Logik müßten sie die unhöfliche Antwort an den Vater enthalten, sich wieder nach dem Opfermahl zurückzudrehen, damit der Sohn beruhigt ist. Dazu scheint es keinen Pyramidentext zu geben, man war mit der Zeit höflicher oder ungläubiger geworden. Ich bin froh, daß ich mich entschlossen habe, dieses Buch noch einmal zu schreiben. . . . Ich habe heute weitergesucht, ob ich wohl finden kann, wieviel Ecken der Orionstern auf meinen Töpfen hat, es war vergeblich; doch fand ich, was ich nicht eigentlich suchte, daß der kleine Bär 8 Ecken hat. Vielleicht werde ich ein anderes Mal mehr Glück haben. Da von den vielen Sternformen der Vorgeschichte in der historischen Zeit nur einer übrig geblieben ist (mit 5 Ecken), so ist die Chance gering. Ich habe viele Beispiele mit Osiris und seinem Orionstern gefunden, aber er hatte immer 5 Ecken, d. h. die spätere Zeit hatte die ursprüngliche Form verwischt.

. . . Ich sehe allmählich, in welchem Sinne ich das ganze Kapitel über die »Ornamente« umzuarbeiten haben werde. Seitdem ich begriffen habe, daß alle Zeichen sich

auf den Totenglauben beziehen, wird alles viel einheitlicher – sogar in einer völlig ungeahnten Weise. Denn es scheint, daß sämtliche Tiere ebenfalls für Sterne stehen. Die ägyptische Astronomie war ziemlich verschieden von der griechischen, die aus Babylon kam, und darum ist man bisher nie auf diesen Gedanken gekommen, die beiden Systeme so durchgehend zu vergleichen. Aber das ergibt merkwürdige Resultate. So haben z. B. die Griechen das Nilpferd oder Flußpferd mit diesem Namen belegt, obwohl es nicht zur Rasse der Pferde, sondern der Schweine gehört. Aber niemand hat die Frage beantwortet, warum die Griechen, die so gute Beobachter waren, sich geirrt haben. Der Grund ist dieser: Der Stern entsprach ihrem Pegasus (= geflügeltes Pferd) und da sie das betreffende ägyptische Tier nicht kannten, so nannten sie es auch Pferd und zum Unterschied Flußpferd. Da man dasselbe Sternbild meinte, wollte man die Gleichheit des Namens nicht aufgeben. Das ist eine Bagatelle, die ich wahrscheinlich nur in einem Nebensatz oder in einer Anmerkung unterbringen kann, aber sie zeigt mir, daß ich auf dem richtigen Weg mit meinen Deutungen bin. Bleibt das größere Problem, warum man Sterne und Tiere miteinander verkoppelt hat. Doch glaube ich auch der Lösung dieses Problems schon auf der Spur zu sein. Deswegen nimmt die Zahl der Probleme nicht ab. So fand ich kürzlich, daß wir etwa 4 Pflanzendarstellungen aus der Altsteinzeit kennen und 2–3 haben genau dieselbe Zeichnung wie einige Pflanzen auf den jungsteinzeitlichen Töpfen Ägyptens. Woher kommt dieser Zusammenhang? Ich bin sicher, daß sich noch viele Probleme stellen werden und wenn ich einige lösen kann, werde ich meine Freude haben.

Aus dem Briefwechsel
mit Max Horkheimer
und Leo Löwenthal
1934–1941

Mit freundlicher Genehmigung von Leo Löwenthal, Berkeley, und dem Max Horkheimer Archiv, Frankfurt/M.

Der Verfasser des Briefes vom 8. September 1941 an Professor Georg Swarzenski konnte nicht eindeutig identifiziert werden. Nach Auskunft von Herrn Löwenthal habe er den Brief nicht geschrieben; als Verfasser komme seines Erachtens in erster Linie Horkheimer in Frage, denkbar sei aber auch Pollock.



1939 in Paris, nach seiner Karte für die
Bibliothèque Nationale, in der er sich als
Schriftsteller eintrug



1952
in New York



Raphaels Arbeitszimmer in New York

Paris, le 18. VI. 34
36 rue des Ecoles

Sehr geehrter Herr Prof. Horkheimer,
Sie hatten mich im Laufe unseres letzten Gesprächs gebeten, Ihnen Mitteilung zu machen, wenn sich über meine Erkenntnistheorie etwas entscheidet. Ich kann Ihnen nun sagen, daß eine deutsche Ausgabe hier in Paris (Verlag Excelsior) in den ersten Julitagen erscheinen wird. Die frz. Ausgabe ist von Gallimard übernommen worden, was ich der besonders warmen Fürsprache von Prof. Groethuysen verdanke. Ich befürchte, daß damit das Buch aus Ihren Plänen ausscheidet. Oder würden Sie eine englische Ausgabe in Erwägung ziehen?

Natürlich werde ich Ihnen ein Exemplar der deutschen Ausgabe gleich nach Erscheinen zustellen.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr Ihnen sehr ergebener
Max Raphael

z. Zt. New York, den 30. Juli 1934

Dr. Max Raphael
36 rue des Ecoles
Paris

Sehr geehrter Herr Raphael,
Ihre Nachricht vom 18. Juni hat mich erst spät und auf Umwegen erreicht. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig zu dem baldigen Erscheinen Ihres Buches und wünsche Ihnen den besten Erfolg.

Eine englische Ausgabe wird das Institut in absehbarer Zeit wohl kaum veranstalten können, weil wir zunächst unsere Mittel zu anderen wissenschaftlichen Zwecken dringend brauchen, doch wird, wenn das Buch auf deutsch und französisch erst einmal heraus ist, das Interesse englischer Verleger gewiß zu erwecken sein.

Mit freundlichen Grüßen
bin ich
Max Horkheimer

Chatenay-Malabry (Seine), 23. Juli 1939
Butte Rouge, 15, Rue Robert Hertz, 15

Sehr verehrter Herr Professor,

Als ich Sie vor einigen Jahren in Paris kennen lernte, hatten Sie mir erlaubt, an Ihrem Archiv mitzuwirken und Ihnen Vorschläge zu unterbreiten. Da ich ein sehr langsamer Arbeiter bin, kann ich Ihnen erst heute sagen, daß ich ein Buch beendet habe, das den provisorischen Titel trägt: »Arbeiter, Kunst und Künstler. Drei Beiträge zu einer marxistischen Kunsttheorie.« Es umfaßt 500 Schreibmaschinenseiten, zu deren Verständnis etwa 8 Abbildungen unerläßlich wären.

Ich würde es natürlich als eine große Ehre für mich ansehen, wenn Sie sich entschließen könnten, dieses Buch zu veröffentlichen. Um Ihnen einen Einblick in den Inhalt zu geben, sende ich Ihnen beiliegend ein sehr detailliertes Inhaltsverzeichnis, in dem fast jeder Abschnitt durch ein knappes Stichwort angegeben ist.

Sollte meine Arbeit Sie interessieren, so würde ich Ihnen das Manuskript zusenden, falls Sie nicht vorziehen,

das in Amerika befindliche Exemplar von meinem Freunde Dr. Max Hirschberg, dem früheren Anwalt der sozialdemokratischen Partei in München, zu verlangen.

Seine Adresse ist: Kent Manor 117-01 Park Lane South Kew Garden/New York.

Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ganz abgesehen von jeder Veröffentlichung Ihre Kritik mir sehr wertvoll sein würde.

Ihr sehr ergebener
Max Raphael

24. August 1939

Dr. Max Raphael
Chatenay-Malabry (Seine)
Butte Rouge
15 Rue Robert Hertz

Sehr geehrter Herr Raphael:

Herr Professor Horkheimer hat mich beauftragt, Ihnen für Ihren Brief vom 23. Juli verbindlichst zu danken. Er erhielt Ihr Schreiben kurz vor Antritt einer längeren Reise und kam leider nicht mehr dazu, seine Korrespondenz selbst zu erledigen.

Die Übersicht über Ihr neues Buch hat Herrn Horkheimer außerordentlich interessiert, und er wird sich sehr darüber freuen, falls sich eine Gelegenheit findet, die Arbeit in ihrem vollen Umfang zu publizieren. Leider kann das Institut auf absehbare Zeit an ein solches Unternehmen nicht denken. Unsere Mittel gestatten es uns nicht, über die Veröffentlichung der Zeitschrift und einiger

Buchmanuskripte hinaus, für die seit einigen Jahren feste Vereinbarungen vorliegen, noch weitere Publikationen in Aussicht zu nehmen. Es wäre aber Herrn Horkheimer und uns allen ein großes Vergnügen, wenn Sie uns das Manuskript einmal zur Einsicht überließe.

Evtl. käme, wenn Sie damit einverstanden sind, die Veröffentlichung eines ausgewählten Abschnitts für unsere Zeitschrift in Frage. Herr Horkheimer hat schon daran gedacht, ob sich nicht vielleicht Ihr Kapitel über Corot ganz oder teilweise in den Rahmen der Zeitschrift einfügen ließe. Bitte lassen Sie uns doch möglichst bald wissen, wie Sie darüber denken, und lassen Sie uns gegebenenfalls auch entweder das gesamte Manuskript oder die Ausführungen über Corot zugehen. Wir könnten, falls wir nach Einsicht in das Manuskript und nach Maßgabe des in der Zeitschrift zur Verfügung stehenden Platzes Ihnen die Veröffentlichung eines Teilabschnittes anbieten, Ihnen bis zu 30 Druckseiten zur Verfügung stellen.

In ausgezeichnete Hochachtung
Leo Löwenthal

New York City, d. 30. VIII. 41
228 East 75 street
RH4-0154

Sehr verehrter Herr Professor Horkheimer,
es war meine Absicht, Sie sogleich nach meiner Ankunft in N. Y. um eine Begegnung zu bitten. Da aber meine schwankende Gesundheit den neuen Lebensbedingungen nicht standgehalten hat, mußte ich es bis heute verschieben. Nun endlich kann ich meine Arbeit wieder aufneh-

men, die ich im Mai 1940 unterbrechen mußte, um ins französische Concentrationslager zu gehen.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir mit Ihrem Rat und mit praktischer Hilfe zur Seite stehen würden. Sie werden sich denken können, daß ich ohne Geldmittel hier angekommen bin, aber ich hoffe, daß meine Kenntnisse und Fähigkeiten sich auch hier verwenden lassen, und daß meine früheren Arbeiten hinreichen, um mir in dieser schwierigen Situation das Wohlwollen zu sichern, das nötig ist, damit meine weitere Arbeit möglich wird.

Sie hatten noch kurz vor Kriegsbeginn mein Manuskript »Arbeiter, Kunst und Künstler« in Händen, in dem sich die ästhetische und geschichtliche Analyse eines Bildes von Corot befand. Seitdem habe ich mit der Niederschrift meiner »Empirischen Kunsttheorie« begonnen, und ich würde sehr gern diese Arbeit fortsetzen, wenn mir durch ein Stipendium oder ähnliches die finanzielle Möglichkeit gegeben wird. Leider bin ich ohne jede Kenntnis der englischen Sprache hier angekommen, so daß eine Lehrtätigkeit für absehbare Zeit ganz ausgeschlossen ist.

Da Sie viel besser als ich wissen, ob und was für mich geschehen kann, bitte ich Sie um Ihren Rat und um Ihre Hilfe.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

Max Raphael

2. September 1941

Dr. Max Raphael
228 East 75 Street
New York City

Sehr geehrter Herr Doktor Raphael!
In Abwesenheit von Professor Horkheimer danke ich Ihnen für Ihr Schreiben vom 30. August.

Da Dr. Horkheimer in nächster Zeit noch von New York abwesend sein wird, ist eine persönliche Aussprache mit ihm leider nicht möglich. Dr. Löwenthal wird jedoch sehr gern in seiner Vertretung mit Ihnen Ihre Angelegenheit besprechen und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich unter Monument 2 – 6056 anrufen wollten, um eine Zeit zu vereinbaren.

In ausgezeichnete Hochachtung
M. v. Mendelssohn
Sekretärin von Prof. M. Horkheimer

8. September 1941

Professor Georg Swarzenski
40 Carlton Street
Brookline, Mass.

Sehr geehrter Herr Professor Swarzenski!
Darf ich Sie heute um einen Rat bitten. Es hat uns heute im Institut der Kunsthistoriker Max Raphael besucht, der seit einigen Wochen hier ist und offenbar unter recht verzweifelten Bedingungen lebt. Ein Urteil über die wissen-

schaftlichen Qualitäten eines Kunsthistorikers kann ich mir nicht anmaßen, möchte aber doch sagen, daß der Eindruck, den ich in einem langen Gespräch gewonnen habe, recht günstig ist. Herr Raphael ist offensichtlich ein Mensch von wirklicher geistiger Leidenschaft und zugleich von einer Distanziertheit allem Betrieb gegenüber, wie man sie nur sehr selten findet. Die ernste und bescheidene Art seines Verhaltens läßt mich darauf schließen, daß es sich um einen wirklichen Gelehrten handelt und zugleich um einen Mann, der über die Fachgrenzen allenthalben hinaussieht.

Raphael hat bereits vor dem ersten Weltkrieg ein Buch über die Entwicklung in der Malerei von Monet bis Picasso geschrieben und ist um Probleme in der modernen Malerei besonders interessiert. Sein großer Plan war der einer gesellschaftstheoretischen Grundlage der Kunstwissenschaften. Doch ist er realitätsgerecht genug, um die Schwierigkeiten zu sehen, die der Verwirklichung dieses Planes entgegenstehen und denkt daran, eine systematische Darstellung – gerade auch in soziologischem Zusammenhang – der Bedeutung der einzelnen künstlerischen Materialien für die Geschichte der Kunst zu schreiben. Er scheint außerdem Spezialkenntnisse auf dem Gebiet der französischen Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts zu besitzen.

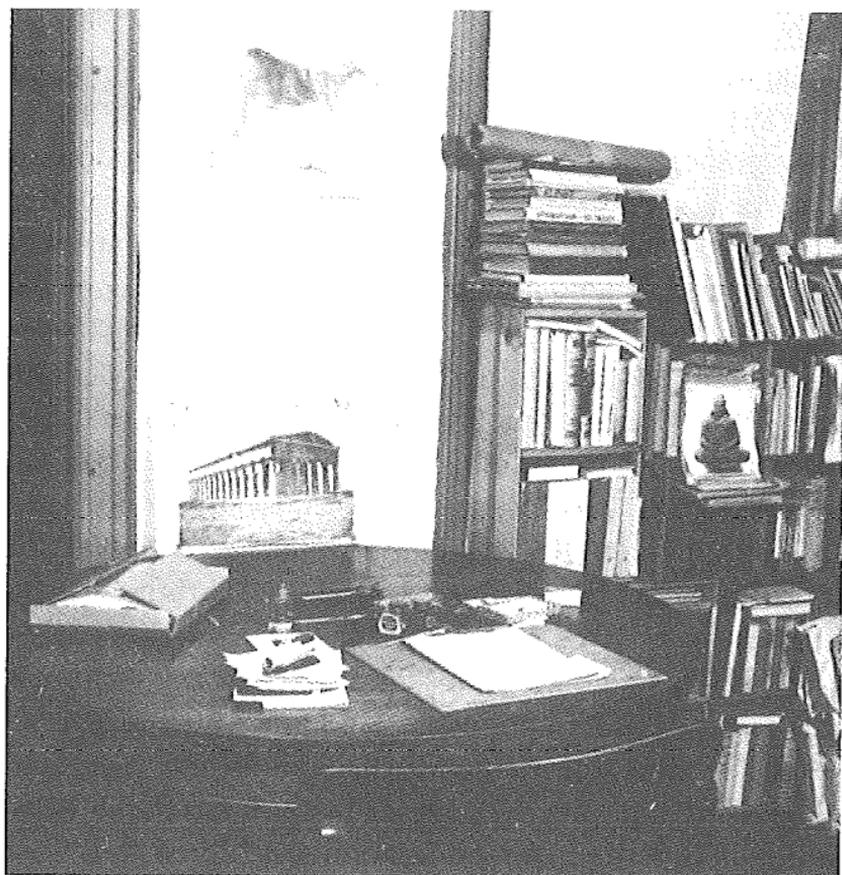
Würde es Ihnen möglich sein, uns einen Rat zu geben, was Herr Raphael am besten tun kann und würden Sie wohl gar selbst irgendeine Möglichkeit für ihn sehen und einmal mit ihm sprechen? Unser Institut, das durch Hilfsaktionen innerhalb der Emigration seit Jahren weit über die Grenzen seiner Möglichkeiten hinaus beansprucht ist, kann in diesem Fall unmöglich etwas tun, so gern wir es auch möchten.

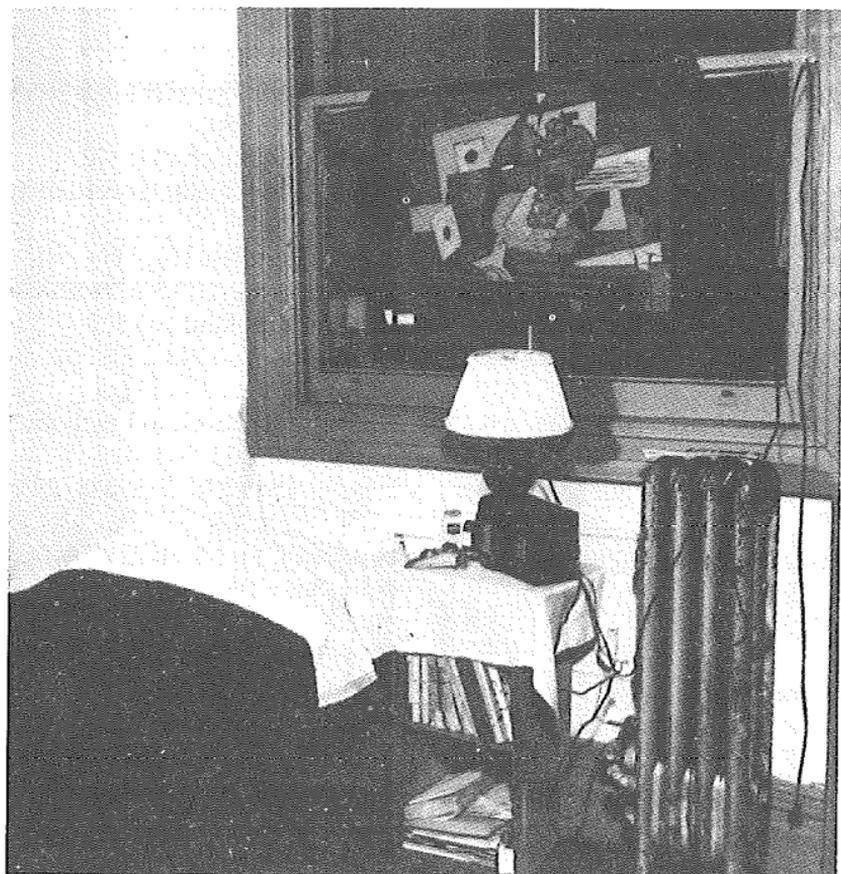
Nehmen Sie für Ihren freundlichen Rat im voraus meinen herzlichsten Dank.

Mit den ergebensten Empfehlungen
für Ihre Frau Gemahlin und Sie,

stets Ihr

Max Horkheimer





Emma Raphael notierte auf der Rückseite dieser Bilder: »Unsere Zimmer in New York. Ilse [Hirschfeld] hat diese Photos machen lassen in 1952.«

Namenregister

- Alberti, Leone Battista 308
Angelius Silesius 288
Aristoteles 172, 214
Augustinus 203, 209, 210, 211
- Balivet 390, 399
Balzac, Honoré de 379
Baudelaire, Charles 121, 281
Bender 186
Bergson, Henri 150
Bernard de Chartres 252
Bismarck, Otto von 278, 287, 294
Blumberg 331, 336, 348, 356, 398
Braunsberg, Hugo 336
Brüning, Heinrich 289
- Cook 323, 326, 327
Corot, Camille 351, 418, 419
- Darwin, Charles 369
Donatus 57
Dostojewski, Fjodor M. 193
Dürer, Albrecht 302, 308
- Eichendorff, Joseph Frhr. von 288
Ey 358, 365
- Feuerbach, Ludwig 216
Flaubert, Gustave 193, 196, 281, 379
Fleischmann, Marcel und Elli 194, 196, 197, 198
- Friedrich Wilhelm I. 278
- Goethe, Johann Wolfgang von 54, 195, 302, 308, 379
El Greco 323
Groethuysen, Bernard 415
Grosseteste, Robert 253
Guggenheim, Alis 358, 390, 395, 397, 399, 401, 402
- Hals, Frans 306
Hauptmann, Gerhart (*alias* Presbers) 150
Hebbel, Friedrich 144, 172
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 287
Heine, Heinrich 216, 217
Heussler-Guggenheim, Ruth 407
Hindenburg, Paul von 113
Hirschfeld, Ilse 348, 357, 359, 360, 361
Hirschberg, Max und Ingeborg 359, 360, 362, 363, 417
Hitler, Adolf 278, 286, 288, 293, 297, 299, 308
Hölderlin, Friedrich 221
Hölz, Max 298
Homer 301
Horkheimer, Max 413, 415, 416, 417, 418, 420, 422
Husserl, Edmund 57
- Ingres, Jean Auguste Dominique 331

Namen- und Sachregister wurden von Harald Justin erstellt.
Sie beziehen sich ausschließlich auf die Texte Max Raphaels.

- Jacoby 336
 Jean Paul 288
 Jesus Christus 54, 55, 101, 112,
 145, 166, 167, 231, 303
 Jung, Max 185, 364
- Kant, Immanuel 145, 172, 181,
 184, 207, 208, 209
 Katzenstein 193, 198
 Kern, V. 395, 397, 406, 408
 Kierkegaard, Sören 287
 Klemperer 406
 Klöckner, Peter 301
 Kopernikus, Nikolaus 184
 Kroner, Kurt Erwin 172
 Krupp 287, 301
- Lask, Emil 86, 87
 Laval, Pierre Etienne 295
 Lembruggen 385, 399
 Lesser, Anca 172, 174, 179, 183,
 185
 Leonardo da Vinci 308, 388
 Loebe 298
 Löwenthal, Leo 413, 418
 Ludwig, Emil 301
 Lurçat, André 327, 336, 351,
 358, 396, 398
 Luther, Martin 54, 183, 277
- Marx, Karl 181, 183
 Matteotti, Giacomo 304
 Mazzuratti, Lavana 299
 Meister Eckart (Eckehard, Eck-
 hard, Ekkehard) 145, 158, 197
 Mendelssohn, Moses 420
 Meyer, Ed. 368
 Meyer Shapiro 360, 361, 362,
 363, 387
 Monet, Claude 421
 Moos, Max von 395
 Mussolini, Benito 304
- Newton, Isaac 192
 Nietzsche Friedrich 303, 304
- Pétain, Henri Philippe 226
 Petrie, Flinders 404
 Picasso, Pablo 421
 Platon 117, 172, 188, 207, 215,
 251, 252
 Plinius 217
 Pot, Philippe 136
 Poussin, Nicolas 189, 380
 Presbers, Rudolf (*siehe Haupt-*
mann)
- Racine, Jean Baptiste 264
 Raphael, Emma 362, 373, 403,
 406, 407
 Raphael, Karl 358, 394
 Reiss 385, 392, 394, 399, 406
 Rembrandt, Hermansz van Rijn
 306
 Ribera, Jusepe de 355
 Rilke, Rainer Maria 302
 Robespierre, Maximilien 298
 Rosen 392
 Rosner, Edmund 288, 289
 Rubens, Peter Paul 271
 Ruisdael, Jacob Isaacksz van 306
- Saint Just, Antoine 298
 Schaefer, Claude 395, 399
 Schiller, Friedrich 132, 172, 307,
 308
 Schmidt 395
 Schopenhauer, Arthur 211, 212,
 303
 Seligmann, Kurt 360, 361, 362,
 363
 Shakespeare, William 380
 Simmel, Georg 150
 Skurnik, Alice 399
 Sola 389, 398

Spengler, Oswald 310
Steiner, Rudolf 142
Stinnes, Hugo 287, 296
Stresemann, Gustav 298
Swarzenski, Georg 420

Thomas von Aquin 212, 216
Thyssen 287
Toscanini, Arturo 304

Vermeer van Delft, Jan 306
Voss, Richard (als Verfasser der
Zwei Menschen) 150

Waetzold, Wilhelm 174
Wagner, Richard 303
Wedekind, Frank 150, 281
Westheim, Paul 182

Wescher 392
Wolff, Otto 296

*Verzeichnis mythologischer und
biblischer Namen*

Apollo 304
Gott 101, 102, 103, 112, 127,
166, 178, 188, 203, 207, 214,
215, 253, 257, 258, 267, 308,
312
Odysseus 301, 303, 358
Razias 213
Samson 214
Hl. Veronika 169
Wotan 231

Sachregister

- Architektur 77
– und Malerei, Plastik 337
- Chaos (und Ordnung) 146, 149,
152, 168, 379, 380, 384
- Expressionismus 308
- Form (künstlerische Form) 168,
175, 194, 302
- Geist und Macht 68, 80, 82, 87,
89, 90, 104, 105, 106, 109, 117,
118, 119, 122, 123, 126, 127,
128, 130, 131, 132, 133, 138,
140, 143, 147, 151, 162, 163,
168, 281, 381
– geistig schaffender Mensch 86,
121, 130, 131, 137, 154
- Gesetz 128, 378
– des Handelns 97
– selbstgeschaffene 87
- Goldener Schnitt 404
- Impressionismus (Impressioni-
sten) 33
– Neo-Impressionisten 101
- Innerer Sinn 76, 96
- Klassizismus 337
- Konzeption 97
- Kunst 177, 178, 186, 380 f.
– Natur 305, 369
– Religion 337
– -werk 131, 132
- Kunst der Antike 260, 365, 366,
367, 369, 412
– Tempel 245, 354
- Kunst Ägyptens 128, 365, 404 f.
- Kunst des Mittelalters
– altchristliche Kirchen 136,
247
– Chartres 250 f., 331
- Kunst der Prähistorie 368, 370,
408, 409, 412
- Kunsttheorie
– Kunstgeschichte als Wissen-
schaft 250
– mathematische 355
- Künstler 95, 150 f., 175, 181
- Künstlerisches Schaffen
(Schaffensakt, -gestaltung,
-methode, -kraft, -prozeß,
-theorie, -trieb) 90, 164, 205,
246
- Licht 331
– Chartres 254 f.
- Mathematik 195
- Marxismus 194, 282
- Natur 55 f., 382
– -empfinden 369
– -wissenschaft 101, 254
- Notwendigkeit
– innere 59
– des Naturgeschehens 87
– des Scheins 176
– des Schöpferischen 180
- Raum 92, 93
– Chartres 258 f.
- Realisation 203

570 12/30,-

Schöpferischer Trieb (Akt, Denken, Ich, Kraft, Mensch, Tat, Wille) 52, 56, 57, 59, 61, 62, 95, 98, 102, 108, 111, 118, 123, 133, 138, 149, 156, 157, 160, 164, 173, 204, 216, 221

Tod 64, 67, 98, 99, 109, 127, 165, 175, 177, 179, 203 ff., 409, 410, 412
– Selbstmord 207 f.